

Heft 16

Denkströme

Journal der
Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig

Herausgegeben vom Präsidenten der
Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig



Leipziger Universitätsverlag 2016

Gedruckt mit Unterstützung des Sächsischen Staatsministeriums
für Wissenschaft und Kunst

Wissenschaftlicher Beirat: Michael Göttfert, Jens Haueisen, Wilfried Hofmann,
Wolfgang Huschner, Joachim Mössner, Hans Ulrich Schmid, Manfred Wendisch,
Hans Wiesmeth, Christian Winter

Redaktion: Pirmin Stekeler-Weithofer

Lektorat: Stefanie Kießling

Redaktion Denkströme:

Sächsische Akademie der Wissenschaften zu Leipzig

Karl-Tauchnitz-Str. 1, 04107 Leipzig, denkstroeme@saw-leipzig.de

Die Online-Ausgabe ist über [<http://www.denkstroeme.de>](http://www.denkstroeme.de) abrufbar.
Dort finden sich auch alle Informationen zur Manuskripteinreichung.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über [<http://dnb.dnb.de>](http://dnb.dnb.de) abrufbar.

Jede Verwertung des Werkes außerhalb der Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist unzu-
lässig und strafbar. Dies gilt insbesondere für Übersetzung, Nachdruck, Mikroverfilmung
oder vergleichbare Verfahren sowie für die Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen.
[Der voranstehende Eintrag bezieht sich nur auf die beim Leipziger Universitätsverlag
erschienene Druckauflage. Die PDF-Dateien der Online-Ausgabe stehen unter der Creative
Commons BY-NC-ND-Lizenz [<http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/3.0/de/>](http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/3.0/de/). Für
weitergehende Nutzungen setzen Sie sich bitte mit den jeweiligen Autoren in Verbindung.]

© 2016 Sächsische Akademie der Wissenschaften zu Leipzig

Verlag: Leipziger Universitätsverlag

Gestaltung und Satz:

Barbara Zwiener, Sächsische Akademie der Wissenschaften zu Leipzig

Druck: druckhaus köthen GmbH & Co. KG

Printed in Germany

ISSN: 1867-6413

Inhaltsverzeichnis

Editorial	5
Beiträge	
Tonio Sebastian Richter »einen Bau ... , der nicht von großen Sprachanlagen der Nation zeugt«. Die Klassifikation des Ägyptischen in der vergleichenden Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts	9
Bettina Bock und Sabine Ziegler Was heißt und zu welchem Zweck betreibt man »Deutsche Wort- feldetymologie in europäischem Kontext«?	36
Andreas Herz Sprachausbau und -regulierung. Zur Spracharbeit der <i>Frucht- bringenden Gesellschaft</i> am Beispiel der Orthografie	52
Gabriele Ball, Anne Dickel, Andreas Herz und Timo Steyer Der gedruckten Edition eine digitale Schwester. Das AEDit-Projekt und die digitale Edition der <i>Fruchtbringenden Gesellschaft</i>	69
Andreas Kleinert Newton – Euler – Lesage. Zur Theorie der Schwerkraft im 18. Jahrhundert	82
Frank Schale und Sebastian Liebold Intellectual History der Bundesrepublik. Ein Werkstattbericht	97
Diskussionen	
Heinrich Detering Volkskörper und Sprachleib	123
Hans Ulrich Schmid Schlechtes Deutsch und gutes Deutsch: Vom Mittelalter bis heute	128

Inhaltsverzeichnis

Pirmin Stekeler-Weithofer	
Denken und Sprechen aus philosophischer Sicht	142
Christiane von Stutterheim	
Auf ausgetretenen Pfaden läuft man schneller. Zum Verhältnis von Sprache und Denken aus linguistischer Sicht	150
Berichte und Notizen	
Leipziger Ausgabe der Werke von Felix Mendelssohn Bartholdy	
Beitrag von Ralf Wehner und Clemens Harasim	159
Briefwechsel Robert und Clara Schumanns mit Korrespondenten in Berlin	
Beitrag von Klaus Martin Kopitz	163
Gert Melville, <i>The World of Medieval Monasticism. Its History and Forms of Life</i> (Cistercian Studies Series, Bd. 263)	
Beitrag von Mirko Breitenstein und Jörg Sonntag	167
Autoren	169

Editorial

Der Sprache kommt in unserer Gesellschaft seit jeher eine große Bedeutung zu: Vor fast genau 20 Jahren wurde die bis heute umstrittene deutsche Rechtschreibreform beschlossen; dieser Tage gedenken wir des 105. Todestags von Konrad Duden (1829–1911) und des 210. Todestags von Johann Christoph Adelung (1732–1806); nächstes Jahr feiert die Fruchtbringende Gesellschaft, die älteste deutsche Sprachpflegegesellschaft, ihren 400. Gründungstag.

Egal aus welcher Perspektive wir gegenwärtig auf das Thema Sprache schauen: Es ist allseits präsent – im Kontext der aktuellen Flüchtlingsproblematik, in der Diskussion um die Globalisierung und den weltweiten Wettbewerb, in Analysen zur Veränderung unseres Kommunikationsalltags im Zeitalter der Digitalisierung. All diese Entwicklungen werfen Fragen auf, Fragen die oft erst beantwortet werden können, wenn man einen Schritt zurücktritt, größere Entwicklungszeiträume in den Blick nimmt und die Kontexte berücksichtigt.

Genau auf diesem Feld liegt die Expertise der deutschen Wissenschaftsakademien. In der Auseinandersetzung mit Sprache blicken sie auf eine lange Tradition und eine große Zahl namhafter Gelehrter zurück. So wundert es nicht, dass Tonio Sebastian Richter in seinem historischen Überblick zur vergleichenden Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts gleich an zwei berühmte Sprachforscher erinnert: Zum einen an Wilhelm von Humboldt (1767–1835) und dessen *Reden zur Sprache* an der Berliner Akademie der Wissenschaften in den 1820er Jahren, zum anderen an den berühmten Orientalisten Heinrich Ewald (1803–1875) und dessen dem wissenschaftlichen Konsens seiner Zeit widersprechenden Abhandlungen an der Göttinger Akademie der Wissenschaften.

Auch die Sächsische Akademie der Wissenschaften zu Leipzig verfügt über jahrzehntelange Erfahrung in der Erforschung von Sprache und ein enormes Spezialwissen: Eines der ältesten Leipziger Akademievorhaben überhaupt ist zum Beispiel das *Althochdeutsche Wörterbuch*, das mittlerweile seit mehr als 70 Jahren den ältesten deutschen Sprachschatz erschließt. Ein Wörterbuch mit einem ganz anderen Zugang, nämlich über Wortfelder, ist die *Deutsche Wortfeldetymologie im europäischem Kontext*. Wie diese Arbeit aussieht, zei-

gen Bettina Bock und Sabine Ziegler anhand zahlreicher Beispiele. Gleich zwei Beiträge stellen zudem die Arbeit des Forschungs- und Editionsprojekts *Die deutsche Akademie des 17. Jahrhunderts: Fruchtbringende Gesellschaft* vor: Andreas Herz rückt die historische Aufarbeitung in den Fokus, nicht ohne aktuelle Entwicklungen mitzudenken, und die Autorengruppe um Gabriele Ball zeigt anhand des Projektes AEDit die Möglichkeiten und Schwierigkeiten der Retrodigitalisierung auf.

Allein diese wenigen Beispiele aus unserer Akademiearbeit zeigen, wie vielfältig die Zugänge zum Thema Sprache sein können. Ein noch weiteres Spektrum eröffnet sich, wenn man die vielen Projekte der anderen Länderakademien ebenfalls berücksichtigt. Gelegenheit dazu bot der diesjährige Akademientag, die Gemeinschaftsveranstaltung der acht in der Akademienunion zusammengeschlossenen Akademien. Er fand am 18. Mai 2016 an der Universität Hamburg statt und nahm das Thema Sprache in all seinen Facetten in den Blick. Als eine der federführenden Akademien dieser Veranstaltung haben wir zwei der zahlreichen Aspekte für unser Sprachheft der *Denkströme* herausgegriffen: Zum Thema *Wozu ›gutes Deutsch‹?* melden sich Heinrich Detering und Hans Ulrich Schmid zu Wort, Pirmin Stekeler-Weithofer und Christiane von Stutterheim nähern sich hingegen aus sehr verschiedenen Perspektiven der Frage *Denken wir in Sprache(n)?*

Über den Schwerpunkt Sprache hinaus präsentiert dieses Heft noch zwei besondere Beiträge. Der Artikel des Wissenschaftshistorikers Andreas Kleinert über die Theorie der Schwerkraft im 18. Jahrhundert geht auf einen Vortrag im Rahmen eines Akademie-Kolloquiums des Kommission Wissenschaftsgeschichte zurück. Diese Kommission koordiniert und fördert Forschungen zur Geschichte der Naturwissenschaften, der Mathematik, der Technik und der Medizin. Frank Schale und Sebastian Liebold stellen dagegen ihr Projekt zur *Intellectual History* vor, das aktuell im Programm »Geisteswissenschaftliche Forschung« des Sächsischen Ministeriums für Wissenschaft und Kunst (SMWK) gefördert und von unserer Akademie unterstützt und begleitet wird.

Hans Wiesmeth

Beiträge

Tonio Sebastian Richter

»einen Bau . . ., der nicht von großen Sprachanlagen der Nation zeugt«

Die Klassifikation des Ägyptischen in der vergleichenden Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts

1. Prospekt

In der Vorgeschichte des Aufbruchs der ägyptischen Sprachwissenschaft, den man als »école de Berlin« apostrophiert,¹ und von diesem weitgehend überschattet, liegt eine Phase des intensiven Austauschs zwischen früher Ägyptologie und vergleichender Sprachwissenschaft. Die Entzifferung der Hieroglyphen und die ersten erfolgreichen Versuche, altägyptische Texte zu lesen, weckten frühzeitig das Interesse vergleichender Sprachwissenschaftler, die Sprache Altägyptens in die sich entwickelnden Systeme der genetischen und typologischen Sprachklassifikation² zu integrieren. Dabei rangen sie mit einer Aporie: Obwohl die »weltgeschichtliche Rolle« der Ägypter nach Ausweis der längst bekannten materiellen Zeugnisse pharaonischer Kultur wie auch der biblischen und klassischen Quellen eine bedeutende gewesen sein musste, schien die Sprache der Ägypter einen denkbar primitiven Sprachbau aufzuweisen.

Der folgende Beitrag beleuchtet die typologische Klassifikation des Ägyptischen im sprachvergleichenden Diskurs des 19. Jahrhunderts seit Wilhelm von Humboldts (1767–1835) Akademieschriften der 1820er Jahre bis zu Franz Mistelis (1841–1903) Revision von Heymann Steinthals (1823–1899) Werk zur Sprachenklassifikation von 1893.³ Welchen Anblick bot Sprachwissenschaft-

1 Zur »Berliner Schule« der Ägyptologie vgl. Thomas Gertzen, *École de Berlin und Goldenes Zeitalter (1882–1914) der Ägyptologie als Wissenschaft. Das Lehrer-Schüler-Verhältnis von G. Ebers, A. Erman und K. Sethe*, Berlin / New York 2013.

2 Vgl. grundlegend Manfred Ringmacher, »Die Klassifizierung der Sprachen in der Mitte des 19. Jahrhunderts« und »Sprachtypologie und Ethnologie in Europa am Ende des 19. Jahrhunderts«, in Sylvain Auroux u. a. (Hg.), *History of the Language Sciences. Geschichte der Sprachwissenschaften. Histoire des sciences du langage*, Bd. 2 (HSK – Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft, Bd. 18.2), Berlin / New York 2001, S. 1427–1435 und 1436–1442.

3 Vgl. auch Tonio Sebastian Richter, »Early Encounters: Egyptian-Coptic studies and comparative linguistics in the century from Schlegel to Finck«, in Eitan Grossman, Martin Haspelmath und Tonio Sebastian Richter (Hg.), *Egyptian-Coptic linguistics in typolo-*

lern im 19. Jahrhundert, die das Ägyptisch-Koptische auf dem Kenntnisstand der zeitgenössischen Ägyptologie analysierten, dessen Sprachbau? Warum sahen sie, was sie sahen? Wie interpretierten sie ihre Beobachtungen, und auf welchen Prämissen fußte ihre Hermeneutik? Am Fall eines einsamen Bestreiters einer *communis opinio* in der zeitgenössischen Sprachenklassifikation, des Göttinger Theologen und Orientalisten Heinrich Ewald (1803–1875), werden schließlich Denkspielräume sprachvergleichender Theoriebildung im 19. Jahrhundert ausgeleuchtet.

2. Das Ägyptische im Blickfeld der vergleichenden Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts

2.1 Die Einführung des Ägyptischen ins Repertoire der vergleichenden Sprachwissenschaft

Die Einführung des Ägyptischen in den Diskurs der vergleichenden Sprachwissenschaft fand an der Berliner Akademie der Wissenschaften statt und lässt sich, wenn man will, auf den Tag datieren. Am 20. Mai 1824 hält Wilhelm von Humboldt seine Akademie-Rede *Über die Buchstabenschrift und ihren Zusammenhang mit dem Sprachbau*. In seiner Eingangshypothese formuliert Humboldt den Gedanken, dass die Erfindung oder Übernahme einer Buchstabenschrift »von dem Grade der Vollkommenheit der Sprache, und noch ursprünglicher, der Sprachanlagen jeder Nation abhänge«, um etwas später in einem rhetorischen Selbsteinwand einzuräumen:

Auf *Aegypten* allein schien diese Vorstellungsart nicht recht zu passen. Denn die heutige Coptische Sprache beweist unläugbar, dass auch die Alt-Aegyptische einen Bau besass, der nicht von großen Sprachanlagen der Nation zeugt, und dennoch hat Aegypten nicht nur Buchstabenschrift besessen, sondern war sogar, nach keinesfalls verwerflichen Zeugnissen, die Wiege derselben.⁴

Dass Humboldt 1824 den Ägyptern eine Buchstabenschrift akkreditieren kann, verdankt er der *Lettre à M. Dacier relative à l'alphabet des hiéroglyphes phonétiques par M. Champollion le jeune*, die Ende 1822 in Paris erschienen war und

gical perspective (Empirical Approaches to Language Typology, Bd. 55), Berlin u. a. 2015, S. 3–68.

⁴ Wilhelm von Humboldt, *Über die Sprache. Reden vor der Akademie*, hg. von Jürgen Trabant, Tübingen/Basel 1994, S. 99.

ihm im Winter 1823/4, wie er schreibt,⁵ »glücklicherweise [...] in die Hände« fiel. Bereits am 8. März 1824 hatte er mit einem Vortrag *Ueber die phonetischen Hieroglyphen des Herrn Champollion des jüngern* die philosophisch-historische Klasse der Akademie von jener spektakulären Errungenschaft seiner Zeit, der Hieroglyphenentzifferung, in Kenntnis gesetzt. Am 24. März des folgenden Jahres führt er in seiner Rede *Über vier Aegyptische, löwenköpfige Bildsäulen in den hiesigen Königlichen Antikensammlungen* dem Plenum der Akademie sein geglücktes hieroglyphisches Übersetzungsexperiment »à la Champollion« vor und heißt in feierlichen Worten Jean François Champollions (1790–1832) Methode als den Durchbruch willkommen, als der sie sich tatsächlich erweisen sollte:

Ich lege daher gern hier das Bekenntniss ab, dass mir der von Herrn Champollion eingeschlagene Weg der einzig richtige scheint, dass ich die von ihm gegebenen Erklärungen [...] für wahr und fest begründet halte, und dass ich die gewisse Hoffnung nähre, dass, wenn ihm vergönnt bleibt, diese Arbeiten eine Reihe von Jahren hindurch fortzusetzen, man ihm eine so sichere und vollständige Entzifferung der Hieroglyphen-Denkmale verdanken wird, als sie von Urkunden möglich ist, von denen, wie viele man auch besitzt, doch immer ein gewisser Theil [...] unwiederbringlich verloren gegangen ist.⁶

5 Wilhelm von Humboldt an Friedrich Gottlieb Welcker, 22.5.1824: »Im vorigen Winter fing ich eine Arbeit über die verschiedenen Schriftarten an [*Ueber den Zusammenhang der Schrift mit der Sprache*], und hatte schon die hieroglyphischen nach der Art abgehandelt, wie man es bloß nach den alten Schriftstellern kann. Glücklicherweise fiel mir Champollion's lettre à Mr. Dacier in die Hände, und ich sah voraus, dass von meiner Arbeit nichts zu brauchen sein würde, und die ganze Sache ganz anders stehe.« Zitiert nach Markus Messling, *Pariser Orientlektüren: zu Wilhelm von Humboldts Theorie der Schrift. Nebst der Erstedition des Briefwechsels zwischen Wilhelm von Humboldt und Jean-François Champollion le jeune (1824–1827)* (Humboldt-Studien), Paderborn u. a. 2008, S. 70.

6 Wilhelm von Humboldt, »Über vier Aegyptische, löwenköpfige Bildsäulen in den hiesigen Königlichen Antikensammlungen«, in *Abhandlungen der philosophischen Klasse der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1825*, Berlin 1828, S. 145–168, hier S. 146. Online: <http://bibliothek.bbaw.de/bbaw/bibliothek-digital/digitalequellen/schriften/anzeige?band=07-abh/1825> (19.1.2016). Humboldts Hoffnung erfüllte sich nicht. Als er am 8.4.1835 starb, hatte er den dreiundzwanzig Jahre jüngeren Champollion bereits um drei Jahre überlebt. Seine Rezeption der Arbeiten Champollions und die Korrespondenz zwischen beiden ist in den letzten Jahren, vor allem von Markus Messling, eingehend erforscht worden: Markus Messling, »Bilderschrift und Schriftbilder. Jean-François Champollions anthropologisches Projekt zwischen historischem Partikularismus und zivilisatorischem Universalismus«, in Brigitte Jostes und Jürgen Trabant (Hg.), *Historische Anthropologie der Sprache* (Paragrana, Bd. 14/1), Berlin 2005, S. 153–180; ders., *Pariser Orientlektüren* (Fn. 5); ders., »Bild und Schrift. Wilhelm von Humboldts Kritik der Hieroglyphen«, in Ute



Abb. 1: Wilhelm von Humboldt (1767–1835), Mitbegründer der vergleichenden Sprachwissenschaft im 19. Jahrhundert, führte nur zwei Jahre nach der Entzifferung der Hieroglyphen durch Champollion 1822 das Ägyptische in den Diskurs der Sprachvergleichung ein. Stahlstich um 1850 nach der Lithographie von Franz Krüger (um 1810). Quelle: *Wilhelm von Humboldt* (Moderne Klassiker. Deutsche Literaturgeschichte der neueren Zeit, Bd. 13), Kassel 1853.

Dass es Wilhelm von Humboldt, der Vordenker und *spiritus rector* des vergleichenden Sprachstudiums,⁷ war, der das Ägyptische in den Sichtkreis der vergleichenden Sprachwissenschaft gezogen hatte, ist für die Rezeption des Ägyptischen durch die Sprachwissenschaftler der nachfolgenden Generation durchaus von Belang. Zudem war Humboldt maßgeblich daran beteiligt, den jungen Sprachwissenschaftler Richard Lepsius (1810–1884) auf das Studium des Ägyptischen zu lenken, welcher schließlich nicht nur zum ersten Berufs-ägyptologen, sondern auch zu einer zentralen Instanz im Austausch zwischen früher Ägyptologie und vergleichender Sprachwissenschaft avancierte.⁸ In seiner ersten Veröffentlichung als angehender Ägyptologe führt Lepsius 1836 die

Tintemann und Markus Messling (Hg.), »Der Mensch ist nur Mensch durch Sprache«. *Zur Sprachlichkeit des Menschen*, München 2009, S. 37–49; ders., »Duell in Rom. Das Ringen um die Hieroglyphe«, in *Zeitschrift für Ideengeschichte* 3/4 (2009) (Themenheft Kampfzone), S. 17–32; ders., »Wilhelm von Humboldt et Jean-François Champollion le jeune: Les hiéroglyphes et la culture européenne«, in Bénédicte Savoy und David Blankenstein (Hg.), *Les frères Humboldt. L'Europe de l'esprit* (Katalog der gleichnamigen Ausstellung im Observatoire de Paris), Paris 2014, S. 68–79; Denis Thouard, »Le déchiffrement de l'énigme. Humboldt, Champollion et la question de l'écriture«, in *Historiographia Linguistica* 36/2/3 (2009), S. 407–427.

⁷ Zu Humboldts Projekt der Sprachvergleichung und seinen Wirkungen vgl. Jürgen Trabant, *Traditionen Humboldts*, Frankfurt a. M. 1990, S. 55–68.

⁸ Hartmut Mehltitz, *Richard Lepsius: Ägypten oder die Ordnung der Wissenschaft*, Berlin 2010, S. 25–40.

»einen Bau ..., der nicht von großen Sprachanlagen der Nation zeugt«



Abb. 2: Richard Lepsius (1810–1884) begann seine Karriere als vergleichender Sprachwissenschaftler, wurde aber von Christian Karl Josias von Bunsen und den Humboldt-Brüdern für die Ägyptologie gewonnen und 1847, von seiner Expedition nach Ägypten und Nubien zurückgekehrt, in Berlin auf den ersten Lehrstuhl für Ägyptologie berufen. Kupferstich von Alexander Alboth um 1850.

Neuerung im Repertoire des Sprachenvergleichs förmlich ein: »Ich freue mich, hierbei zuerst auf die koptische Sprache als von nicht geringem Interesse für die allgemeine Sprachenvergleichung aufmerksam machen zu können«.⁹

2.2 Die Primitivität der ägyptischen Sprache

Wie stellte sich nun der Sprachbau des Ägyptischen dem vergleichenden Blick der Sprachwissenschaftler dar?

Humboldts Charakterisierung der ägyptischen Sprache als »nicht von großen Sprachanlagen der Nation« zeugend ist nicht allein die früheste ihrer Art, es preludiert darin ein Urteil, das fast alle Sprachwissenschaftler des 19. Jahrhunderts teilen werden: Dass der Bau der ägyptischen Sprache eine Primitivität, eine nackte, steife Einfachheit¹⁰ an den Tag lege, die in auffälli-

⁹ Richard Lepsius, »Über den Ursprung und die Verwandtschaft der Zahlwörter in der indogermanischen, semitischen und der koptischen Sprache«, in ders., *Zwei sprachvergleichende Abhandlungen*, Berlin 1836, S. 81–150, hier S. 85.

¹⁰ Heymann Steinthal, *Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues*, Berlin 1860, S. 232: »Wie der Aegypter die gerade Linie, die reine mathematische Figur geschaffen hat, d. h. wie er zuerst rein im Geiste, abstract, abgesehen von dem, was die Wirklichkeit zeigt, ideal eine Form geschaffen hat: so zeigt sich auch in Bezug auf Sprache bei ihm zuerst Reinheit einer aus dem Geist heraus gebildeten grammatischen Form, wenn auch ohne Fülle, ohne Wohlklang, in nackter, steifer Einfachheit.«

gem Kontrast stehe zur intellektuellen Kapazität ihrer Sprecher, wie sie sich etwa in der ursprünglichen Erfindung einer phonetischen Schrift (Humboldt) oder in der Rolle der Ägypter als einem der »weltgeschichtlichen Völker« (Steinthal) manifestiere. Noch ein halbes Jahrhundert später erwähnt Carl Abel (1837–1906) diesen Kontrast in umstandslos knapper Formulierung wie ein altbekanntes Faktum: »Wie alles Aegyptische, ist die koptische Sprache ihrer geschichtlichen Bedeutung wegen besonders kennenswerth. Sie ist ferner eine der primitivsten Sprachen, die eine Literatur besitzen [...]«.«¹¹

Die Indizien, auf denen dieses Urteil beruht, verstehen sich aus den zeitgenössischen Vorstellungen von komplexem Sprachbau und dessen Inbegriff, einigen indoeuropäischen Sprachen. Primitivität zeigt sich, nach den Parametern der morphologischen Klassifikation mit ihren seit 1808 von den Schlegel-Brüdern¹² als Grundklassen definierten und auch von Humboldt¹³ verwendeten Begriffen – flektierend, agglutinierend, isolierend –, im Fehlen morphologischer Differenzierung im Bereich der Wort- und Satzbildung. So wird anhand weniger, zum Teil durch Zitationsketten tradierter Beispiele immer wieder darauf verwiesen, dass das Ägyptische nicht zwischen den grundsätzlichen Wortarten Substantiv, Verb und Adjektiv unterscheide, und es wird das Fehlen von Flexion bemängelt. So zitiert etwa Max Müller (1823–1900) in seinen *Lectures on the Science of Language* (1864) aus Josias von Bunsens (1791–1860) Untersuchung über *Aegyptens Stelle in der Weltgeschichte* (1845):

In Egyptian, as Bunsen states, there is no formal distinction between noun, verb, adjective, and particle, and a word like *an'h* might mean life, to live, living, lively. [...] I think it shows that there was a stage in the growth of language, in which that sharp distinction which we make between the different parts of speech had not yet been fixed, and when even that fundamental distinction between subject and

11 Carl Abel, *Koptische Untersuchungen*, Berlin 1876, S. 11 f.

12 Friedrich Schlegel, *Ueber die Sprache und Weisheit der Indier. Ein Beitrag zur Begründung der Alterthumskunde*, Heidelberg 1808; August Wilhelm Schlegel, *Observations sur la langue et la littérature provençales*, Paris 1818.

13 Zur Bedeutung dieser Kategorien bei Humboldt vgl. Trabant, Traditionen Humboldts (Fn. 7), S. 57 f.; zur früh einsetzenden Reduktion des humboldtschen Sprachdenkens auf die Etablierung dieser Kategorien vgl. Eugenio Coseriu, »Über die Sprachtypologie Wilhelm von Humboldts. Ein Beitrag zur Kritik der sprachwissenschaftlichen Überlieferung«, in Johannes Hösle (Hg.), *Beiträge zur vergleichenden Literaturgeschichte. Festschrift für Kurt Wais zum 65. Geburtstag*, Tübingen 1972, S. 107–135; ders., »Wilhelm Humboldt und die Sprachtypologie«, in Kennosuke Ezawa u. a. (Hg.), *Linguistik jenseits des Strukturalismus: Akten des II. Ost-West-Kolloquiums Berlin 1998*, Tübingen 2002, S. 21–47, und Manfred Ringmacher, *Organismus der Sprachidee. H. Steinthals Weg von Humboldt zu Humboldt* (Humboldt-Studien), Paderborn u. a. 1996, S. 7 f. und 129–139.

»einen Bau ..., der nicht von großen Sprachanlagen der Nation zeugt«

predicate, on which all the parts of speech are based, had not yet been realized in its fulness, and had not yet received a corresponding outward expression.¹⁴

William Dwight Whitney (1827–1894) schreibt 1867 in *Language and the Study of Language*, ohne dies extra zu markieren, Steinthals *Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues* (1860) aus:

The Egyptian was a language of the utmost simplicity, or even poverty, of grammatical structure. Its roots – which [...] are prevailingly, though not uniformly, monosyllabic – are also its words; neither noun nor verb, nor any other part of speech, has a characteristic form, or can be traced back to a simpler radical element, from which it comes by the addition of a formative element. Some roots, as in Chinese, are either verb, substantive, or adjective – thus, *ankh*, ›live, life, alive,‹ *sekhi*, ›write, a writing, writer‹¹⁵ – others are only verbs or only nouns. [...] Mode and tense are, to a certain limited extent, signified by prefixed auxiliary words. But these pronominal endings, which, when added to the verb, indicate the subject (sometimes also the object), have likewise a possessive value, when appended to nouns: thus, *ran-i* is either ›I name‹ or ›my name;‹¹⁶ [...] that is to say, there is no essential distinction formally made between a noun and a verb.«¹⁷

Gustav Salomon Oppert (1836–1908) zitiert 1879 in seiner Klassifikation der Sprachen wiederum von Bunsen und Müller:

Originally the incoherently uttered word comprised within itself the different variations in meaning as represented later by the different forms of speech. This fact we observe in Old Egyptian, in Chinese, Burmese, and other languages, where e. g. ›to live, life, alive, and a living being;‹ ›great, to be great, and greatness;‹ ›eye, sight, and to see‹ are expressed respectively by the same word or sound.¹⁸

Unter verschiedenen Gesichtspunkten wird das Ägyptische gerne in nächste Nachbarschaft mit dem Chinesischen gestellt. So wird es z. B. von Whitney, gleich dem Chinesischen, als monosyllabische Sprache identifiziert: »Its

14 Max Müller, *Lectures on the Science of Language delivered at the Royal Institution of Great Britain in February, March, April, & May, 1863*, London 1864, S. 84 f., mit Verweis auf Josias von Bunsen, *Aegyptens Stelle in der Weltgeschichte. Geschichtliche Untersuchung in fünf Büchern*, Bd. 1, Hamburg 1845, S. 324.

15 Siehe Steinthal, *Typen des Sprachbaues* (Fn. 10), S. 233, erstes und letztes Beispiel.

16 Siehe ebd., S. 239.

17 William Dwight Whitney, *Language and the Study of Language. Twelve Lectures on the Principles of Linguistic Science*, London 1867, S. 342.

18 Gustav Salomon Oppert, *On the classification of languages*, Madras/London 1879, S. 23, mit Verweis auf Josias von Bunsen, *Egypt's place in Universal History by Christ*, Bd. 1, London 1848, S. 271 und auf Max Müller, *Lectures on the Science of Language*, 6. Aufl., Bd. 2, London 1871, S. 89.

roots [...] are prevailingly, though not uniformly, monosyllabic.«¹⁹ In den von Salomon Oppert zur Veranschaulichung der Wortbildungsmorphologie in unterschiedlichen Sprachen und Sprachklassen zusammengestellten Verwandtschafts-Bezeichnungen ist das Ägyptische wirklich mit lauter Einsilbern vertreten: Father – *Ut*, Mother – *Mu*, Boy – *Si*, Girl – *Set*, Son – *Si*, Daughter – *Set*, Brother – *Sen*, Sister – *Sent*.²⁰

2.3 Die Unveränderlichkeit der ägyptischen Sprache

Obwohl die chronologischen Differenzen der verschiedenen Schriftarten des Ägyptischen,

die alte Sprache in den Hieroglyphen; die demotische, welche uns seit dem siebenten Jahrhundert ante Chr. in schriftlichen Denkmälern vorliegt (nämlich in einer abgekürzten Hieroglyphen-Schrift mit vorwiegenden phonetischen Elementen); und endlich das sogenannte Koptisch, die Sprache der ägyptischen Christen, mit griechischen Buchstaben geschrieben,²¹

hinlänglich bekannt sind, wird die diachrone Veränderung der ägyptischen Sprache für nahezu insignifikant gehalten: Die in unterschiedlich alten Schriftformen notierten Texte sind linguistisch »nur in Bezug auf den Reichthum der Entfaltung verschieden; das Princip ihrer Formation ist in allen drei Perioden gleich«. ²² Damit stellt das Ägyptische sich der Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts als exzeptionell konservative Sprache dar:²³

ihr morphologisches und noch mehr ihr physiologisches Princip ist zu allen Zeiten dasselbe gewesen. Die Sprache der Pyramidenerbauer ist principiell dieselbe, welche die Aegypter noch unter der Herrschaft der Araber gesprochen haben.²⁴

19 Whitney, *Language and the Study of Language* (Fn. 17), S. 342.

20 Oppert, *On the classification of languages* 1879 (Fn. 18), Tabelle S. 136 f.

21 Steinthal, *Typen des Sprachbaues* (Fn. 10), S. 232 f.

22 Ebd., S. 233.

23 Zur Frage der Beharrung des Ägyptischen vgl. Tonio Sebastian Richter, »Zwischen der Epoche der Pyramidenerbauer und den Anfängen des Christenthums«. Sprachwandel im ägyptischen Wortschatz und das Leipziger Projekt Database and Dictionary of Greek Loanwords in Coptic (DDGLC)«, in *Denkströme. Journal der Sächsischen Akademie der Wissenschaften* 11 (2013), S. 67–80, hier S. 67–69, http://www.denkstroeme.de/heft-11/s_67-80_richter (25.1.2016). Der Sprachwandel des ägyptischen Wortschatzes wird gegenwärtig im Akademienprojekt »Strukturen und Transformationen des Wortschatzes der ägyptischen Sprache. Text- und Wissenskultur im Alten Ägypten« der BBAW und SAW untersucht.

24 Heymann Steinthal, *Die Classification der Sprachen, dargestellt als die Entwicke-*

Steinthal erklärt sich die Unveränderlichkeit des Ägyptischen aus dessen Sprachbau: Sein primitiver syntaktischer Mechanismus – die lose Verbindung kategorisch undifferenzierter, wurzelhafter Wörter mit einer geringen Anzahl der funktionell notwendigsten grammatischen Affixe – lasse die Strukturen phonetisch unverändert bestehen. Dies sei »wohl zu beachten und lehrt uns begreifen, wie das Koptische, welches doch noch das ganze Mittelalter hindurch lebte, auffallend wenig von der Sprache der ältesten Pyramiden-Erbauer abweicht«. ²⁵ Den tieferen Grund dafür findet Steinthal im

conservative[n] Charakter, de[m] Mumien-Geist der Aegypter [...], der schon ursprünglich seinen Conservatismus auf die Affixe derartig erstreckte, daß er ihre völlige Verschmelzung, ihr völliges Aufgehen im Worte nicht zuließ, sondern sie in einer gewissen Selbständigkeit erhielt. ²⁶

Ähnlich, doch lapidarer ist die Begründung, die William Dwight Whitney für dasselbe Phänomen anführt: »The differences are comparatively slight between the old Egyptian [...] and the later Coptic, for the exceedingly simple structure of the language has saved it from the active operation of linguistic change.« ²⁷ Hatte Steinthal über den Zusammenhang zwischen Volksgeist, Prosodie und Veränderlichkeit spekuliert, so scheint Whitneys Begründung auf die in der Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts verbreitete Annahme zu rekurrieren, dass Sprachwandel wesentlich Strukturverfall sei und unidirektional von komplexen zu primitiven Strukturen führe. ²⁸

2.4 Grammatisches Geschlecht als Klassifikationsmerkmal

Das einzige Hoffnungszeichen einer höheren Formationsstufe, die das Ägyptische den enttäuschten Sprachwissenschaftlern bietet, ist die Existenz grammatischer Genera. Sie gilt als Proprium indoeuropäischer und semitischer Sprachen, begründet bei Steinthal den Status einer »Formsprache« ²⁹ (siehe Abschnitt 4.3) und wird für Lepsius 1863 ein Hauptkriterium seiner Klassifikation der afrikanischen Sprachen:

lung der Sprachidee, Berlin 1850, S. 77 f.

²⁵ Steinthal, Typen des Sprachbaues (Fn. 10), S. 234.

²⁶ Ebd.

²⁷ Whitney, Language and the Study of Language (Fn. 17), S. 341.

²⁸ Vgl. Ringmacher, Organismus der Sprachidee (Fn. 13), S. 112–118.

²⁹ Vgl. ebd., S. 172–175.

We combine with this first division [d. h., literary vs. illiterate languages] a second, referring to the use of grammatical gender. It is not accidental but very significant, that, as far as I know without any essential exception, only the most highly civilised races – the leading nations in the history of mankind – distinguish throughout the genders, and that the *Gender-languages* are the same as those, which scientifically by linguistic reasons may be proved as descending from one original Asiatic stock. The development of peculiar forms for the grammatical genders proves a comparatively higher consciousness of the two sexes; and the distinction not only of the masculine and feminine, as in the *Semitic* and *Hamitic* languages, but also of the feminine and neuter gender, exclusively expressed in the *Japhetic* branch, is only a further step in the same direction. The formation of genders has appeared to me so characteristic of the three principal branches, that I thought it [...] a sufficient reason, to ascribe all the African non-semitic languages, which distinguish the genders, to the Hamitic branch, viz. – besides the old Egyptian and the Coptic – the Beja language of the Bishari (whose ancestors were the Ethiopians of Meroë), the Dankali, Somali, Galla and other neighbouring languages, al [sic] those of the Libyan tribes between the Egyptian Oases and the Canarian Islands, including the Hausa farther on to the south, and even the widely distant languages of the miserably reduced Hottentots and Bushmen, whose immigration into their actual seats is still a curious problem, considering the absolute diversity of their language from all their northern neighbours and at the same time its traces of a certain affinity with the Egyptian language.³⁰

Den Forschungsstand referiert konzise William Dwight Whitney:

In the singular number of both articles and pronominal suffixes [...] there is made a separation of gender, as masculine or feminine. This is a highly important feature in the structure of Hamitic speech [Lepsius 1863], and the one which gives it its best claim to the title of form-language. So far as it goes, it puts together the tongues of the family into one grand class along with the Indo-European and the Semitic [...]. But, by its general character, the Egyptian is far enough from being entitled to rank with the Indo-European and Semitic languages, being, rather, but a single step above the Chinese [...], and sometimes even less clear and free from ambiguity.³¹

30 Richard Lepsius, *Standard Alphabet for Reducing Unwritten Languages and Foreign Graphic Systems to a Uniform Orthography in European Letters*, 2. Aufl., London 1863, S. 89f.

31 Whitney, *Language and the Study of Language* (Fn. 17), S. 342 f.

3. Die empirischen Grundlagen der Klassifikation des Ägyptischen im 19. Jahrhundert

3.1 Das Ägyptisch der frühen Ägyptologie

Die vergleichende Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts war durchaus auf der Höhe der zeitgenössischen ägyptischen Sprachforschung: *Ihre* Vorstellungen vom Bau der Sprache spiegeln die Vorstellungen wider, die ihre *Gewährsleute*, die Ägyptologen, vom Ägyptischen hatten. Die Grammatik des Ägyptischen basierte jahrzehntelang auf Champollions posthumer *Grammaire égyptienne* von 1836,³² in der Morphologie und Syntax neben der Beschreibung des Schriftsystems nur eine marginale Rolle spielen. Die Idee der Unveränderlichkeit der Ägyptischen Sprache, des »Mumien-Geist[s] der Ägypter«,³³ geht direkt auf Champollion zurück, dem sie einst als effiziente Arbeitshypothese gedient hatte,³⁴ und lässt sich bis in die 1870er Jahre hinein verfolgen, wenn Georg Ebers schreibt:

Der Zeitraum, welcher zwischen den Jahren der Pyramidenerbauer und dem der koptischen Christen liegt, ist nun wahrscheinlich ein nicht viel kleinerer als derjenige, dessen das Deutsche bedurfte, um sich aus dem Sanscrit heraus zu entwickeln; und welchem Deutschen möchte es selbst bei voller Kenntnis des altindischen Alphabets glücken die Schriften der Brahmanen zu verstehen? Dennoch lässt sich bei der Sprache der Aegypter solch' ein scheinbar unerhörter Vorgang als ein thatsächlich erfolgter nachweisen. Das Koptische hat sich von den ältesten Formen des Altägyptischen kaum weiter entfernt, als das Italienische vom Lateinischen.³⁵

Die Erklärung, die Ebers für jenen »scheinbar unerhörte[n] Vorgang« der Suspendierung von Sprachwandel gibt, ist von den »junggrammatischen« Prinzipien seines Jenaer Kollegen August Schleicher (1821–1868) inspiriert:

32 Jean François Champollion, *Grammaire égyptienne, ou principes généraux de l'écriture sacrée égyptienne appliquée à la représentation de la langue parlée*, Paris 1836. Das Koptische wurde zwar, dank der Überlieferung bekannter (namentlich biblischer) Texte, schon seit dem 17. Jahrhundert hinlänglich verstanden, doch die Morphosyntax der Sprache war vor Ludwig Sterns *Koptischer Grammatik* von 1880 kaum beschrieben worden.

33 Steinthal, Typen des Sprachbaues (Fn. 10), S. 234.

34 In Champollions *Grammaire égyptienne* ist das Hieroglyphen-Ägyptische als konservative, priesterliche Schriftsprache, das Koptische als Abbild gesprochener Sprache konzeptualisiert, vgl. Richter, Zwischen der Epoche der Pyramidenerbauer (Fn. 23), S. 67–69.

35 Georg Ebers, *Ueber das hieroglyphische Schriftsystem. Vortrag, gehalten im Saale des Gewandhauses zu Leipzig am 17. März 1871* (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, VI. Serie, Heft 131), Berlin 1871, S. 10.

[W]ir stehen hier keiner zufälligen, sondern einer nothwendigen Erscheinung gegenüber, wenn anders die besonders von Schleicher begründeten Gesetze wahr sind, daß erstens ein Volk seine Sprache um so weniger verändert, je fester es an ein und demselben Wohnsitze verharret, und daß zweitens die Sprache eines Volkes, das in regem Verkehre mit andern Nationen lebt, mannigfaltigen Veränderungen leichter unterworfen ist als ein in vollkommener Abgeschlossenheit lebendes. Nun haben die Aegypter während der ganzen langen Dauer ihres historischen Lebens die gleichen Wohnsitze niemals verlassen und sich ferner auf ihrer Fruchtsinsel, die zwischen der libyschen und arabischen Gebirgskette fest abgeschlossen daliegt wie eine Auster zwischen den Schalen, mit vollem Bewußtsein jeder Berührung mit andern Völkern [...] sorgsam erwehrt. So kommt es, daß das Koptische, obgleich es natürlich in vielen Punkten von den ältesten ägyptischen Sprachformen abweicht, immerhin die Grundsprache der Hieroglyphen genannt werden darf.³⁶

Ebenfalls zu Beginn der 1870er Jahre finden wir in Gaston Masperos (1846–1916) Pionierarbeit über die Entwicklung der ägyptischen Konjugation noch dieselben Annahmen über die Undifferenziertheit der ägyptischen Wortbildung wie bei den vergleichenden Sprachwissenschaftlern.³⁷

Au début de l'histoire, la langue égyptienne n'établit aucune différence entre le verbe et le nom. La racine, non susceptible de modification extérieure marque d'une manière générale une action ou une qualité que l'on applique à une personne ou à une chose par l'adjonction en préfixe ou en suffixe des pronoms personnels. [...] *mer-a* action d'aimer + moi, n'est ni verbe ni substantif, mais selon sa position et le sens général de la phrase, il répond à notre verbe *J'aime*, ou bien à notre substantif *Mon amour*.³⁸

Die Entwicklung der Konjugation stellt sich ihm als die langsame Entfaltung eines Sprachzustandes von größtmöglicher Primitivität dar, in dem mit knapper Not Gegenwart und Vergangenheit unterschieden werden können, »une extrême pénurie de temps et de modes, puisque temps et modes se réduisent à deux qui expriment d'une manière générale, le premier l'idée de l'action présente, la seconde l'idée de l'action passée.«³⁹

36 Ebd., S. 10 f.

37 Vgl. Richter, *Zwischen der Epoche der Pyramidenerbauer* (Fn. 23), S. 70 f.

38 Gaston Maspero, *Des formes de la conjugaison en égyptien antique, en démotique et en Copte* (Bibliothèque de l'École des hautes études, Sciences historiques et philologiques, Bd. 6), Paris 1871, S. 121.

39 Ebd., S. 1.

3.2 Epistemologische Konsequenzen der frühen Phonologie des Ägyptischen

Warum war es vor Adolf Ermans (1854–1937) Entdeckungen so schwer, diese Annahmen infrage zu stellen oder gar zu falsifizieren? Wohl deshalb, weil den frühen Ägyptologen die morphologische Dimension unterschiedlich vokalisierter Formen entging: Die Ununterscheidbarkeit zwischen Verb und Nomen und zwischen unterschiedlichen Verbformen war ihnen *durch die Evidenz des Augenscheins* verbürgt. Dass ihnen aber die systematische Abwesenheit eines ganzen Stratus morphologischer Information in der konsonantischen Repräsentation der Hieroglyphenschrift nicht einmal als Möglichkeit in den Sinn kam, obwohl ja semitische Schriftsysteme mit reiner Konsonanten-Notation hinlänglich bekannt waren, liegt nun wahrscheinlich daran, dass keine Vokale *vermisst* wurden: Champollion hatte mehreren Zeichen, die tatsächlich *konsonantische* Phoneme repräsentieren – dem glottalen Stop *Aleph* [ʔ], dem gutturalen Frikativ *Ajin* [ʕ], den Glides *y* und *w* – *vokalische* Lautwerte zugeordnet: *a* – *i* – *u*. Mehr noch, Richard Lepsius, die unumstrittene Autorität auf dem Feld der ägyptischen Phonologie,⁴⁰ korrigierte diesen Irrtum Champollions nicht. Dabei hatte bereits 1848 Edward Hincks (1792–1862) aus ägyptischen Lehnwortschreibungen kanaänäischer Worte auf den konsonantischen Lautwert dieser Zeichen geschlossen.⁴¹ Es ist frappant, sich zu vergegenwärtigen, wie gravierend sich wenige nicht einmal ganz falsche, lediglich ungenaue Annahmen über die ägyptische Phonologie auf das Gesamtverständnis der Sprache, ihrer Wortbildung und ihres Sprachbaus auswirkten:

- Die Abwesenheit von Vokalen wurde nicht bemerkt: die Voraussetzung für die Annahme einer unterentwickelten Differenzierung in der Wortbildung und der morphologischen Armut der Konjugationen.
- Weniger Konsonanten pro Wort wurden gezählt: die »empirische« Basis für die Wahrnehmung des Ägyptischen als monosyllabische Sprache.

40 Richard Lepsius, *Lettre à M. le professeur H. Rosellini sur l'alphabet hiéroglyphique*, Rom 1837, ders., *Das allgemeine linguistische Alphabet. Grundsätze der Übertragung fremder Schriftsysteme und bisher noch ungeschriebener Sprachen in europäische Buchstaben*, Leipzig 1855, ders., *Standard Alphabet* (Fn. 30).

41 Edward Hincks, »An Attempt to ascertain the Number, Names, and Powers, of the Letters of the Hieroglyphic, or ancient Egyptian Alphabet; grounded on the Establishment of a new Principle in the Use of Phonetic Characters«, in *The Transactions of the Royal Irish Academy* 21 (1848), S. 132–232, hier S. 132 f. Dazu siehe Wolfgang Schenkel, *Einführung in die altägyptische Sprachwissenschaft*, Darmstadt 1990, S. 30 f. und 2008, S. 410 f.; vgl. auch John Ray, »Edward Hincks and the Progress of Egyptology«, in Kevin J. Cathcart (Hg.), *The Edward Hincks Bicentenary Lectures*, Dublin 1994, S. 58–74.

- Der Typus der schwachen Radikale wurde nicht als solcher erkannt: Das gemeinsame Fundament der ägyptischen und semitischen Wortbildung blieb so in Gänze unerkannt.

Die Überwindung dieser epistemologischen Sperre, das Verdienst Adolf Ermans, bezeichnet jene Epoche der ägyptischen Sprachforschung, die bis zum Tage als »Berliner Schule« der Ägyptologie apostrophiert wird. Es liegt freilich eine tiefe Ironie des Schicksals darin, dass Sprachwissenschaftlern, die nichts lieber und bereitwilliger gesehen hätten als ein komplex organisiertes, flektierendes Ägyptisch, die *root-and-pattern*-Morphologie des Ägyptischen mit seinen wurzelflektierenden Konjugationen verborgen blieb. Denn der Sprachbau des Ägyptischen, wie er sich den Sprachwissenschaftlern nun einmal darbot, enttäuschte sie nicht nur, er war ihnen bei ihrem Geschäft der Klassifikation der Sprachen ein systematisches Ärgernis, dessen Bewältigung theoretischen Aufwand erforderte, denn er lief ihren hermeneutischen Prämissen zuwider.

4. Die Klassifikation des Ägyptischen und ihre hermeneutischen Prämissen

4.1 Die ursprüngliche Ungleichheit der Sprachen

Wenn wir über die hermeneutischen Prämissen der Sprachenklassifikation des 19. Jahrhunderts sprechen, müssen wir mit dem Axiom der ursprünglichen Ungleichheit der Sprachen beginnen. Zugleich mit der Grundlegung der morphologischen Sprachenklassifikation durch Friedrich Schlegel (1808) und Wilhelm August Schlegel (1818) wurde eine intrinsische Hierarchie innerhalb der Sprachen installiert, welche sich nun nicht mehr als historisch-geografische Varianten einer grundsätzlich identischen geistigen Tätigkeit des Menschen, sondern als unveränderliche Funktionen von höher oder niedriger entwickelten Volksgeistern darstellten.⁴² Als Kontrastfolie diene hier das Wort Johann

⁴² Vgl. Jean Rousseau, »La classification des langues au début du XIXe siècle«, in Sylvain Auroux u. a. (Hg.), *History of the Language Sciences. Geschichte der Sprachwissenschaften. Histoire des sciences du langage*, Bd. 2 (HSK – Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft, Bd. 18.2), Berlin/New York 2001, S. 1414–1426; Jochen Bär, »August Wilhelm Schlegels Unterscheidung des »synthetischen« und des »analytischen« Sprachbaus: Pionierleistung der Sprachtypologie oder sprachphilosophisch-literaturkritische Reminiszenz?«, in *Historiographia Linguistica* 29 (2002), S. 71–94; Jürgen Trabant, »Indien vs. Amerika«, in Philipp Krämer, Markus A. Lenz und Markus Messling (Hg.), *Rassedenken in*

Christoph Adelungs (1732–1806) im ersten Band von *Mithridates*, der Sprach-Enzyklopädie der Aufklärung,⁴³ wo es 1806 noch heißt: »Sehr unnütz ist daher der Streit über die Vorzüge einer Sprache vor der andern. Sie sind alle auf einerley Art angelegt, und auf Einen Grund gebauet; es kann daher aus einer jeden alles werden, was Zeit, Umstände und Cultur nur wollen.«⁴⁴

Die Ungleichheit der Sprachen war also kein ererbtes Vorurteil, sondern grundierte den Diskurs mit der Virulenz einer zentralen Entdeckung der zeitgenössischen Sprachforschung neben anderen, ebenso wichtigen Entdeckungen, wie dem genetischen Zusammenhang der indoeuropäischen Sprachen. In diesem Punkt präsentiert sich Richard Lepsius bereits in seiner ersten Publikation 1834 auf der Höhe der Wissenschaft, wenn er schreibt:

Hier können wir zuerst auf Sprachen, wie die Chinesische, auf ganze Sprachstämme, wie den Semitischen, weisen, die gleichsam zu früh gealtert sind und daher ihren sinnlichen Körper niemals bis zu der Vollkommenheit, wie unser Sprachstamm, ausgebildet haben: obgleich auch der Semitische Sprachstamm anerkannt auf eine uranfänglich gleiche Quelle, wie der unsrige, hinweist. [...] so werden wir gedrungen, anzunehmen, dass ein ursprünglich gemeinschaftlicher und gleich unentwickelter Keim in der einen Richtung, der Indogermanischen, eine höhere, in der andern, der Semitischen, eine geringere Vollkommenheit erreicht habe.⁴⁵

Der Unterschied zur Sprachphilosophie der Aufklärung (und in spezifischer Weise auch zu Humboldts Äußerungen zur Sprachdiversität)⁴⁶ wird in der bei Steinthal mit Georg Wilhelm Friedrich Hegels (1770–1831) Geschichtsphilosophie unterfütterten Theoriegestalt polemisch pointiert:

der Sprach- und Textreflexion. Kommentierte Grundlagentexte des langen 19. Jahrhunderts, Paderborn 2015, S. 27–45.

43 Zu diesem Projekt vgl. Jürgen Trabant, »Mithridates in Berlin«, in Ute Tintemann und Jürgen Trabant (Hg.), *Sprache und Sprachen in Berlin um 1800* (Berliner Klassik, Bd. 3), Hannover 2004, S. 141–159.

44 Johann Christoph Adelung, *Mithridates oder allgemeine Sprachenkunde*, Bd. 1, Berlin 1806, S. XXV.

45 Richard Lepsius, *Paläographie als Mittel für die Sprachforschung, zunächst am Sanskrit nachgewiesen*, Berlin 1834, S. 23.

46 Zu Steinthals Vorwurf (z. B. in *Classification der Sprachen* (Fn. 24), S. 34–49), Humboldt sei aus theoriebedingten Vorurteilen vor der Konsequenz einer Sprachbau-Klassifikation, zumal einer deutlich wertenden, wie sie aus seinen eigenen Sprachstudien resultiere, zurückgeschreckt, vgl. auch Jürgen Trabant, »Ideelle Bezeichnung. Steinthals Humboldt-Kritik«, in Achim Eschbach und Jürgen Trabant (Hg.), *History of Semiotics*, Amsterdam/Philadelphia, S. 251–276 und Ringmacher, *Organismus der Sprachidee* (Fn. 13), S. 49–59; vgl. auch Trabant, *Traditionen Humboldts* (Fn. 7), S. 206–208 und S. 235–239.

Damit ist die Voraussetzung der bisherigen philosophischen wie historischen Grammatik, daß allen Sprachen der Erde ein bestimmtes Kategorienschema zum Grunde läge und alle Verschiedenheit, vorzüglich von Seiten des Lautes rühre, völlig umgestoßen und ein neuer Standpunkt geschaffen, ein weltgeschichtlicher.⁴⁷

Von diesem Standpunkt aus betrachtet, könne »nur dies die Aufgabe der Eintheilung der Sprachen sein, den in den verschiedenen Sprachen sich kund gebenden Fortschritt der allgemeinen Sprachidee darzulegen.«⁴⁸ Die Klassen der typologischen Klassifikationssysteme entsprechen jetzt niederen und höheren Stufen des Fortschritts in puncto »Sprachidee«. Während die Unterschiede zwischen den höheren Rängen – den indoeuropäischen und semitischen Sprachen, dem Ägyptischen und dem, diesem in seiner Klassifikationsproblematik ähnlichen, Chinesischen – noch graduell sind, so tun sich zwischen den oberen und den niederen Rängen immer größere Klüfte auf, die sich zuletzt nur mehr mit drastischen Analogien charakterisieren lassen. So schreibt Steinthal über die unterste Klasse seines elfstufigen Klassifikationssystems von 1850, die »hinterindischen« (südostasiatischen) Sprachen:

Sie entsprechen den Zoophyten in der Zoologie. Wie diese den Uebergang aus dem Pflanzenreiche in das Thierreich darstellen, so bilden diese Sprachen die Grenzen der menschlichen Rede und nähern sich der Stummheit der Geberdensprache. [...] Diese Sprachen haben gar keinen Bau, wie die genannten Thiere kein gegliedertes Skelett. Sie bestehen aus lauter einsylbigen Wurzeln, und entsprechen so unter den Pflanzen den Pilzen und Algen. Ihr Satzbau ist ein Abbild des niedrigsten mechanischen Vorganges, des Falls. Ein Wort fällt auf das andere.⁴⁹

Und in seinem Werk über die westafrikanischen Mandé-Sprachen verblüfft Steinthal sein Publikum mit der Vorstellung,

daß es in der That Sprachen gibt, welche mit dem Kategorienschema der philosophischen Grammatiker keinen Berührungspunkt zeigen, und welche mit unseren höher organisirten indo-europäischen Sprachen rücksichtlich des innern Baues zu vergleichen so wenig möglich ist, als es angeht, ein Insect mit einem Säugethier zu vergleichen.⁵⁰

47 Steinthal, *Classification der Sprachen* (Fn. 24), S. 63.

48 Ebd., S. 64f.

49 Ebd., S. 85 bzw. Steinthal, *Typen des Sprachbaus* (Fn. 10), S. 328.

50 Heymann Steinthal, *Die Mandé-Neger-Sprachen psychologisch und phonetisch betrachtet*, Berlin 1867, S. VI.

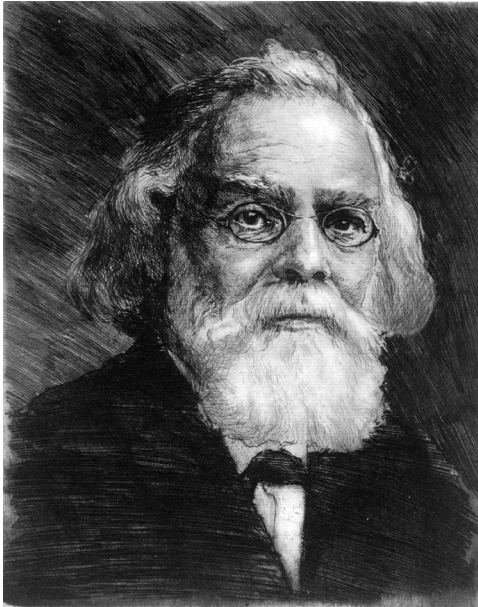


Abb. 3: Heymann Steinthal (1823–1899), Sprachwissenschaftler, hegelianischer Philosoph, Herausgeber und Kommentator Humboldt'scher Werke zur Sprachwissenschaft und Mitbegründer der Völkerpsychologie, hatte in Berlin bei Richard Lepsius und Moritz Gotthilf Schwartz Ägyptisch und Koptisch studiert; seine Überlegungen zur Klassifikation des Ägyptischen waren in ihrer Zeit sehr einflussreich. Radierung von Hermann Struck um 1903, Jüdisches Museum Berlin, Schenkung von Daniel W. Stroock, Foto: Jens Ziehe.

4.2 Genetische und Sprachbau-Klassifikation

Nach Wilhelm von Humboldts Vorstellung⁵¹ – und so erst wieder in der Sprachtypologie des 20. Jahrhunderts seit Georg von der Gabelentz (1840–1893)⁵² – beruhen die genetische Klassifikation (die Frage, zu welchem Sprach-

51 Die Typen »Flexion«, »Agglutination«, »Isolation« und »Einverleibung« werden von Humboldt bereits in seiner Akademie-Rede *Ueber das Entstehen der grammatischen Formen* von 1822 und dezidiert in der Einleitung zum Kawi-Werk *Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaus* (1836) überhaupt nicht als alternative Grundtypen einer Klassifikation von Sprachen anerkannt, sondern als Strukturmerkmale morpho-syntaktischer Operationen behandelt, die in Einzelsprachen prävalent vertreten, aber nebeneinander wirksam sein können und die der Verwandlung aus- und ineinander im Sprachwandel unterworfen sind. Wilhelm von Humboldt kritisierte in diesem Punkt immer wieder die Klassifikationsschemata der Schlegel-Brüder: Jürgen Trabant, »Gedächtnis und Schrift: Zu Humboldts Grammatologie«, in *KODIKAS/CODE. Ars Semeiotica. An international Journal of Semiotics* 9/3–4 (1986), S. 293–315, ders., Traditionen Humboldts (Fn. 7), S. 126–128 und ders. (Hg.), Humboldt, Über die Sprache (Fn. 4), S. 243–247; vgl. auch Markus Messling, »Wilhelm von Humboldt and the ›Orient‹. On Edward W. Said's remarks on Humboldt's Orientalist studies«, in *Language Sciences* 30/5 (2008) (Themenheft *The History of Linguistics*, hg. v. Christopher M. Hutton und Hans G. Wolf), S. 482–498.

52 Georg von der Gabelentz, *Die Sprachwissenschaft. Ihre Aufgaben, Methoden und*

stamm, zu welcher Sprachfamilie eine Sprache gehört) und die typologische Charakterisierung (die Frage, wie Sprachen sich nach ihren konstruktiven Eigenschaften gruppieren lassen) von Sprachen auf gänzlich voneinander unabhängigen Ordnungsprinzipien. Eine Eigenart der Sprachklassifikation, wie sie seit den Schlegel-Brüdern von Sprachwissenschaftlern wie Franz Bopp (1791–1867), August Schleicher, August Friedrich Pott (1802–1887), Heymann Steinthal und anderen geübt wurde, ist dagegen die Koppelung von genetischer und Sprachbau-Typologie: Bestimmte Sprachbau-Typen sind mit bestimmten Sprachfamilien verbunden. Von dieser Koppelung des Bautyps an historisch-geografische Parameter war es nur ein kleiner Schritt zur Anbindung dieser Bautypen und ihrer genetischen Korrelate an die Klassifikation der sich entwickelnden biologischen Rassentheorie, zumal die Klassen teilweise identische Namen trugen, wie etwa »indogermanisch«, »semitisch«, »hamitisch«. Steinthal vollzog diesen Schritt in der zweiten Auflage seines Klassifikationswerks von 1860, wo das Ägyptische zusammen mit den semitischen und indoeuropäischen Sprachen den »Sprachen der kaukasischen Race« zugeordnet ist, die zugleich den Typus der »Formsprachen« konstituieren.⁵³

4.3. Das Konzept der »Formsprachen«

Wir kommen jetzt zu dem, was ich als systematisches Ärgernis bei der Klassifikation des Ägyptischen bezeichnet hatte. Dieses Ärgernis bestand darin, dass die vorfindliche Primitivität seines äußeren Baus nicht dem Rang in der Hierarchie der Sprachen und Völker entsprach, der dem Ägyptischen aus jener Perspektive angemessen erscheinen musste, die Steinthal den »weltgeschichtlichen Standpunkt« nannte.

Steinthal verwendet als theoretische Korrektive die in Rückgriff auf Begriffe Humboldts⁵⁴ getroffene Unterscheidung zwischen »innerer Sprachform« und

bisherigen Ergebnisse, Leipzig 1891; ders., »Hypologie [=Typologie] der Sprachen, eine neue Aufgabe der Linguistik«, in *Indogermanistische Forschungen* 4 (1894), S. 1–7; so auch Nikolaus Finck, *Die Haupttypen des Sprachbaus* (Aus Natur und Geisteswelt, Bd. 268), Leipzig 1910 und die moderne Sprachtypologie seit Joseph Greenberg (1915–2001).

53 Steinthal, Typen des Sprachbaus (Fn. 10), S. 231–241.

54 Vgl. Tilman Borsche, »Die innere Form der Sprache. Betrachtungen zu einem Mythos der Humboldt-Herme(neu)tik«, in Hans Werner Scharf (Hg.), *Wilhelm von Humboldts Sprachdenken. Symposion zum 150. Todestag*, Essen 1971, S. 47–65; Donatella Di Cesare, »Innere Sprachform«: Humboldts Grenzbegriff, Steinthals Begriffsgrenze«, in *Historiographica Linguistica* 23 (1996), S. 321–346.

»einen Bau ..., der nicht von großen Sprachanlagen der Nation zeugt«

»äußerer Lautform« und das daraus deduzierte Konzept der »Formsprachen« bzw. »formlosen Sprachen«.⁵⁵

Das manifeste Kriterium des sonst nur vage definierten Begriffs der Formsprachen ist die Existenz von grammatischem Geschlecht, ein kategorischer Vorzug, der in den Augen der Sprachwissenschaftler »wahre Synthesis« und damit eine Vollkommenheit des sprachlichen Ausdrucks logischer Relationen garantiert, die den »formlosen Sprachen« schlechthin unerreichbar sei. Nicht immer sei der formsprachliche Entwicklungsgrad einer Sprache allerdings in ihrer »äußeren Lautform« ohne weiteres ablesbar. Wenn sich nämlich der »innere Trieb des Sprachsinnes« im artikulatorischen Körper der Sprache nicht »vollkommen abspiegelt«, weil »ihm ein schwaches Artikulationsvermögen die Lautmittel versagt«, so

wird er bei ursprünglich guter Anlage nicht mit voller Kraft wirken können [...]. Er wird sich nothgedrungen mit unvollkommenen Lautgebilden begnügen müssen. Dann kann er aber nicht sein ganzes Wesen in seiner ganzen Tiefe und in voller Schärfe sich im Laute gegenständlich machen, wodurch er sich theilweise verliert und hier und da auf den Irrweg der formlosen Sprachen zurücksinkt. Der äußere Anschein wird solche Sprachen geradezu mit den untergeordneten zusammenbringen. Ein Beispiel hierzu wird uns die ägyptische Sprache liefern.⁵⁶

In Ansehung seines formsprachlichen Charakters qualifiziert sich das Ägyptische, ungeachtet der niedrigen Entwicklungsstufe seiner äußeren Sprachform, für die höheren Ränge der Klassifikation:

Man hat die ägyptische Sprache völlig verkannt, wenn man sie mit den amerikanischen Sprachen oder gar dem Chinesischen zusammengestellt hat. Sie ist physiologisch hoch organisirt; nur sind freilich die Nominalverhältnisse mangelhaft ausgebildet, und vorzüglich zeigt sich eine schwache Artikulationskraft verbunden mit einem für Wohllaut ganz unempfindlichen Gehör. Dadurch erhält der äußere Bau eine Aehnlichkeit mit den niedriger stehenden Sprachen. Aber wie das Chinesische dem Hinterindischen nicht gleich, sondern auf höherer Stufe parallel steht, so das Aegyptische etwa dem Türkischen.⁵⁷

55 Steinthal, *Classification der Sprachen* (Fn. 24), S. 76f. Zu »innerem Sprachsinne« und »innerer Sprachform« vgl. Ringmacher, *Organismus der Sprachidee* (Fn. 13), S. 103–105 und Mario Barba, »Lautform, innere Sprachform, Form der Sprachen. Il problema della comparazione e classificazione delle lingue in Heymann Steinthal«, in Tullio De Mauro und Lia Formigari (Hg.), *Leibniz, Humboldt, and the Origins of Comparativism* (Studies in the History of Language Sciences, Bd. 49), Amsterdam 1990, S. 263–280.

56 Steinthal, *Classification der Sprachen* (Fn. 24), S. 76f.

57 Ebd., S. 90 bzw. Steinthal, *Typen des Sprachbaus* (Fn. 10), S. 330.

Der Sprachforscher, Hegelianer, Exeget Humboldts und Mitbegründer der Völkerpsychologie Heymann Steinthal⁵⁸ ist eine zwar markante, aber nicht singuläre Erscheinung in der Entwicklung der vergleichenden Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts. Seine Rezeption in der zeitgenössischen und späteren Sprachwissenschaft ist unterschiedlich beurteilt worden;⁵⁹ aus unserer Untersuchung und für deren Thematik scheint seine Wirkung größer zu sein, als oftmals angenommen.⁶⁰

Ohne hier in die Breite gleich- und ähnlich lautender Ausführungen zum Ägyptischen gehen zu können, möchte ich zwei je in ihrer Art erhellende Zeugnisse anführen. Zum einen das des bereits mehrfach zitierten englischen Sprachwissenschaftlers William Dwight Whitney, dessen Vorlesungsreihen zur Sprachwissenschaft nicht nur in Großbritannien und den USA, sondern durch Übersetzungen ins Deutsche, Französische, Italienische und Niederländische in ganz Europa Verbreitung fanden.⁶¹

Whitney versteht es, das in den Ausführungen seines Konstrukteurs, des »beharrlichen Kompliziertsehers«⁶² Steinthal, recht voraussetzungsreiche Konzept der »Formsprachen« in entwaffnender Offenheit bar aller philosophischen Umständlichkeiten zu erklären:

Many a tongue thus stands higher, or lower [...], than its morphological character would naturally indicate. The Chinese is one of the most striking instances of such a discordance; [...] nearly formless, in a morphological sense, it is nevertheless placed [...] in [the] higher class of ›form languages,‹ [...], as being a not unsuitable incorporation of clear logic thought«.⁶³

58 Zu Steinthal vgl. Ringmacher, *Organismus der Sprachidee* (Fn. 13); Hartwig Wiedebach und Annette Winkelmann (Hg.), *Chajim H. Steinthal. Sprachwissenschaftler und Philosoph im 19. Jahrhundert/Linguist and Philosopher in the 19th Century* (Studies in European Judaism, Bd. 4), Leiden/Boston/Köln 2002.

59 Vgl. Ringmacher, *Organismus der Sprachidee* (Fn. 13), S. 1–14 und 198–213. Zur generellen Wirkmächtigkeit der deutschen Orientalistik im europäischen Diskurs des 19. Jahrhunderts vgl. Felix Wiedemann, Art. »Orientalismus« (Version 1.0), in *Docupedia-Zeitgeschichte. Begriffe, Methoden und Debatten der zeithistorischen Forschung*, 19.4.2012, <http://docupedia.de/zg/Orientalismus?oldid=106462> (1.2.2016).

60 Steinthal hatte in Berlin bei Richard Lepsius und Moritz Gotthilf Schwartz (1802–1848) Ägyptisch und Koptisch gelernt und scheint deshalb, wie auf Seiten der Ägyptologie sein Lehrer Lepsius, für die hier behandelten Rezeptionsprozesse besonders einflussreich gewesen zu sein.

61 Zu Whitney vgl. Stephen G. Alter, *William Dwight Whitney and the Science of Language*, Baltimore 2005.

62 Ringmacher, *Organismus der Sprachidee* (Fn. 13), S. 213.

63 Whitney, *Language and the Study of Language* (Fn. 17), S. 367.

Es ist zum anderen frappierend zu sehen, dass und wie Sprachwissenschaftler auch ohne das Konzept der »Formsprachen« zum selben Ergebnis gelangen konnten. Gustav Salomon Oppert kombinierte in seiner feingliedrigen Klassifikation von 1879 rein morphologische Kriterien – »physiological (vocal) characteristics« – mit einem Parameter, das er »psychological (mental) characteristics« oder kurz: »modes of thought« nannte.⁶⁴ Dieses zweite Parameter scheidet alle Sprachen in zwei Klassen, »concrete languages« und »abstract languages«:

It is [...] the object of this discourse to suggest a classification of languages, which, while admitting the importance of [...] external marks, assigns to them only the part of characterizing the different dialects belonging to the various subdivisions by stating whether those languages are monosyllabic, agglutinative, inflectional, &c. The principal arrangement rests on the tendency displayed by a language in its peculiar mode of thought [...], the manner in which the different categories as gender, number, space and time are treated in several dialects.⁶⁵

Das Ägyptische, morphologisch als monosyllabische Sprache klassifiziert und damit auf der niedrigsten Stufe der physiologischen Charaktere stehend, wird dank seiner Klassifikation als »abstrakte Sprache« auf Rang drei der Gesamtwertung, direkt hinter die indoeuropäischen und semitischen Sprachen, katapultiert⁶⁶ – faktisch durch denselben Effekt und mit demselben Resultat wie bei Steinthals Konzept der Formsprachen!

In der Tat ist dieses Konzept der »Formsprachen« frühzeitig als allzu offensichtlich interessegeleitetes Theorem kritisiert worden. So schrieb schon 1901 Nikolaus Finck:

64 Level 1: »Physiological (vocal) Characteristics«: I. Monosyllabic, II. Incorporative, III. Euphonic, IV. Euphonic inflectional, V. Alliteral, VI. Agglutinative, VII. Agglutinative inflectional, VIII. Dissyllabic inflectional, IX. Inflectional synthetical, X. Inflectional analytical (vgl. Oppert, On the classification of languages 1879 (Fn. 18), S. 23–29 und 108; Oppert, *On the classification of languages in conformity with ethnology*, London 1883, Tafel S. 17); Level 2: »Psychological (mental) Characteristics«: I. »Concrete languages« (a. heterologous, b. homologous), II. »Abstract languages« (a. Digeneous languages – mit zwei grammatischen Geschlechtern, b. Trigeneous languages – mit drei grammatischen Geschlechtern) (vgl. ebd. (1879), S. 35–39, 68–92; ebd. (1883), Tafel S. 17; Oppert, »Die Verschiedenheit des Sprachencharakters und deren natürliche Ursache«, in *Zeitschrift für Ethnologie* 16 (1884), S. 1–16).

65 Oppert, On the classification of languages 1879 (Fn. 18), S. 8 f.

66 In ebd., S. 108 f. ist dem Ägyptischen (monosyllabisch/abstract-digeneous) horizontal das Chinesische (monosyllabisch/concrete), vertikal das Semitische (disyllabic inflectional/abstract-digeneous) benachbart. In den späteren Ausgaben von 1883 und 1884 stellt Oppert Hausa (euphonic inflectional/abstract-digeneous) zwischen das Ägyptische und Semitische.

Bekanntlich hat man auch das *Ägyptische* und *Chinesische* – trotz Anerkennung grosser Verschiedenheiten – mit ihnen [d.h. den indoeuropäischen und semitischen Sprachen] zur Klasse der *Formsprachen* zu vereinigen gesucht, wobei man jedoch ein kleines Kunststück wunschnachgiebiger Deutelei aufgeführt hat. Obwohl das Ägyptische kein *subjektives Verb* besitzt, obwohl Wurzel und Suffix *nicht fest mit einander verschmolzen* sind, soll es eine Formsprache sein. Denn »Der Ägypter hat«, wie Steinthal sagt, »formal gedacht, und darum ist seine Sprache formak«. Wer aber verbürgt uns dies? Und wenn er formal gedacht hat, was kümmert es den, der nur seine *Sprache* erforschen will? Das einzige Positive, was zu Gunsten der Formhaftigkeit angeführt wird, ist das mit überschwenglich beredten Worten gepriesene *grammatische Geschlecht*. Ganz abgesehen davon nun aber, dass nicht einzusehen ist, warum es von grösserer Bedeutung sein soll als andere Wertunterscheidungen [...] ist ganz entschieden in Abrede zu stellen, dass nur mit ihm das Gesetz der Kongruenz und damit wahrhaftige Synthesis gegeben sei. [...] Dass trotz den unverkennbaren Verschiedenheiten *doch* der Versuch unternommen worden ist, das Ägyptische und Chinesische dem Semitischen und Indogermanischen als gleichberechtigte Formsprachen an die Seite zu stellen, das erklärt sich nun wohl auch nur durch die *Achtung vor zwei Kulturvölkern*, die, wenn sie in formlosen Sprachen redeten, des Zusammenhangs zwischen Sprachvollendung und Geistesentwicklung zu spotten schienen.⁶⁷

4.4 Das Konzept der weltgeschichtlichen Völker

Was Finck als »die Achtung vor zwei Kulturvölkern« identifiziert, hatte in der Tat eine tiefere, geschichtsphilosophische Grundierung: das Konzept der »weltgeschichtlichen Völker«, das im Diskurs der Sprachklassifikation des 19. Jahrhunderts teils implizit mitschwingt, teils als bewusste Entlehnung aus dem begrifflichen Arsenal der hegelschen Geschichtsphilosophie expliziert wird. Bei Steinthal, dem Hegelianer,⁶⁸ deckt es sich rundweg mit seinem Konzept der »Formsprachen«, die er deshalb auch als »weltgeschichtliche Sprachen« bezeichnen kann:

Hegel	Steinthal
weltgeschichtliche Völker	Formsprachen ≈ weltgeschichtliche Sprachen
geschichtslose Völker	formlose Sprachen

67 Nikolaus Finck, *Die Klassifikation der Sprachen*, Marburg 1901, S. 20 f. und 23.

68 Vgl. Ringmacher, *Organismus der Sprachidee* (Fn. 13), S. 95–97.

Die von Hegel sogenannten »geschichtslosen Völker« sind dann folgerichtig die Sprecher der von Steinthal sogenannten »formlosen Sprachen«. Auf der Grenze zwischen beiden Typen steht das Chinesische:

Man findet unter den bisher genannten Völkern keines, dem wir eine höhere, weltgeschichtliche Bedeutung zuerkennen dürfen. Indem wir nun zu den Chinesen kommen, finden wir zum ersten Male ein gehaltvolles, folgerecht durchgeführtes Princip – die Macht der Form. Die chinesische Sprache scheidet Stoff und Form der Rede: das setzt eine Kluft zwischen sie und die vorgenannten, und nähert sie den weltgeschichtlichen Sprachen.⁶⁹

Über das Ägyptische, die am niedrigsten entwickelte »Formsprache«, heißt es in der zweiten Auflage von Steinthals Klassifikationswerk von 1860, in der die Sprachklassen zugleich auch mit Völkerrassen identifiziert sind:

Zur kaukasischen Race gehören die Aegypter, die semitischen und die sanskritischen Völker. Die Sprachen dieser drei Stämme fasse ich zusammen, insofern sie einen absoluten Gegensatz zu den Sprachen aller andern Völker bilden [...]. Letztere haben wir als formlos kennen gelernt, als materiell, substantiell. Wir treten jetzt mit jenen Sprachen in die Sphäre der Form. Es sind die Sprachen der weltgeschichtlichen Völker; und diese ihre Bedeutung für die Entwicklung des menschlichen Geistes ist vorgebildet in ihrer Sprache, durch welche der Geist den unaufhörlichen Antrieb zur formalen Auffassung erhielt, d.h. durch welche sie gewöhnt wurden, nicht nur Inhalt und seine realen Verhältnisse zu erfassen, sondern ihn auch in geistig geschaffene, nur für den Geist geltende Formen zu gießen.⁷⁰

5. Heinrich Ewald gegen die Sprachklassifikation seiner Zeit

Edward Said (1935–2003) berühmtes Diktum: »It is therefore correct that every European, in what he could say about the Orient, was consequently a racist, an imperialist, and almost totally ethnocentric«⁷¹ postulierte einen großräumigen epistemologischen Bann, der es Wissenschaftlern im Europa des 19. Jahrhundert schlechthin verwehrte, anders als eurozentrisch und rassistisch über nichteuropäische Kulturen zu denken und zu urteilen. Diese allzu grobe Generalisierung ist bereits unter verschiedenen Gesichtspunk-

69 Steinthal, *Classification der Sprachen* (Fn. 24), S. 88 f.

70 Steinthal, *Typen des Sprachbaues* (Fn. 10), S. 231 f.

71 Edward Said, *Orientalism* [1978], London 2003, S. 204.

ten kritisiert und relativiert worden,⁷² hat aber freilich einiges für sich,⁷³ wie auch aus dem bis hierher Gesagten ohne Weiteres erhellt. Abschließend soll ein umso erstaunlicherer Fall von intellektueller Souveränität gegenüber dem latent hegemonialen Diskurs der zeitgenössischen Orientalistik vorgeführt werden, um die tatsächlichen Grenzen möglicher Denkspielräume auszuloten.

1861, während die vergleichende Sprachwissenschaft der Zeit ihren Schulterschluss mit der biologischen Rassentheorie vollzieht, veröffentlicht der Göttinger Theologe und Sprachwissenschaftler Heinrich Ewald (1803–1875) seine Akademieabhandlung *über den bau der thatwörter im Koptischen*. Ägyptologen wissen, dass hier erstmals der tiefgehende typologische Umbau der ägyptisch-koptischen Sprache von »synthetischen« zu »analytischen« Strukturen beschrieben worden ist.⁷⁴ Was Ewald tatsächlich beschäftigte, war nicht allein die Veränderung im Sprachbau des *Ägyptischen*. Vielmehr wollte er am Beispiel eines im Ägyptischen gleichsam fossilisierten Prozesses fundamentale Faktoren – in Ewalds Diktion: »sprachmächte« – identifizieren, die generell der typologischen Veränderung von Sprachen zugrunde liegen, also, in modernen Begriffen gesprochen, Universalien und typologische Pfade des Sprachwandels. Dabei greift Ewald das Thema der Sprachdiversität auf und spricht *en passant* Gedanken aus, die der *communis opinio* seiner Zeit diametral entgegenlaufen:

Wie oft hat man gehört und hört noch immer eine sprache sei wie von ihrem ursprunge an und ihrem unwandelbaren wesen nach schöner als die andre, ein sprachstamm vollkommner und aller weiteren entwicklung fähiger als der andre, und die eine oder die andre sprache oder noch vielmehr der eine oder der andre sprachstamm verdiene den entschiedenen vorrang vor allen anderen. [...] inderthat widersprechen sich die verschiedenen urtheile [...] so grell dass schon darin eine genügende widerlegung dieser ganzen betrachtung liegen kann; noch weniger scheint es gut die eigene sprache oder doch den eignen sprachstamm vor

72 Vgl. die konzise Übersicht zur Orientalismus-Debatte von Wiedemann, Orientalismus (Fn. 59); vgl. auch Messling, Wilhelm von Humboldt and the ›Orient‹ (Fn. 51).

73 Vgl. nur die jüngsten Erscheinungen: Ottmar Ette und Markus Messling (Hg.), *Wort – Macht – Stamm. Rassismus und Determinismus in der Philologie (18./19. Jh.)*, Paderborn 2013; Krämer, Lenz und Messling (Hg.), *Rassedenken in der Sprach- und Textreflexion* (Fn. 42); Markus Messling, *Gebeugter Geist. Rassismus und Erkenntnis in der modernen europäischen Philologie*, Göttingen 2016 [i. Dr.].

74 Vgl. Fritz Hintze, »Die Haupttendenzen der ägyptischen Sprachentwicklung«, in *Zeitschrift für Phonetik und allgemeine Sprachwissenschaft* 1/3 (1947), S. 85–108, hier bes. S. 96: »Diese Verhältnisse hatte schon der Göttinger Orientalist H. Ewald geahnt«; Richter, *Early Encounters* (Fn. 3), S. 34–40.

»einen Bau ..., der nicht von großen Sprachanlagen der Nation zeugt«

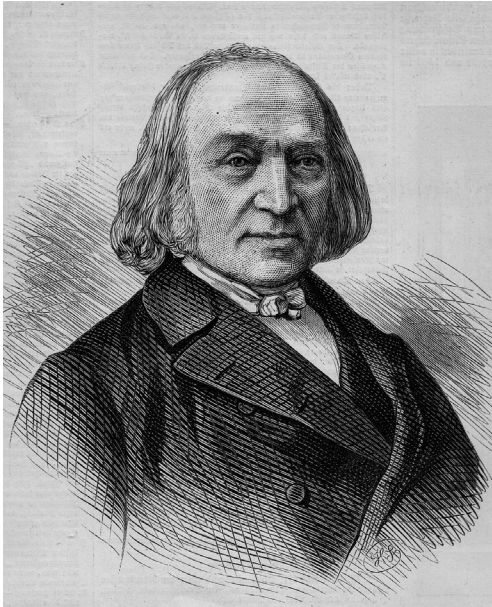


Abb. 4: Heinrich Ewald (1803–1875), Theologe in Göttingen, wird heute noch als einer der ›Göttinger Sieben‹ und als Autor wichtiger hebraistischer und arabistischer Grammatiken und Editionen erinnert. Seine ihrer Zeit weit vorausblickenden Erkenntnisse zum typologischen Umbau des Ägyptischen und zur Klassifikation der Sprachen sind weitgehend unbekannt. Holzstich zu einem Nekrolog, in *Leipziger Illustrierte Zeitung*, Bd. 64, n° 1667, 12. Juni 1875.

allen andern zu loben und zb. das in unsern zeiten so oft gesagte zu billigen die Indo-Europäischen [...] sprachen seien von vorne an die vollkommensten.⁷⁵

Ewalds Stoßseufzer über die Sprachklassifikation seiner Zeit signalisiert ein tiefergehendes Unbehagen. Im Weiteren nämlich hebt Ewald hellsehtig auf nichts Geringes als auf die politische Dimension – den »Orientalismus« *avant la lettre!* – jenes sprachwissenschaftlichen Lokalpatriotismus seiner Zeit ab:

Hätten solche vorstellungen irgend einen festen grund, so würden sich folgerungen daraus ergeben welche ebenso schwerwiegend als nach allen seiten hin traurig wären. Denn die sprache ist der nächste und entsprechendste und der [...] unwandelbarste ausdruck des dem menschen eigenthümlichen geistes: wenn also ein volk oder ein ganzer völkerstamm wirklich von anfang an eine sprache wesentlich geringeren werthes hätte, so würde darin der deutlichste beweis der allgemein geringeren begabung eines solchen volkes liegen, und man wäre befugt es demgemäss zu behandeln; was aber hieraus weiter zu folgern wäre, bedarf hier kaum einer näheren erörterung.⁷⁶

75 Heinrich Ewald, »Abhandlung über den bau der thatwörter im Koptischen«, in *Abhandlungen der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen* 9 (1861), S. 157–219, <http://gdz.sub.uni-goettingen.de/dms/load/img/?PID=GDZPPN002018918> (2.2.2016), hier S. 161.

76 Ebd.

Solche Folgerungen sind nach Ewalds Überzeugung nun nicht allein ethisch verwerflich, vielmehr sind ihre sprachwissenschaftlichen Prämissen haltlos:

Allein unsre sprachwissenschaft ist heute schon weit genug entwickelt um alle solche vorstellungen auf ihr nichts zurückzuführen. Alle sprachen und sprachstämme stehen sich von vorne an in ihrer höchsten und zuletzt einzigen bedeutung als das mittel des vollkommenen klaren ausdrucks aller denkbaren gedanken des menschlichen geistes völlig gleich.⁷⁷

So sehr dieses Statement an die gleichlautende Behauptung des *Mithridates* vom Anfang des Jahrhunderts anklingt, so ist es doch mehr als bloß die Restitution eines Postulats der vorromantischen Sprachwissenschaft, wie sich klar zeigt, wenn Ewald mit empirischen Belegen die »Vorzüge« afrikanischer Sprachen rühmt:

Bei der großen geschichtlichen mannichfaltigkeit [...] kann nun ein sprachstamm oder eine einzelne sprache einzelne der mittel oder stoffe mit welchen alle zuletzt denselben zweck erreichen wohl ebenmäßiger schöner und vollkommener anwenden als die andere [...]: aber keine einzige vereinigt alle solche denkbare vorzüge in sich allein; und auch solche leicht verachtete sprachen wie die alten und neuen Afrikanischen haben in einzelnen dingen bedeutende vorzüge vor andern leicht weit höher geachteten.¹ ('welche vorzüge hat zb. das Ägyptische schon durch seinen höchst mannichfachen aber stets genauen und folgerichtigen ausdruck für das was wir bei uns beständig nur durch *und* ausdrücken!')⁷⁸

6. Ausblick

Der Professionalisierungsschub, den die Arbeiten Adolf Ermans⁷⁹ für die linguistische Analyse des Ägyptischen bedeuteten,⁸⁰ leitete zugleich das Ende der frühen sprachvergleichenden Rezeption des Ägyptischen ein. Die einzelsprachliche Philologie wurde zu unübersichtlich, als dass noch ohne Gefahr von Dilettantismus sprachvergleichende Generalisierungen riskiert werden konnten, zumal für das Ägyptische seit 1880 – dem Erscheinungsjahr der *Koptischen*

⁷⁷ Ebd.

⁷⁸ Ebd., S. 162.

⁷⁹ Zu Adolf Erman vgl. Thomas Gertzen, *Jean Pierre Adolphe Erman und die Begründung der Ägyptologie als Wissenschaft* (Jüdische Miniaturen, Bd. 180), Berlin 2015.

⁸⁰ Vgl. Helmut Satzinger, »Adolf Ermans Forschungen zu Grammatik und Sprache des Alten Ägypten«, in Bernd Ulrich Schipper (Hg.), *Ägyptologie als Wissenschaft. Adolf Erman (1854–1937) in seiner Zeit*, Berlin/New York 2006, S. 141–149; Richter, *Early Encounters* (Fn. 3), S. 41–47.

Grammatik von Ludwig Stern (1846–1911) und der *Neuaegyptischen Grammatik* Adolf Ermans – nicht mehr eine einzige, primitive Sprache nahezu bar jeder Morphologie und Syntax, sondern drei, seit 1894 sogar vier durchaus komplexe Sprachstufen mit je unterschiedlichen und keineswegs primitiven Grammatiken zu berücksichtigen waren. So ist die 1893 erschienene, von Franz Misteli umfassend revidierte dritte Auflage von Steinthals Klassifikationswerk in ihren Ausführungen zum Ägyptischen bereits bei Erscheinen hoffnungslos veraltet gewesen.⁸¹

Es bliebe gleichwohl zu untersuchen, inwieweit ältere Annahmen über die Klassifikation des Ägyptischen, wiewohl *innerhalb* der fachinternen Sprachforschung überwunden, auf dem Transmissionsweg anthropologischer Diskurse virulent geblieben und als Katalysator rassentheoretischen Gedankengutes in der Ägyptologie des 20. Jahrhunderts wirksam geworden sind.⁸²

81 Franz Misteli, *Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaus. Neubearbeitung des Werkes von Prof. H. Steinthal (1861)*, Berlin 1893; vgl. Richter, *Early Encounters* (Fn. 3), S. 48–49.

82 Vgl. dazu neuerdings die tiefgründigen, Überraschendes zutage fördernden Arbeiten von Susanne Voss, »Der lange Arm des Nationalsozialismus. Zur Geschichte der Abteilung Kairo des DAI im ›Dritten Reich‹«, in Susanne Bickel u. a. (Hg.), *Ägyptologen und Ägyptologien zwischen Kaiserreich und Gründung der beiden Deutschen Staaten* (Zeitschrift für Ägyptische Sprache und Altertumskunde, Beiheft 1), Berlin 2013, S. 267–298; dies., »Wissenshintergründe – Die Ägyptologie als ›völkische‹ Wissenschaft vom Ersten Weltkrieg bis zum ›Dritten Reich‹ am Beispiel des Nachlasses Georg Steindorffs«, in Susanne Voss und Dietrich Raue (Hg.), *Wissenshintergründe und Forschungstransfers am Beispiel des Ägyptologen Georg Steindorff (1861–1951)* (Zeitschrift für Ägyptische Sprache und Altertumskunde, Beiheft 3), Berlin / New York [i. Dr.].

Bettina Bock und Sabine Ziegler

Was heißt und zu welchem Zweck betreibt man »Deutsche Wortfeldetymologie in europäischem Kontext«?

Das Projekt »Deutsche Wortfeldetymologie in europäischem Kontext«¹ versteht sich als sprachhistorisches (diachronisches) Wörterbuch, das onomasiologisch aufgebaut ist, d. h. von Wortbedeutungen oder besser den ihnen innewohnenden Konzepten ausgeht und daher nicht alphabetisch angeordnet ist. Konzepte umfassen verschiedene Inhalte: So haben wir von dem Körperteil *Fuß* eine Vorstellung, die auf unserer Wahrnehmung und Erfahrung basiert, z. B. dass er untrennbar zu unserem Körper gehört und sich am unteren Ende der Beine befindet, dass er zum Laufen dient, dass *Zehen*, *Spann*, *Ferse* usw. Teile von ihm sind. Diese Vorstellungen haben wir völlig verinnerlicht, wir müssen das Konzept von *Fuß* nicht ständig neu definieren.² Solche Konzepte bilden nun Netze, wie sie z. B. in den »semantischen Netzen« sichtbar gemacht werden. Diese Modelle sind Grundlage für die Darstellung der Konzepte einzelner und verschiedener Sprachen, indem sie Begriffe (als Knoten) und die Relationen zwischen ihnen (als Kanten) abbilden.³ Der *Fuß* z. B. steht mit dem *Zeh* in einer Ganzes-Teil-Relation, während *stehen* eine für den *Fuß* typische Tätigkeit beschreibt.⁴ Auf sprachlicher Seite entsprechen den semantischen Netzen die Wortfelder. Die Wörter einer natürlichen Sprache sind im menschlichen

1 Internetpräsenz: <http://www.dwee.eu/> und <http://www.dwee.uni-jena.de/>.

2 Zur Definition von »Konzept« und zum Beispiel *Fuß* vgl. Bettina Bock, »Das Wortfeld ›Der Mensch und sein Körper‹«, in dies., Susanne Zeilfelder und Sabine Ziegler, *Deutsche Wortfeldetymologie in europäischem Kontext. Bd. 1: Der Mensch und sein Körper*, Wiesbaden 2012, S. 77–134, hier S. 81 f.

3 Siehe beispielsweise die amerikanischen Projekte FrameNet und Wordnet und die europäischen Projekte EuroWordNet und Germanet: <https://framenet.icsi.berkeley.edu/fndrupal/>, <http://wordnet.princeton.edu/>, <http://www.illc.uva.nl/EuroWordNet/>, <http://www.sfs.uni-tuebingen.de/lzd/> (26.11.2015).

4 Zum Beispielwort *Fuß* finden sich im FrameNet unter dem Stichwort *foot* etwa folgende Angaben, die zugleich auf andere Begriffe und Relationen verweisen: »COD: the lower extremity of the leg below the ankle, on which a person or animal stands or walks. Governor(s): move. [...] Incorporated FE: Body_part«, <https://framenet2.icsi.berkeley.edu/fnReports/data/lu/lu2404.xml?mode=lexentry> (30.12.2015).

Gehirn nicht alphabetisch angeordnet, sondern in Begriffs- oder Wortfeldern. So assoziiert man etwa mit *Hand* eben nicht alphabetisch nahestehende Wörter wie *Hanf* oder *Hang*, sondern vielmehr *Fuß*, *Bein* oder *Arm*. Wortfelder sind Gruppen von Wörtern mit einem oder mehreren übereinstimmenden semantischen Merkmalen (»Semen«⁵), im soeben genannten Beispiel *Hand* etwa <IST: menschlich>. Bei anderen Lebewesen sagt man bekanntlich nicht *Hand* oder *Fuß*, sondern *Pfote*, *Tatze*, *Pranke* etc.⁶ Wenn sich die Konzepte in der Vernetzung ändern, ändern sich auch die Wörter in den Wortfeldern als sprachliche Realisierungen der Konzepte. Unter dieser Prämisse bedeutet Wortfeldetymologie (insbesondere für das Substantiv, das wichtigste Begriffswort):

1. Ermittlung von Wortbildung und Benennungsmotiv eines Wortes (»étymologie origine«),⁷
2. Darstellung der Einbindung eines Wortes in sein Wortfeld vom Althochdeutschen bis in die Gegenwart (»étymologie-histoire des mots«),
3. Beschreibung der Veränderungen innerhalb des Gesamtwortfeldes, die infolge von Wandel, Ersatz, Schwund, Neuschaffung, Entlehnung der Einzelwörter entstehen (»étymologie-histoire des champs lexicaux«).

Ein Ziel der Wortfeldetymologie ist also die systematische Erfassung von Wortfeldern natürlicher Sprachen und die Dokumentation von semantischem Wandel anhand dieser Wortfelder über Jahrhunderte, im Idealfall über den gesamten Zeitraum der schriftlichen Bezeugung einer Sprache – im Falle des

5 Vgl. zu dieser Gleichsetzung Rosemarie Lühr, *Neuhochdeutsch*, München 1986, S. 248 ff.

6 Eine Zwischenstellung nehmen Affen ein. Einerseits findet man oft den Ausdruck »Affenhand«: »Sie [die Affen] bringen die Nahrung mit den Händen oder dem Greifschwanz zum Munde« (Art. »Affen«, in *Meyers Konversationslexikon*, Bd. 1, Leipzig/Wien 1902, Sp. 127–129, <http://www.woerterbuchnetz.de/Meyers?lemma=affen> (9.2.2016), hier Sp. 127). Laut Wikipedia gehören sie nicht zu den Tieren, die Pfoten besitzen: »Als Pfote werden die Enden der Extremitäten bei vielen landlebenden Säugetieren, mit Ausnahme der Huftiere und Primaten, bezeichnet.«, <http://de.wikipedia.org/wiki/Pfote>, (26.11.2015). Andererseits gibt es sie doch, die »Affenpfote«: »Der Leibaffe erhält zwar einen Schlag auf die schmutzigen Pfoten, weil er die hellen Beinkleider des Besuchenden befleckt – dafür giebt ihm aber die Dame nachher gewiß Zuckerbrod und schmeichelt ihm wie einem Kinde.« (Karl August Heinrich Hoffmann, *Unentbehrliches Galanterie-Büchlein für angehende Elegants*, Mannheim [1827], S. 131, nach zeno.org); »Goethe war sich in der Tat nicht zu schade für den Hinweis: »Die Pfoten der Affen dürfen nicht schlottern.« (Manfred Osten, »Schlotternde Affenpfoten. Unterschätzt: Goethes gesammelte Schriften zur Theaterpraxis«, in *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 4.5.2006, S. 40, <http://www.faz.net/-gr3-skef> (18.3.2016)).

7 Vgl. dazu auch den Beitrag von Susanne Zeilfelder, »Indogermanistische Etymologie im Projekt *Deutsche Wortfeldetymologie in europäischem Kontext*«, in *Denkströme* 2 (2009), S. 102–116, http://denkstroeme.de/heft-2/s_102-116_zeilfelder (26.11.2015).

Deutschen ab dem Althochdeutschen, also ab dem 8. Jahrhundert n. Chr. – (vgl. Beispiel 1).

Beispiel 1: Wortfeld »Recht«

Althochdeutsch *reht* n. »Recht, Gesetz, Gebot, Pflicht, Rechtssache, Gerechtigkeit, Urteil; Beweis; Sieg«,

mittelhochdeutsch *reht* »Gesamtheit der rechtlichen Verhältnisse bzw. der gesetzlichen Bestimmungen, Rechtsbuch, Gericht, Rechtsverfahren, Urteilsspruch«,

frühneuhochdeutsch *recht* »Recht, Gesetz, Gebot, Pflicht, Rechtssache, Gerechtigkeit, Dienstpflicht, Abgabe«,

älteres neuhochdeutsch *recht* »Recht, Gesetz, Gebot, Pflicht, Rechtssache, Gerechtigkeit, Gericht, Hinrichtung«,

neuhochdeutsch *Recht* »Gesamtheit der staatlich festgelegten bzw. anerkannten Normen des menschlichen, besonders gesellschaftlichen Verhaltens, Gesamtheit der Gesetze und gesetzmäßigen Normen, Rechtsordnung; berechtigter zuerkannter Anspruch, Berechtigung oder Befugnis«. ⁸

Man sieht, wie sich die Bedeutungen von *Recht* im Laufe der Jahrhunderte erweitern oder einschränken. So ist etwa die Bedeutung »Hinrichtung« nur im Älteren Neuhochdeutschen nachweisbar; in dieser Zeit wurde der Rechtsbegriff offensichtlich sehr weit gefasst.

Die Wortfelddetymologie ist wie die Einzelwort-Etymologie, die die unabdingbare Grundlage der Wortfelddetymologie bildet, nur über den Sprachvergleich möglich. Stärker noch als bei dieser spielt jedoch die historische Kognition eine Rolle. Eine Wortfelddetymologie des Deutschen ist deshalb nur im »europäischen Kontext« möglich. Der europäische Kontext umfasst dabei sowohl sprachgenetische Aspekte – die Verwandtschaft mit den anderen germanischen und weiter den indogermanischen Sprachen – als auch den europäischen Sprachbund. Während aber die Rekonstruktion von urgermanischen und urindogermanischen Vorformen prinzipiell anerkannt ist, ist die Idee eines europäischen Sprachbundes umstritten. ⁹ Die Deutsche Wortfelddetymologie kann hier durch

⁸ Weiteres bei Sabine Ziegler, »Das Wortfeld »Recht«, in Bettina Bock, Susanne Zeilfelder und dies., *Deutsche Wortfelddetymologie in europäischem Kontext. Bd. 3: Mensch und Mitmensch*, Wiesbaden 2015, S. 223–338, bes. ab S. 246 ff.

⁹ Vgl. Benjamin Lee Whorf, der 1939 den Begriff »Standard Average European« (SAE) prägte (*Language, Thought, and Reality. Selected Writings of Benjamin Lee Whorf*, hg. von John B. Carroll, Cambridge, Mass. 1956, S. 138) oder das EUROTYP-Projekt, <https://www.eva.mpg.de/lingua/tools-at-lingboard/tools.php> (27.11.2015) und Kritiken wie von Jeroen Van Pottelberge, »Sprachbünde: Beschreiben sie Sprachen oder Linguisten?«, in *Linguistik-online* 8/1 (2001), <http://dx.doi.org/10.13092/lo.8.978> (27.11.2015).

ihren kognitiv-onomasiologischen Zugang neue Aspekte aufzeigen. Die Bestimmung des »europäischen Kontextes« erfolgt dabei in zwei Richtungen: 1. Lehnwörter im Deutschen und speziell Europäismen, die das Deutsche mit anderen Sprachen teilt¹⁰ und 2. Germanismen in den Sprachen Europas. Für die Bestimmung der Europäismen und zur Demonstration der Verbreitung der Germanismen werden schwerpunktmäßig folgende Sprachen herangezogen:

1. Deutsch als Ausgangssprache des Projekts
2. Englisch als die am weitesten verbreitete Fremdsprache¹¹
3. Französisch als gleichfalls weit verbreitete Fremdsprache, die auch historisch von großem Einfluss war¹²
4. Niederländisch als dem Deutschen besonders eng verwandte Sprache
5. Rumänisch als einzige romanische Sprache auf dem Balkan
6. Russisch als wichtiger Vertreter der slawischen Sprachen
7. Finnisch als finno-ugrische Sprache des Ostseeraums
8. Ungarisch als finno-ugrische Sprache in Südosteuropa

10 Europäismen werden dabei nicht als exklusiv in Europa verbreitete Wörter und Wortverbindungen angesehen. Viele Europäismen weisen historisch über Europa hinaus, sowohl solche der griechisch-römischen Antike, als auch jüdisch-christlich fundierte Europäismen sowie schließlich Wörter, die mit der Erschließung außereuropäischer Länder in der Neuzeit und der modernen Globalisierung verbunden sind. Besonders deutlich wird dies beim umfangreichen Lehnvokabular im Bereich der Nahrungsmittel. Vgl. Susanne Zeilfelder, »Das Wortfeld »Nahrung«, in Bettina Bock, dies. und Sabine Ziegler, *Deutsche Wortfeldetymologie in europäischem Kontext. Bd. 2: Der Mensch im Alltag*, Wiesbaden 2013, S. 337–414.

11 Vgl. Konrad Schröder, »Zur Problematik von Sprache und Identität in Westeuropa. Eine Analyse aus sprachenpolitischer Perspektive«, in *Sociolinguistica* 9 (1995), S. 56–66 (zu Englisch als »Euro-Sprache«); vgl. auch Manfred Görlach, »Englisch als neuer Typ von Welt-sprache und europäische Nationalsprachen«, in Werner Besch u. a. (Hg.), *Sprachgeschichte: ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung*. Teilbd. 2.2, Berlin u. a. 2000, Sp. 1117–1123.

12 »Deutsch ist die Muttersprache von 90 Millionen Menschen – das entspricht 18 % der EU-Bevölkerung – und ist somit die meistgesprochene Sprache in der Europäischen Union. Jeweils 60 bis 65 Millionen Menschen sprechen Englisch, Italienisch bzw. Französisch als Muttersprache (12 bis 13 % der Unionsbevölkerung). Englisch wird von schätzungsweise 38 % der EU-Bürger als erste Fremdsprache gesprochen. Damit liegt es deutlich vor Deutsch und anderen Sprachen und stellt die am meisten verbreitete Sprache der Europäischen Union dar. Etwa 14 % der EU-Bürger beherrschen entweder Französisch oder Deutsch als erste Fremdsprache.« Europäische Kommission, *Viele Sprachen für ein Europa. Sprachen in der Europäischen Union*, 2008, S. 5, <http://bookshop.europa.eu/de/viele-sprachen-fuer-ein-europa-pbNAAB08127/> (24.3.2016).

Im Einzelfall werden auch andere jeweils nah verwandte Sprachen in die Betrachtung einbezogen (z.B. Ukrainisch oder Weißrussisch statt Russisch). Prinzipiell gilt dabei als »europäisch«, was in mindestens drei dieser Sprachen vorhanden ist, sofern es sich nicht um nur verwandte oder unmittelbar benachbarte Sprachen handelt.

Die Wortfeldetymologie ist ein Teilbereich der Etymologie. Zugleich ist sie auch Teilbereich der Semantik, da sie semantischen Wandel beschreibt, wie auch der Kognitionswissenschaft – sie stellt u.a. Konzeptwandel dar. Überschneidungen gibt es daher mit der Sprachtypologie und der Sprachuniversalienforschung, sofern diese Disziplinen sprachliche Repräsentationen von Konzepten und nicht, wie zumeist, lautliche Phänomene behandeln. Mit der Sammlung und Beschreibung von möglichen regelhaften Erscheinungen bei Übertragungsprozessen nach semantischen Merkmalen kann die Wortfeldetymologie bestehende Theorien verifizieren oder die Annahme neuer Thesen zur Wortfeldproblematik begründen. Dies kann entweder innerhalb einer Einzelsprache oder sprachübergreifend geschehen.

Gegenüber der traditionellen etymologischen Forschung hat die Wortfeldetymologie den Vorteil, dass durch die Einbettung in Wortfelder der Bedeutungswandel nach Synonymen, Antonymen/Komplementärbegriffen/Oppositionen, Meronymen (Teilbegriffe), Holonymen (Begriffe für das Ganze), Hyperonymen (Oberbegriffe) und Hyponymen (Unterbegriffe) sowie nach Form, Funktion und weiteren semantischen Merkmalen systematisch erfasst wird (vgl. Beispiel 2).

Beispiel 2: Wortfeld »Haus«

Das Wort *Zimmer* hat eine Entwicklung vom Meronym »Bauholz« (vgl. althochdeutsch *zimbar* n.) zum Holonym »Wohnraum« (vgl. frühneuhochdeutsch *zimmer* n.¹³) durchgemacht.¹⁴ In dieser letzten Bedeutung hat es sich zunehmend als Hyperonym von *Stube* und *Kammer* etabliert, die auch Wohnräume bezeichnen, aber jeweils spezifische Charakteristika aufweisen, nämlich *Stube* das prototypische Merkmal <HAT: Ofen> und *Kammer* <HAT: keinen Ofen>. Beide Wörter stehen damit in Opposition zueinander. *Zimmer* selbst ist mit *Stube* und *Kammer* wiederum Kohyponym zu *Raum*. Mit der Markierung von *Stube* als <IST: veral-

13 Vgl. u.a. Art. »Zimmer«, in Jakob und Wilhelm Grimm, *Deutsches Wörterbuch*, Bd. 31, Sp. 1294, <http://www.woerterbuchnetz.de/DWB?lemma=zimmer> (29.3.2016): »*Teurdank der gieng in sein zimmer* MAXIMILIAN Teuerdank [1517] 121 Goedeke«.

14 Älter ist allerdings die Entwicklung zum Holonym »Haus«, vgl. die althochdeutsche Glossierung von *zimbar* durch lateinisch *aedēs*, *-is* f. und *aedificium*, *-i* n., die beide die Bedeutung »Haus« haben. Es ist daher auch nicht ausgeschlossen, dass die Bedeutung »Zimmer« als Meronym zum Holonym »Haus« aufkam.

tet> und <IST: gut bürgerlich> gewinnt *Zimmer* an Gewicht in der Synonymenkonkurrenz, v. a. in der speziellen Bedeutung »Wohnzimmer«.¹⁵

Sprachwandelerscheinungen jeglicher Art, die ohne die Betrachtung des restlichen Wortfeldes ohne Bezug und daher im hypothetischen Bereich bleiben, können so als durch Interaktion mit dem Wortfeld bedingte Veränderungen aufgezeigt werden. Dies kann den semantischen Wandel ebenso betreffen wie lautliche oder morphologische Varianten (vgl. Beispiel 3).

Beispiel 3: aus dem Wortfeld »Körper«¹⁶

Das neuhochdeutsche Wort *Auge* ist nach rein etymologischen Gesichtspunkten sozusagen »falsch«: Es müsste nämlich nach den Gesetzmäßigkeiten des Sprachwandels, die von den historischen Sprachwissenschaften in den letzten Jahrhunderten aufgedeckt wurden, *Age* lauten. Was also ist passiert? Für die Erklärung muss man in der Geschichte der deutschen Sprache zurückgehen. In der Zeit der urgermanischen Grundsprache lautete das Wort **augan*, sollte aber lautgesetzlich korrekt **agan* sein.¹⁷ Da das urgermanische Wort **auzan*- »Ohr« demselben Wortfeld »Sinnesorgane« angehört und auch häufig in Redewendungen neben *Auge* (vgl. deutsch ganz *Auge und Ohr sein* »ganz aufmerksam sein«) vorkommt, hat das Wort für »Ohr« das Wort für »Auge« im Anlaut beeinflusst, so dass aus älterem **agan*- neben **auzan*- schließlich **augan*- neben **auzan*- wurde. Die Lautveränderung ist also nicht durch ein Lautgesetz bedingt, sondern durch die Interaktion der Wörter im Wortfeld. Im Verlauf der weiteren Sprachgeschichte bis zum Neuhochdeutschen wurde **augan*- dann durch Endsilbenschwächung zu *Auge*, **auzan*- hingegen durch einen regelmäßigen, auch sonst beobachtbaren Lautwandel zuerst zu *auran*- und dann zu *Ohr*. Ein ähnliches Beispiel bietet die Auslautsangleichung von armenisch *unkn* »Ohr« nach *akn* »Auge«. Ein weiterer Fall für eine derartige Beeinflussung innerhalb eines Wortfeldes ist etwa die Redewendung *mit Bitten und Betteln*, die häufig als *mit Bitteln und Betteln*¹⁸ realisiert wird.

15 Weiteres zu den hier besprochenen Wörtern bei Bettina Bock, »Pragmatischer Wandel als Teil der Wortfeldetymologie«, in Peter Ernst und Martina Werner (Hg.), *Linguistische Pragmatik in historischen Bezügen*, Berlin u. a. 2016, S. 117–130.

16 Vgl. dazu auch Sabine Ziegler, »Das Wortfeld ›Kopf, Hals und Sinnesorgane«, in Bock, Zeilfelder und Ziegler, *Deutsche Wortfeldetymologie* Bd. 1 (Fn. 2), S. 226–304, hier S. 291 f.

17 Möglicherweise wurde der Anlautwechsel bei *Auge* statt **Age* noch durch unterschiedliche Entwicklungen in verschiedenen Kasus unterstützt; ebd. S. 291 f.

18 Z. B. in Ulrich Ammon, *Die deutsche Sprache in Deutschland, Österreich und der Schweiz: das Problem der nationalen Varietäten*, Berlin 1995, S. 169, vgl. auch Susanne Fröhlich, *Frisch gemacht!*, Frankfurt a. M. 2009, S. 38: »Devotes Winseln, Bitteln und Betteln um einen Minutenauftritt als Getränkeboy«.

Für die Darstellung der Wortfeldetymologie werden vor allem jüngere Semantiktheorien¹⁹ als Grundlage genommen. Zentrales Element ist, die Wörter im Bereich der Prototypikalität mit ihren semantischen Merkmalen zu erfassen. Diese sogenannten prototypischen Merkmale lassen sich nach Beziehungsklassen zum Lemma (z. B. nach *Eigenreferenz* »beeigenschaftende Merkmale« und *Fremdreferenz* »affizierende und effizierende Merkmale«) strukturieren.²⁰ Dieses Vorgehen gewährt eine bessere Vergleichbarkeit von Sem(em)en. Die Darstellung des semantischen Wandels erscheint damit nicht mehr, wie früher oftmals, vom »intuitiven« Sprachverständnis des einzelnen Forschers abhängig. Zugleich werden Tendenzen im Sprachwandel sichtbar, die sprachtypologische und universale Aussagen zulassen. So zeigt sich nach der Untersuchung der Wortfelder »Körper«, ²¹ »Haus und Hausrat« / »Essen« / »Kleidung«²² sowie »Familie« / »Gesellschaft« / »Recht«, ²³ dass die Kippeffekte²⁴ bei Metaphern im Allgemeinen bei den prototypischen Merkmalen zu suchen sind.

Das Auftreten mehrerer Bedeutungen bei einem Wort, die sogenannte Polysemie, wird bei etymologischen Untersuchungen nur selten beachtet.²⁵ Daher ist die Einbindung des jeweiligen Wortes in seinen Kontext besonders wichtig. Dies wird im Projekt durch die Erfassung von Kollokationen, d. h. festen Wortverbindungen, mit Adjektiven, Verben und Präpositionen usw. gewährleistet (vgl. dazu Beispiel 4).

19 Zu nennen sind hier beispielsweise Andreas Blank, *Einführung in die lexikalische Semantik*, Tübingen 2001; Anne Kimmes, *Exploring the Lexical Organization of English. Semantic fields and their Collocational Ranges*, Trier 2009; Joachim Grzega, *Bezeichnungswandel: Wie, Warum, Wozu? Ein Beitrag zur englischen und allgemeinen Onomasiologie*, Heidelberg 2004. Grundlegend ist ferner die Prototypentheorie.

20 Vgl. dazu Bock, »Das Wortfeld ›Der Mensch und sein Körper‹« (Fn. 2), S. 82 f.

21 Vgl. Bock, Zeilfelder und Ziegler, *Deutsche Wortfeldetymologie* Bd. 1 (Fn. 2).

22 Vgl. Bock, Zeilfelder und Ziegler, *Deutsche Wortfeldetymologie* Bd. 2 (Fn. 10).

23 Vgl. Bock, Zeilfelder und Ziegler, *Deutsche Wortfeldetymologie* Bd. 3 (Fn. 8).

24 Der Kippeffekt beschreibt das Assoziationsmoment, das zur Übertragung führt.

25 Vgl. zum theoretischen Hintergrund schon Hermann Paul, *Prinzipien der Sprachgeschichte*, Berlin / New York 1995, v. a. Kap. 4: »Wandel der Wortbedeutung« mit der Unterscheidung von usuellem und okkasionellem Gebrauch.

Beispiel 4: Amt

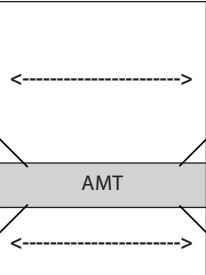
a) Älteres Neuhochdeutsch²⁶

BEDEUTUNG	WORTFELD	TEILWORTFELD
»Umfang derjenigen Obliegenheiten, wozu jemand von einem Höhern angewiesen ist«: <i>Seinem Amte ein Genüge thun, demselben nachkommen, wohl vorstehen. Das ist mein Amt, mein Amt bringt es so mit sich. Das ist meines Amtes nicht [...]. Einem in sein Amt greifen [...]. Von Amts wegen [...].</i>	Gesellschaft	Pflicht
»einzelne Verpflichtungen und Befugnisse zu gewissen Verrichtungen in dem gesellschaftlichen Leben«: <i>ein Amt auf oder über sich nehmen, des andern Amt verrichten. Einem ein Amt, (eine einzelne Verrichtung) auftragen.</i>	Gesellschaft	Pflicht
(Theologie) »Mittleramt Christi, wozu dessen prophetisches, hohepriesterliches und königliches Amt gerechnet wird.«	Religion	Christentum
»damit verbundene Würde und Vortheile«: <i>Ein geistliches, weltliches, obrigkeitliches, öffentliches Amt. Ein ansehnliches, mittelmäßiges, einträgliches Amt. [...] Nach einem Amte streben, ein Amt suchen, sich um ein Amt bewerben, um ein Amt anhalten. Ein Amt bekommen, erhalten. In ein Amt kommen. In einem Amte sitzen. Ein Amt verwalten, bekleiden. Ein Amt antreten. Er stehet schon zehen Jahre in einem öffentlichen Amte. Ein Amt niederlegen. Einen seines Amtes entsetzen. Das Amt ist erlediget. Ein Amt eingehen lassen. [...] Es ist kein Amt so klein, das nicht den Galgen verdienet. Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand. Das Amt macht wohl satt, aber nicht allemahl klug.</i>	Gesellschaft	gesellschaftliche Stellung
»[i]n der protestantischen Kirche das Predigtamt, welches im gemeinen Leben auch nur schlechthin das Amt genannt wird«: <i>In das Amt kommen. [...]</i>	Religion	Stellung innerhalb einer Religionsgemeinschaft

²⁶ Bedeutungsangaben und Kollokationen nach Johann Christoph Adelung, *Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart*, Leipzig 1793–1801, elektronische Volltext- und Faksimile-Edition nach der Ausgabe letzter Hand, Berlin 2004, <http://www.woerterbuchnetz.de/Adelung?lemma=amt> (5. 4. 2016).

»verschiedene gottesdienstliche Amtsverrichtungen«; [...] <i>das Amt halten, oder singen</i> [...]. <i>Das Amt der Schlüssel</i> [...].	Religion	religiöse Handlung
»Handhabung der Rechtspflege, und die Verwaltung der landesherrlichen Einkünfte eines Ortes oder einer Gegend, und eine solche Gegend selbst.«	Gesellschaft	Verwaltung
»Wohnung des Vorgesetzten eines solchen Amtes«	Haus	
»Collegium gewisser zu einer Verrichtung bestimmter Personen«	Gesellschaft	Gemeinschaft (zu einem bestimmten Zweck)
»Gebäude, wo selbige ihre Sitzungen halten«	Haus	
»Innungen alter und zahlreicher Handwerker, welche einige besondere Vorrechte genießen, zum Unterschiede von den schwächern und geringern Zünften, welche nur Werke oder Gilden genannt werden«: <i>Das Amt berufen</i> [...]. <i>In das Amt freyen</i> [...].	Gesellschaft	Gemeinschaft (zu einem bestimmten Zweck)
»Werkstätte eines Handwerksmannes«	Wirtschaft	

So ergibt sich für das Ältere Neuhochdeutsche folgende Übersicht für die Bedeutungen des Wortes *Amt*:

WORTFELD Religion Mittleramt Jesu, Stellung in der Religionsgemeinschaft, Religiöse Handlung		WORTFELD Gesellschaft Pflicht, gesellschaftliche Stellung, Verwaltung, bestimmte Gemeinschaft
	AMT	
Gebäude WORTFELD Haus		Gebäude WORTFELD Wirtschaft

b) Neuhochdeutsch²⁷

BEDEUTUNG	WORTFELD	TEILWORTFELD
»offizielle Stellung (in Staat, Gemeinde, Kirche u. Ä.), die mit bestimmten Pflichten verbunden ist; Posten«: <i>ein geistliches, öffentliches A.; das höchste A. im Staat; ein A. übernehmen, verwalten, antreten, ausüben, bekleiden, innehaben; sein A. niederlegen; jmdn. aus einem A. entfernen; für ein A. kandidieren; [noch] im A. sein; sich um ein A. bewerben; *in A. und Würden</i>	Gesellschaft	gesellschaftliche Stellung
»Aufgabe, zu der sich jmd. bereit gefunden hat; Obliegenheit, Verpflichtung«: <i>ihm wurde das schwere A. zuteil, diese Nachricht zu überbringen; [...] *seines -es walten</i>	Gesellschaft	Pflicht
»Behörde, Dienststelle«: <i>A. für Denkmalpflege, für Statistik; in einem A. vorsprechen; [...] *Auswärtiges A. [...]; von -s wegen</i>	Gesellschaft	Verwaltung
»Gebäude, Raum, in dem ein Amt [...] untergebracht ist«: <i>das A. betreten</i>	Haus	
»(veraltend) Telefonamt; Amtsleitung«: <i>das A. anrufen; bitte A. (eine Amtsleitung)!; das Fräulein vom A. [...]</i>	Technik	
»Gemeindeverband in einigen Bundesländern«	Gesellschaft	Verwaltung
»(kath. Kirche) Messe mit Gesang (des Priesters u. des Chors)«: <i>ein A. halten, besuchen; einem A. beiwohnen [...]</i>	Religion	religiöse Handlung

Im Gegenwartsdeutschen sind dagegen folgende Bedeutungen des Wortes *Amt* belegt, in den dunkler markierten Wortfeldern sind semantische Änderungen angezeigt:

WORTFELD Religion Religiöse Handlung		WORTFELD Gesellschaft Pflicht, gesellschaftliche Stellung, Verwaltung
	AMT	
Gebäude WORTFELD Haus		Telefonamt WORTFELD Technik

Die Kollokation *ein Amt bekleiden* schließt zum Beispiel die Lesart »religiöse Handlung« ebenso aus wie die Lesart »Gebäude, das mit einem Amt verbunden ist«. Aber natürlich gibt es zwischen den einzelnen Bedeutungen Assoziationen, die auch eine Zuweisung an ein jeweils anderes Wortfeld nicht ausschließen.

²⁷ Bedeutungsangaben und Kollokationen nach Wissenschaftlicher Rat der Dudenredaktion (Hg.), *Duden – Das große Wörterbuch*, Mannheim 2000, CD-ROM auf der Basis der 3., völlig neu bearb. und erw. Auflage der Buchausgabe in 10 Bden. (1999).

Durch Assoziationen einzelner semantischer Merkmale können Wörter aber nicht nur innerhalb ihres Wortfeldes interagieren, sondern auch aus ihrem angestammten Wortfeld heraus in andere Wortfelder übergehen, wie Beispiel 4 mit den vielfältigen Bedeutungen von *Amt* zeigte. Ein solcher Übergang kann auch vollständig sein (vgl. Beispiel 5).

Beispiel 5

Im Gegenwartsdeutschen hat *Kopf* inzwischen nur noch die Bedeutung »Kopf«, die ursprüngliche Bedeutung »Schale, Becher, Tasse« ist dem Simplex völlig verloren gegangen und erscheint nur noch in dem Kompositum *Schröpfung* »kleines Gefäß für den Aderlass«. Die Betrachtung der Sprachgeschichte vom Althochdeutschen bis zum Gegenwartsdeutschen zeigt, dass die Bedeutung »Schale, Becher, Tasse« des Simplex *Kopf* in dieser Zeit kontinuierlich abnimmt, die übertragene Bedeutung »Kopf«, die sich in einer pars-pro-toto-Relation aus »Hirnschale« entwickelt hat, dagegen zunimmt:²⁸

<i>Kopf</i>	Ahd.	Mhd.	Frnhd.	Änhd.	Nhd.	
»Becher«						Verwendung nimmt ab
»Kopf«						Verwendung nimmt zu

Häufiger finden sich aber Bedeutungsaufspaltungen wie in den Beispielen 1 und 2.²⁹ Die Beobachtung solcher Erscheinungen gibt Aufschluss über die Denkweise des menschlichen Gehirns in den Bereichen der Sprache und über die kognitive Strukturierung der sichtbaren und unsichtbaren Welt. Die Wortfeldetymologie ist daher eine Basis für die kognitive Linguistik einerseits und die Neurolinguistik andererseits. Hierher gehören auch Analysen der Kollokationen, die z. B. Aufschluss über Veränderungen in der Wahrnehmung von Bewegungen und Lokalisationen zeigen (vgl. Beispiel 6).

28 Genauer bei Ziegler, Das Wortfeld ›Kopf, Hals und Sinnesorgane‹ (Fn. 16), S. 279. Die Abkürzungen stehen für: Ahd. = Althochdeutsch (ca. 750–1080), Mhd. = Mittelhochdeutsch (ca. 1080–1350), Frnhd. = Frühneuhochdeutsch (1350–ca. 1600), Änhd. = Älteres Neuhochdeutsch (ca. 1600–1900), Nhd. = Neuhochdeutsch (ab 1900).

29 Vgl. auch die Bedeutungsvielfalt bei *Auge*: Aufgrund des Merkmals <IST: rundlich> wurde das Wort *Auge* schon ab althochdeutscher Zeit für die »Knospen von Pflanzen«, die »Augen auf dem Würfel« und, auch wegen des zusätzlichen Merkmals <IST: glänzend>, für »(Fett-)Augen auf der Suppe« verwendet. Neuere Assoziationen sind etwa »Auge des Sturms« für das windstille Innere eines Hurrikans aufgrund des Merkmals <HAT: runde Form> sowie die pars-pro-toto-Übertragung »Auge des Gesetzes« für einen Polizisten nach der Funktion <FUNKTION: sehen>. Ausführlicher dazu Ziegler, Das Wortfeld ›Kopf, Hals und Sinnesorgane‹ (Fn. 16), S. 287 f.

Beispiel 6

neuhochdeutsch *am Fenster sitzen* vs. älteres neuhochdeutsch *im Fenster sitzen*,³⁰

oder die häufig auftretende Verwechslung von *Iris* »farbige Regenbogenhaut des Auges« und *Pupille* »Sehloch; von der Regenbogenhaut umgebene, schwarze Lichteinfallsoffnung«, die sich deutlich in den Adjektivkollokationen mit dem Merkmal <Farbe> zeigt.

Beispiel 7: Interaktion zwischen Iris und Pupille

»Beim werbenden Männchen werden dagegen die Bauchseiten und die Flanken in ein feuriges Rot gehüllt, der Rücken ist zart hellgrün, die *Iris* der Augen ist *himmelblau*.«³¹

»Um seine blassen Lippen zuckte ein leises Lächeln, seine schwache Hand versuchte, die meine zu umschließen, die Lider deckten sekundenlang die *stahl-blauen Pupillen*, – dann zuckten sie schreckhaft wieder empor.«³²

Die Pupille ist in der Regel schwarz, falls sie nicht durch eine Krankheit wie z. B. Leukokorie verändert ist; die Iris kann bei Tieren und Menschen dagegen ganz verschiedene Farben aufweisen. Der Beleg *stahlblaue Pupillen* zeigt, dass hier eine Vermischung oder Verwechslung der beiden Begriffe, ausgelöst durch das unmittelbare Nebeneinander von Pupille und Iris, stattgefunden hat.

Zusammenfassend ist noch einmal festzuhalten, dass mit der Wortfeldetymologie der komplex vernetzte Wortschatz unter zwei Aspekten erfasst wird: mit linguistischer Genauigkeit und mit der Wiedergabe aller Relationen. Sowohl das Grundkonzept der Wortfeldetymologie als auch die Datenbank gehen weit über bisherige Formen der Wort- und Begriffsanalyse hinaus. Ein wesentlicher Vorteil besteht darin, dass sprachwirkliche – kognitiv verankerte – Beziehungen zwischen verschiedenen Wörtern ab gebildet werden.

30 Mehr zu Veränderungen bei den Kollokationen dieses Typs siehe Bettina Bock, »Das Wortfeld ›Haus‹«, in Bock, Zeilfelder und Ziegler, *Deutsche Wortfeldetymologie* Bd. 2 (Fn. 10), S. 52 f.

31 Belegstelle laut DWDS-Kernkorpusabfrage: Wolfgang von Buddenbrock, *Das Liebesleben der Tiere*, Bonn 1953, <http://www.dwds.de/?view=1&qu=Iris> (5.4.2016).

32 Belegstelle laut DWDS-Kernkorpusabfrage: Lily Braun, *Memoiren einer Sozialistin*, München 1911, <http://www.dwds.de/?view=1&qu=Pupille> (5.4.2016). Weitere Belege unter http://dwee.eu/Iris/Wortfeld/Gegenwartsdeutsch/Kollokationen/Mit_Attributen (5.4.2016) und http://dwee.eu/Pupille/Wortfeld/Gegenwartsdeutsch/Kollokationen/Mit_Attributen (5.4.2016).

Beispiel 8 (siehe auch Beispiel 1)

Eine vollständige Bedeutungsveränderung ist bei dem Wort *Zimmer* im Deutschen eingetreten. Das althochdeutsche *zimbar* zeigt folgende Bedeutungen: »(Bau-)Stoff, Bauholz; Bau, Gebäude«. Erst im Frühneuhochdeutschen taucht die heutige Bedeutung »Wohnraum« auf. Die alten Bedeutungen »Bauholz, Baustoff« finden sich noch bis ins 18. Jahrhundert im Hochdeutschen und teilweise noch länger in den Mundarten. Der semantische Übergang ist durch zwei Auslöser zustande gekommen: Zum einen liegt eine metonymische Übertragung im Frame »Haus« vor, bei der die Benennung eines einzelnen Teils zur Bezeichnung für das Ganze verwendet wird. Im Frame »Haus« finden wir in ähnlicher Weise auch *Dach* »Haus«. Diese metonymische Übertragung ist die häufige Konzeptmetonymie TEIL-GANZES.³³ Zum anderen spielt hier ein kulturgeschichtliches Faktum eine Rolle: Das Konzept »Haus« mit seinen Merkmalen und Meronymen hat sich in zweierlei Hinsicht verändert. Einerseits haben wir eine Entwicklung vom Ein-Raum-Haus hin zum Haus mit mehreren Räumen, was andererseits zu der Entwicklung des Ofens für den Wohnraum führt, woraus sich die Opposition *Stube* (<HAT: Ofen>) vs. *Kammer* (<HAT: kein Ofen>) ergibt. Mit der Einführung der modernen Heizungen für alle Räume im 20. Jahrhundert wird diese Opposition jedoch bis auf wenige Reste obsolet.

Was nun die Untergliederung von Wortfeldern angeht, so könnte man eine solche zwar wie in der Fachsprache der Technik vornehmen. Für das Wortfeld »Material« würde das heißen, dass man stets die neueste technische Entwicklung berücksichtigen muss. Schließlich kann man z.B. mit Rasterelektronenmikroskopen einzelne Moleküle erkennen; durch physikalische Untersuchungsanlagen wie CERN in Genf lassen sich sogar die subatomaren Bestandteile Elektron, Proton, Neutron sowie die verschiedenen Arten von Quarks, Leptonen, Higgs-Bosonen, Eichbosonen und Gluonen unterscheiden. Aber macht es Sinn, in jedem Wortfeld, das Materielles zum Inhalt hat, so weit zu gehen? Gewiss nicht, denn eine solche Feinstgliederung entspricht nicht der menschlichen Kognition. Da in dem vorliegenden Projekt der Mensch, seine Perzeption und seine Wahrnehmungsfähigkeiten im Mittelpunkt stehen, kann eine Untergliederung bis in die kleinsten Teilchen nicht sinnvoll sein. Die unterste Ebene bilden daher im Allgemeinen die Lemmata, die die Sprecher einer Sprache als Basiswörter empfinden.³⁴

Zwei Aspekte sind hier des Weiteren zu berücksichtigen:

³³ In der Rhetorik ist diese Übertragung als *pars-pro-toto*-Stilmittel bekannt.

³⁴ Zum Problem der Basiswörter und dem *basic level* vgl. auch Bock, »Das Wortfeld ›Der Mensch und sein Körper‹« (Fn. 2), S. 97–99.

Zum einen gelten die oben dargestellten Prinzipien der Einteilung vor allem für die stofflichen Dinge. Da letztlich alle diese stofflichen Dinge auf den kleinsten physikalischen Teilchen aufgebaut sind, würde, wie gerade dargelegt, eine Feinstgliederung den Wortfeldbegriff *ad absurdum* führen, wenn sich alles Stoffliche auf ein einziges Wortfeld eben dieser kleinsten physikalischen Teilchen zusammenführen ließe. Diese Erkenntnisse wurden zudem im Wesentlichen³⁵ erst im 20. und 21. Jahrhundert gewonnen; eine diachrone Betrachtung des Wortfeldes wäre darum nicht möglich. Außerdem widerspricht die Feinstgliederung der allgemeinen menschlichen Wahrnehmung, und selbstverständlich wird diese Form des Spezialwissens auch nicht von der gesamten Menschheit geteilt.

Zum anderen gibt es Wortfelder für Abstraktes: beispielsweise für Gefühle und Emotionen,³⁶ aber auch für Handlungen und Sachverhalte. Das sind Kontinuitiva, die nicht weiter unterteilt werden können. Häufig sind solche Abstrakta durch die Wortbildung gekennzeichnet (vgl. z. B. das Suffix *-heit/-keit*, das Abstrakta zu Adjektiven bildet). Das gilt nun sowohl für das Gegenwartsdeutsche wie auch für das weit zurückliegende Urindogermanische. Begriffe wie »Liebe« oder »Hass«, »Trauer«, »Wut« oder »Freude« kann man kaum weiter unterteilen. Wortfelder im Bereich der Abstrakta sind daher weniger fein aufgefächert als stoffliche Dinge, die eine genauere taxonomische Gliederung erlauben. Letztlich befinden wir uns auch bei diesen abstrakten Begriffen wieder auf der Basisebene, dem *basic level*.

Dass der Gedanke des Wortfeldes nicht eine »Erfindung« des 20. Jahrhunderts ist, sondern in der menschlichen Kognition ankert, zeigen Sprachen, die die Konzepte der Wortfeldgliederung zumindest teilweise auch ausdrucksseitig berücksichtigen – dies geschieht selbstverständlich unbewusst, zeigt aber, dass im Gehirn eine solche Gliederungsmöglichkeit biologisch angelegt ist. Zu diesen Sprachen gehören unter anderem die Bantusprachen wie etwa Swahili, das sogenannte Klassenpräfixe für bestimmte Nominalklassen verwendet. Diese Klassenpräfixe erscheinen im morphologischen Verbund und sind dann typisch für je eine bestimmte Klasse. So bezeichnen etwa Wörter, die im Singular mit *m-* (1. Klasse) und im Plural mit *wa-* (2. Klasse) beginnen, menschliche Wesen, z. B. *mtoto* »Kind«, *watoto* »Kinder«. Dabei werden die Klassenpräfixe auch

35 Auf reiner Überlegung basiert beispielsweise die *átomos*-Theorie des Griechen Demokritos, die dieselbe Grundidee zeigt. Vgl. dazu Rudolf Löbl, *Demokrits Atomphysik*, Darmstadt 1987.

36 Die Erklärung von Emotionen und Gefühlen ist nach wie vor umstritten. Vgl. dazu z. B. die Diskussion bei Ulrich Mees, »Zum Forschungsstand der Emotionspsychologie – eine Skizze«, in Rainer Schützeichel (Hg.), *Emotionen und Sozialtheorie*, Frankfurt a.M. 2006, S. 104–123.

bei den jeweils kongruierenden Pronomina, Adjektiven und Verben verwendet, z. B. **wa-tu** (2. Klasse Plural »Mensch«) **wa-refu** (2. Klasse Plural »groß«) **wa-wili** (2. Klasse Plural »zwei«) **wa-na-ingia** (2. Klasse Plural Präsens »hineingehen«) **nyumba-ni** (»Haus-in«) »zwei große Menschen gehen ins Haus«.³⁷

In schriftlicher – aber wahrscheinlich nicht gesprochener – Form bieten auch die keilschriftlich geschriebenen Sprachen wie Hethitisch ähnliche Erscheinungen. Im Hethitischen wird durch meist aus der sumerischen Sprache stammende sogenannte Determinative, die den einzelnen Wörtern vorangestellt werden, oftmals die Zugehörigkeit zu einem Wortfeld oder einem Teilwortfeld als wichtiges Gliederungsprinzip ausgedrückt, vgl. z. B. die sumerischen Determinative GIŠ »Holz« oder LÚ »Mann«. Im Text erscheinen sie so: GIŠ³⁸hapūti- »Stuhl« und LÚ³⁹westara- »Hirte«, wobei die Determinative nicht mitgesprochen wurden. Interessanterweise halten aber Sprachen oft nicht mit technischen Neuerungen mit: Hethitische Werkzeuge und andere Gegenstände, die nicht vollständig oder gar nicht (mehr) aus Holz sind, werden ebenfalls mit GIŠ »Holz« determiniert, z. B. GIŠ³⁸arimpa- »Bronzegerät im Ritual«. Dies zeigt, dass die Klassifikation durch Determinative im Laufe der Zeit petrifiziert wurde und logische Inkonsistenzen in Kauf genommen wurden; hier scheint einerseits eine etablierte Tradition stärker gewesen zu sein als eine sachlich gerechtfertigte Anpassung (selbstverständlich wurden die sumerischen Determinative von den gebildeten akkadischen und hethitischen Schreibern noch verstanden), andererseits haben hier Umdeutungen und Lexikalisierungen stattgefunden, etwa von sumerisch GIŠ »Holz« > »Werkzeug, Gerät« (unabhängig vom Material).³⁹

37 Alle Beispiele stammen aus Beat Wandeler, *Lehrbuch des Swahili für Anfänger*, Hamburg 2005.

38 Eine Tabelle mit den wichtigsten sumerischen Determinativen findet sich in Harry A. Hoffner und H. Craig Melchert, *A Grammar of the Hittite Language. Part 1: Reference Grammar*, Winona Lake 2008, S. 21.

39 Vergleichbare Fälle von Lexikalisierung durch technische Neuerungen sind etwa neuhochdeutsch *Plombe* »Zahnfüllung« < lateinisch *plumbum* »Blei« (durch seine Weichheit und leichte Formbarkeit gut geeignetes Metall) oder neuhochdeutsch *Feder* »mit Tinte schreibender Stift« deren Lexikalisierung und Bedeutungsveränderung in Komposita wie *Gold-*, *Keramikplombe* »Zahnfüllung aus Gold bzw. Keramik« und *Blei-*, *Goldfeder* »Schreibgerät mit Schreibspitze aus Blei bzw. Gold« sichtbar wird, vgl. dazu auch Art. »Feder« und »Plombe«, in Wolfgang Pfeifer (Hg.), *Etymologisches Wörterbuch des Deutschen*, Berlin 1993, online: <http://www.dwds.de/?view=1&qu=Feder> und <http://www.dwds.de/?view=1&qu=Plombe> (5.4.2016). Ein weiteres Beispiel aus dem Deutschen ist der *Fahrstuhl*, heute im allgemeinen Sprachgebrauch vor allem eine »Kabine, in der Personen Höhenunterschiede (oft in Form von Stockwerken) überwinden«, im Älteren Neuhochdeutschen aber neben *Fahrsessel* zum einen Bezeichnung für eine Art »Rollstuhl«,

Die Begriffe »Wandel« und »Veränderung«, die gewissermaßen zur Prototypikalität des Terminus *Wortfeldetymologie* gehören, implizieren immer einen diachronen Prozess. Deswegen kann eine rein synchrone Untersuchung von vornherein keine Ergebnisse zeitigen.

Wie die Beispiele zeigen, führt die *Deutsche Wortfeldetymologie in europäischem Kontext* zu zahlreichen neuen und vertieften Erkenntnissen in Bezug auf die Sprachstufen des Deutschen und davor. Mit dem Projektfortschritt kann daraus ein Regelsystem semantischen Wandels zusammengefügt werden: ein »Tool« von Regeln oder zumindest Tendenzen des Bedeutungswandels und der Motivation von Wortbildung, das für die Rekonstruktion verwendet werden kann und muss. Bei sorgfältiger etymologisch und philologisch genauer Untersuchung von Wörtern können die in diesem Projekt gewonnenen Erkenntnisse helfen, die lautliche und morphologische Rekonstruktion durch die Semantik zu unterstützen. Zugleich erlaubt die Wortfeldetymologie einen Einblick in kognitive Vorgänge beim Sprachwandel, beginnend bei Benennungsmotiven bis hin zu Metaphorisierungen u. a. Mitunter kann die Sprache dann auch Hinweise auf gesellschaftliche Gegebenheiten und Veränderungen geben, die mit anderen Mitteln nicht erkennbar sind.

zum anderen eine Art »Lift in Stuhlform zum Überwinden von Höhenunterschieden ohne Treppe« (vgl. Adelung (Fn.26), Art. »Fahrsessel«, <http://www.woerterbuchnetz.de/Adelung?lemma=fahrsessel> (30.12.2015)).

Andreas Herz

Sprachausbau und -regulierung

Zur Spracharbeit der *Fruchtbringenden Gesellschaft* am Beispiel der Orthografie

Als die *Deutsche Welle* – der Auslandsrundfunk der Bundesrepublik und Mitglied der ARD – im Herbst 2015 auf ihrer Deutsch-Lern-Seite auf Facebook Sprachschüler – darunter auch Migranten und Flüchtlinge – nach ihren deutschen Lieblingsworten befragte, traten bei den über 2.000 Rückmeldungen erstaunliche Ergebnisse zutage. Gleich welcher Herkunft der Sprachschüler standen *Liebe*, *Mutter*, *Frieden* und *Ordnung* ganz oben. Bei diesen dürfte wohl weniger die Bezeichnung, als das Bezeichnete selbst den Ausschlag gegeben haben. Andere Wortwahlen aber folgten dem Klang: *Streichholzschächtelchen*, *Pfifferling*, *Kugelschreiber*, *Kirschkernkissen* und anderes mehr. Die Wörter rufen Deutschland als ein Sehnsuchtsland auf, zwischen *Heimweh* und *Fernweh*, *normalerweise* und *Feierabend*, *Kerzenschimmer* und *Sehnenscheidenentzündung*, zwischen *Geborgenheit* und *zack, zack*, zwischen *wunderbar* und *tränenüberströmt*.¹ Wenn man dieses irgendwie märchenhafte, mal komische, mal melancholische Glossar liest, wird einem tatsächlich ganz wunderbar zumute, dann erkennt man Deutschland in seiner derzeitigen Polarisierung und einer um sich greifenden Sprache der Menschenfeindlichkeit gar nicht wieder.²

Deutschland als ein Sehnsuchtsland, Sprache als dessen Ausdruck und, mehr noch, als dessen Agent, das begegnet uns inmitten des 30-jährigen Krieges auch in der 1617 gegründeten *Fruchtbringenden Gesellschaft* (1617–1680, 890 Mitglieder). Deren Mitglied Georg Philipp Harsdörffer (1607–1658) etwa wünschte sich 1646 die *aurea pacis tempora* zurück, die goldenen Zeiten des Friedens, da das Eisen verbannt ist und Sprache, Wissenschaften und Künste neben den Kommerzien und einer Politik der Gerechtigkeit blühen.³ *Frieden*, *Ordnung* und *Mutter*-Sprache standen auf der fruchtbringerischen Agenda ganz oben. Die deutsche Sprache war für die Fruchtbringer nicht nur Asyl und

1 Alles nach Hannes Klug und Michael Angele, »Atemberaubend. Wörterliste. Was kommt heraus, wenn Flüchtlinge und Migranten ihr liebstes deutsches Wort verraten?«, in *der Freitag*, Nr. 47, 19.11.2015, S. 15.

2 Ebd.

3 Gedicht auf die Fruchtbringende Gesellschaft: »Programma ad Heroes Fructiferi Sodaliti«, in Georg Philipp Harsdörffer, *SPECIMEN PHILOLOGIÆ GERMANICÆ Continens Disquisitiones XII. De Linguae nostræ vernaculæ Historia, Methodo, & Dignitate*, Nürnberg 1646, Bl.)(2r–)(4r, hier 4r.

Refugium einer Kultur des friedlichen Ausgleichs und Austauschs, Sprache wurde zum Motor, zum Akteur des Friedens: »Die Teutsche Spracharbeit ist unter die Friedenskünste zu rechnen«, heißt es 1644 bei Harsdörffer.⁴ Zunächst wollte die Fruchtbringende Gesellschaft im Kleinen eine Art Nukleus und Modell der Gesellschaft im Großen sein, nämlich im Anspruch auf eine *conversazione civile* als gewaltfreie konfliktvermeidende Verständigung. Zum anderen war die Spracharbeit der Fruchtbringenden Gesellschaft (Sprachausgleich und -ausbau) der Versuch, Sprache als Band der Gesellschaft in ihrer Stiftung von Identität und Zusammenhang zu stärken. Dies erschien den Fruchtbringern umso zwingender, als der Zusammenbruch der politischen Architektur des Heiligen Römischen Reiches und seiner moralischen Ordnung im 30-jährigen Krieg mit einer bis dahin ungekannten Gewalteskalation verbunden war. 1641 – die Fruchtbringende Gesellschaft kann auf fast 25 Jahre ihres Wirkens zurückblicken – stellt Harsdörffer ihrer Spracharbeit das Zeugnis aus: dass sie »bey anhero erfolgten Kriegs Jahren/ unter dem Blutgierigen Schall der Trommel/ unter den Mordtönenden Trompeten/ unter den Donnersausenden Kartaunen«, im »anglimmendem/ und nach und nach aufflammendem und auspratzletem Kriege« die »uhralte teutsche Sprache ausgeübet/ derselben zierliche Volkommenheit [...] erhaben« (d.h. erhoben) habe, und zwar so erfolgreich, dass die deutsche Sprache »also lieblich und löblich/ sonderlich durch die Poeterey ausgearbeitet worden/ daß sie nunmehr andern Zungen/ an Zier/ Nachdruck und Füglichkeit nichts bevorgibt/ sondern selbe vielleicht weit übertrifft.«⁵

Aussagen dieser Art sind Legion und könnten beliebig vermehrt werden. Der große Inaugurator der Friedens- und Einheitsidee via Sprache aber ist Wolfgang Ratke (1571–1635) gewesen,⁶ der in einem Memorial an den Reichstag zu Frankfurt a.M. 1612 ein entsprechendes volkssprachiges Bildungs- und Friedenskonzept propagierte und sofort hellhörig gewordene Anhängerschaft

4 »Schutzschrift/ für Die Teütsche Spracharbeit/ und Derselben Beflissene«, in Georg Philipp Harsdörffer, *Frauenzimmer Gesprächspiele*, hg. von Irmgard Böttcher, 1. Teil [2. Aufl. Nürnberg 1644], Tübingen 1968, S. 363.

5 Harsdörffer in seiner Widmungsvorrede an die Fruchtbringende Gesellschaft in der 1. Aufl. des ersten Teils seiner *Frauenzimmer Gesprächspiele* von 1641, die er in der 2. Aufl. erneut abdruckte (siehe Fn. 4, S. 12 f.).

6 Vgl. Michael Freyer, »Barocke Wissenschaft: Pädagogik »im Licht der Gnaden«. Der systematische Ort der Theologie in Wolfgang Ratkes »Didaktik« als Dachwissenschaft«, in *Paedagogica Historica* 24 (1984), S. 83–104; Norbert Richard Wolf, »ein einträchtige Sprach, ein einträchtige Regierung, vnd Endlich Auch ein einträchtige Religion. Pädagogik und Aufklärung am Beginn des Deutschen als National- und Kultursprache«, in Ludwig M. Eichinger und Albrecht Plewnia (Hg.), *Das Deutsche und seine Nachbarn. Über Identitäten und Mehrsprachigkeit*, Tübingen 2008, S. 31–42.

ten auf sich zog. In der Frühzeit der Fruchtbringenden Gesellschaft, parallel zu ihr und von Ratke und führenden Fruchtbringern getragen, lief denn auch ein ausgreifendes sprach- und bildungsreformerisches Schulprojekt in Köthen und Weimar.

Wenden wir uns dem Sprachausbau der Fruchtbringenden Gesellschaft selbst zu,⁷ der alle Ebenen des Sprachsystems betraf: die Grammatik, die Lexikografie, die Orthografie, auch die Stilistik der Prosa und die Poetik, alles mit rhetorischen und sprachphilosophischen Basierungen und Implikationen, die ich hier aber schuldig bleiben muss.

Auf einem bestimmten soziokulturellen Niveau der Fernkommunikation ist eine hochsprachliche Normierung und Standardisierung der Volkssprache unerlässlich, auch auf einem bestimmten Niveau des Herrschaftsausbaus übrigens, und diese machtpolitischen Aspekte zeigt vor allem die Sprachpolitik der französischen Krone seit König Franz I. (1494–1547).⁸ Dem fruchtbringerischen Großprojekt zur Regulierung und Standardisierung der Volkssprache ermangete eine solche monarchisch-zentralstaatliche Spitze; dementsprechend ist der Sprachausbau im Deutschland des 17. Jahrhunderts weniger machtgesteuert und wohl eher zivilgesellschaftlich und friedenspolitisch angetrieben. Auf jeden Fall bettet sich die Spracharbeit der Fruchtbringenden Gesellschaft in die europaweiten Bestrebungen zur Aufwertung der jeweiligen Volks- und Landessprachen ein, die im Spät- oder Vulgärhumanismus, ausgehend von Italien und Spanien, um sich griffen. Zunächst galt es, dem Vorwurf eines völligen Mangels des Deutschen an Grammatik- und Hochsprachfähigkeit entgegenzutreten und zugleich die unangefochtene Dominanz des Latein, das sich als Sprachbarriere vor eine breitere Aneignung höherer Bildung legte, aufzuheben oder zumindest zu relativieren. Der zweite Gegner waren die Dialekte und Mundarten, sofern

7 Er findet sich dokumentiert in: *Die deutsche Akademie des 17. Jahrhunderts. Fruchtbringende Gesellschaft*. Kritische Ausgabe der Briefe, Beilagen und Akademiearbeiten (Reihe I), Dokumente und Darstellungen (Reihe II). Begr. von Martin Bircher† und Klaus Conermann. Im Auftrag der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, in Kooperation mit der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel hg. von Klaus Conermann. Abt. A: Köthen, Abt. B: Weimar, Abt. C: Halle, Wolfenbüttel bzw. Leipzig 1991–, und zwar in den Bänden der Reihe I, Abt. A: Köthen. Ausgabe künftig zitiert als *DA* mit gekürzter Angabe des Bandtitels. Forschungsstudien zum Thema Sprachausbau und Sprachdebatte der Fruchtbringenden Gesellschaft aus der Arbeitsstelle dieses Vorhabens sind aufgeführt im online-Portal: <http://www.die-fruchtbringende-gesellschaft.de>.

8 Vgl. die Beiträge bei Thomas Nicklas und Matthias Schnettger (Hg.), *Politik und Sprache im frühneuzeitlichen Europa*, Mainz 2007; exemplarisch darin: Rainer Babel, »Sprache und Politik im Frankreich der frühen Neuzeit. Eine Bestandsaufnahme«, S. 33–50, hier bes. S. 40 f.

sie einer allgemeinverbindlichen Normierung und Kodifizierung der Schriftsprache entgegenstanden. Dieser Punkt führte in der Rechtschreibdebatte der Fruchtbringenden Gesellschaft,⁹ die mit Nachdruck in den 40er Jahren des 17. Jahrhunderts geführt wurde, zu einem ersten Problem: der unterschiedlichen Gewichtung nämlich der normierenden Kraft der Aussprache.

1. Normierungskriterium: Aussprache

Die Schriftsprache wies im frühneuzeitlichen Deutschland keinen verbindlichen Schreibstandard, nicht einmal ein schriftsprachlich dominierendes Zentrum auf, trotz gewisser Vereinheitlichungs-Vorläufer wie der Sprache Luthers, den Drucker- und Kanzlei- oder auch den landschaftlichen Gemeinsprachen wie dem Ostmitteldeutschen oder dem oberdeutsch geprägten sogenannten ›Gemeinen Teutsch‹. Hier waren seit dem Spätmittelalter jeweils eigene Schreibkonventionen – Schreiblandschaften und Schriftdialekte – ausgebildet worden.¹⁰ Noch viel weniger als eine schriftsprachliche Norm gab es eine sprechsprachliche. Eine deutsche Hochlautung und Phonetik (Orthofonie) gibt es erst seit dem fortgeschrittenen 19. Jahrhundert. Grundsätzlich und vor allem in Alphabetschriften stehen mündliche und schriftliche Sprache nicht in einem spiegelgleichen Abbildungsverhältnis; sie bilden stattdessen ihre jeweiligen Konventionen in teilautonomen Systemen heraus. Mit der ›Aussprache‹, d. h. mit dem phonographischen Grundsatz ›Schreibe, wie du sprichst‹, zu einer normierten Schriftsprache gelangen zu wollen, hieß demnach die Quadratur des Zirkels zu suchen. Einerseits konnte man sich schon auf die antike Sprachtheorie berufen, etwa bei Quintilian (~35–~96), der die Ordnungen der Sprech-

9 Ausführlich dazu Andreas Herz, »Die Rechtschreibdebatte in der Fruchtbringenden Gesellschaft. Probleme und Parameter der Normierung«, in Werner Kügel (Hg.), »Erfreuliche Nützlichkeit – Keim göttlicher Ehre«. Beiträge zum Harsdörffer-Birken-Colloquium des Pegnesischen Blumenordens im Oktober 2014, Passau 2015, S. 67–137.

10 Vgl. Werner Besch, Art. »Frühneuhochdeutsch«, in Hans Peter Althaus, Helmut Henne und Herbert Ernst Wiegand (Hg.), *Lexikon der Germanistischen Linguistik (LGL)*, 2., vollst. neu bearb. und erw. Aufl., Tübingen 1980, S. 588–597, S. 589 f.; Dirk Josten, *Sprachvorbild und Sprachnorm im Urteil des 16. und 17. Jahrhunderts. Sprachlandschaftliche Prioritäten, Sprachautoritäten, sprachimmanente Argumentation*, Frankfurt a. M./Bern 1976, passim (zum »gemeinen Teutsch« S. 91 ff.); Klaus J. Mattheier, »Wege und Umwege zur neuhochdeutschen Schriftsprache«, in *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 9 (1981), S. 274–307; Arno Schirokauer, »Das Werden der Gemeinsprache im Wörterbuch des Dasypodius«, in ders., *Studien zur frühneuhochdeutschen Lexikologie und zur Lexikographie des 16. Jahrhunderts*, Heidelberg 1987, S. 11–24.

und der Schriftsprache aufeinander bezogen wissen wollte: »nam et scribendi ratio coniuncta cum loquendo est.«¹¹ Laut- und Schriftsprache sollten übereinstimmen. Vor allem Fürst Ludwig von Anhalt-Köthen (1579–1650) hat diesem Grundsatz hohe Priorität eingeräumt, sah er darin doch ein Instrument zur kontrollierten und möglichst einfachen Konstantanschreibung der Wörter. Wenn die Schreibung »nach dem reden« sich richten muss, »so mus es auch nach der besten und anmutigsten aussprache geschehen, und was anders geschrieben wird, unrecht, oder ein überflus, und also unnütze sein.«¹² Dies schrieb der Fürst im Februar 1644. Was aber war die »beste und anmutigste Aussprache« in einer dialektal so zerklüfteten deutschen Sprachlandschaft, wenn doch, wie Harsdörffer konterte,

der Oesterreicher anderst redet/ und auch anderst schreibet/ als der Nider-Sachs; der Schwab redet und schreibet anderst/ als der Schlesier; der Mechelburger redet und schreibet anderst/ als der Bayr/ etc. Weil nun nicht zu erwarten/ daß sich diese Mund-Arten in gleichstimmige Aussprache vereinigen solten: als ist auch ihre Schreibrichtigkeit auf keine Weise endlich zu vergleichen/ und singet ein jeder Vogel/ wie ihm der Schnabel gewachsen ist.¹³

Es lassen sich einige Beispiele aufzeigen, wo der phonographische Grundsatz zu orthografischen Vorschlägen geführt hat, die die Rechtschreibung unnötig

11 Marcus Fabius Quintilianus, *Ausbildung des Redners. Zwölf Bücher* [Institutionis Oratoriae Libri XII], lateinisch und deutsch, hg. und übers. von Helmut Rahn, 5. Aufl., Darmstadt 2011, S. 46.

12 DA, Reihe I, Abt. A: *Briefe der Fruchtbringenden Gesellschaft und Beilagen: Die Zeit Fürst Ludwigs von Anhalt-Köthen 1617–1650. 7. Bd.: 1644–1646*, unter Mitarbeit von Gabriele Ball hg. von Klaus Conermann und Andreas Herz, erscheint Sommer 2016, Dokument Nr. 440209.

13 Georg Philipp Harsdörffer, *Der Teutsche SECRETARIUS: Das ist: Allen Cantzley-Studir- und Schreibstuben nützliches und fast nohtwendiges Formular- und Titularbuch*, 1. Ausg., Nürnberg 1655, Bl.)()(vi r. Im selben Jahr erschien die um einen »kunstgründigen Bericht von der Rechtschreibung und Schriftscheidung« vermehrte zweite Ausgabe in Nürnberg. Die Rechtschreibungs- und Zeichensetzungs-Zugabe dort S. 619–735. Vgl. schon die »Schutzschrift/ für Die Teütsche Spracharbeit« (Fn. 4), S. 372 f.: »Noch zur Zeit ist für kein wesentliches Stuk der Spracharbeit die *Rechtschreibung* zu halten/ verstehe/ daß man sich deswegen etwas zu dolmetschen/ oder ein Gedichte abzufassen/ hindern lassen solte/ dann obwol zu wünschen were/ daß man sich hierinnen verglichen hätte/ wie künfftig geschehen möchte/ so können doch/ bey dem Anfang/ die Streitsursachen nicht entschieden werden/ bis man selbe gemein und ausfündig machet/ und ordentlich darüber erkennt hat. Inzwischen wird der Ostereicher/ der Schlesier/ der Schwab/ der Frank und der Schweitzer schreiben/ wie er zu reden pflaget. Im Ende aber betrifft es nicht den Kern der Sprache/ sondern nur derselben Rinde. *Kein Verständiger wird sich deswegen mit jemand entzweigen.*«

kompliziert hätten und sich jedenfalls nicht durchgesetzt haben. Eine Konsonantenverdoppelung wollte Fürst Ludwig etwa nur dann zulassen, wenn ein nachfolgender Vokal den 2. Konsonanten auszusprechen erlaubte. ›Des Wolf-fes‹ mit Doppel-f war daher für ihn akzeptabel, aber nicht etwa ›Wolffszahn‹; ›her-risch‹ war für ihn korrekt, aber ›her-rlich‹ nicht und ähnlich auch ›götlich‹ mit nur einem t. Eine solche Lösung widersprach sowohl dem Schreibusus als auch der morphologischen Konstanz eines Wortes und wurde deshalb von den strengeren Grammatikern in der Fruchtbringenden Gesellschaft angefochten. Hier galt es, das morphemidentifizierende Prinzip des Beibehalts der verdoppelten Konsonanten zu wahren, was ja bis heute der Fall ist.¹⁴ Eine *phonetische* Konsonantengemination (als gesprochene Quantität also) gibt es im Deutschen schon seit dem späten Mittelalter nicht mehr und die Konsonantenverdoppelung wurde somit anders nutzbar: als rein grafische Markierung des Silbenschnitts und der kurzen oder ›scharfen‹ Qualität des vorangehenden Vokals.¹⁵

Trotz einer Reihe von Fragwürdigkeiten hat sich der phonographische Grundsatz in vielen Fällen bewährt, z. B. in der Reduzierung von ›müßigen Buchstaben‹, etwa Konsonantenhäufungen, die sich in den Druckersprachen im 16. Jahrhundert massiv verbreitet hatten, v. a. zur Markierung der Silben- und Wortränder. Beim Endrand etwa wurde oft ein Plosiv hinzugesetzt: *heimb, umb, gehorsamb, nimpt, frembd* oder ein zusätzlicher Konsonant: *Volgk, Burgk, genandt, viell, hartt*, auch ersetzte *w* das *u*: *trew, Fraw, Gebaw* usw. Beim Anfangsrand wurde *J* oder *Y* statt *I* und *V* statt *U* gesetzt: *Vnndt, vnterthänig; jtem, jnn, Yr* usw. Diese schriftsprachliche Praxis wurde nun als Wildwuchs kritisiert und durch das phonographische Argument wieder zurückgeschnitten: Stablere Phonem-Graphem-Korrelationen waren die erwünschte Folge.

2. Normierungskriterium: Grammatik/Morphologie

Mochte man in der Gewichtung des morphologischen Normierungsparameters auch voneinander abweichen, grundsätzlich waren sich die Fruchtbringer darin einig, dass dieses Kriterium unverzichtbar war, sollten ein hochsprachlicher Schriftstandard und ein gleichbleibendes Schriftbild gewährleistet werden. Dieser Grundsatz empfahl z. B., bei der Schreibung von den Wortstämmen (Stamm-Morphemen) auszugehen,¹⁶ also bei den Derivata die Schreibung der

¹⁴ Vgl. Herz, Die Rechtschreibdebatte (Fn. 9), S. 93–97.

¹⁵ Vgl. Utz Maas, *Grundzüge der deutschen Orthographie*, Tübingen 1992, S. 276, 285 und 287 ff.

¹⁶ Vgl. Hiroyuki Takada, *Grammatik und Sprachwirklichkeit von 1640–1700. Zur*

Primitiva oder bei Nomen den *Casus rectus* bzw. die *Casus obliqui* zu berücksichtigen. Wenn es im Genitiv Singular *des Osterlammes* heißt, dann ist dies ein Normierungshinweis, dass im Nominativ Singular keineswegs *Osterlamb*, sondern *Osterlam* zu schreiben ist, so wollte es Fürst Ludwig.¹⁷ Ähnlich Christian Gueintz (1592–1650): »Jn Schreibung der endbuchstaben des wortes/ ist achtung auf den ursprung und die übereintzige zahl [*Plural*] zu geben/ als/ Schwert mit dem t [und nicht etwa Schwerd]/ den man saget Schwerter [...].«¹⁸ Ähnlich Justus Georg Schottelius (1612–1676) in seiner *Sprachkunst* von 1641: im Falle von »fleissig und nicht fleissich/ dann man sagt des fleissigen/ und nicht des fleissichen: also Fürstlich und nicht Fürstlig/ deñ man sagt/ des Fürstlichen und nicht des Fürstligen« usw.¹⁹

Schottelius hat die morphologische Unveränderlichkeit der Wortstämme besonders nachdrücklich vertreten.²⁰ In Fällen einer morphologisch-etymologisch notwendigen Konsonantengemination hatte er die Regel aufgestellt: Wenn in den *Casus* des Nomens und in den Zeiten des Verbs konsonantische Digraphien vorkommen, wie wenn »man saget der Stimme/ alle Leute/ voller Mühe/ des Mannes/ des Schalles/ etc.« oder »stoßen«, dann muss dieser Doppelkonsonant auch im Nominativ und im Imperativ beibehalten werden: »all/ voll/ Mann/ Schall« wie auch »stoß«, denn es heißt stoßen und nicht »stosen«.²¹

Rolle deutscher Grammatiker im schriftsprachlichen Ausgleichsprozess, Tübingen 1998, S. 136.

17 Fürst Ludwig von Anhalt-Köthen, *Etzliche erinnerungen, bey dem dritten theile der gesprächspiele am meisten die wortschreibung betreffende*, Historisches Museum f. Mittelehalt (HM), Köthen: V S 545, Bl. 419r–424v und 426r, hier Bl. 421v. Vgl. auch ders., *Erinnerungen bey der aufgesetzten deutschen Wort oder Rechtschreibung*, HM Köthen: V S 545, Bl. 227r–236v und 217r–218v, hier Bl. 228r: »Ball mit zwey ll drumb geschrieben, weil die zwei ll in der abweichung Declination, immer folgen.«

18 Christian Gueintz, *Deutscher Sprachlehre Entwurf*, Köthen 1641, Nachdr. Hildesheim/ New York 1978, S. 20.

19 Justus Georg Schottelius, *Teutsche Sprachkunst/ Darinn die [...] Uhralte Hauptsprache der Teutschen auß jhren Gründen erhoben/ dero Eigenschaften und Kunststücke völiglich entdeckt/ und also in eine richtige Form der Kunst zum ersten mahle gebracht worden*, Braunschweig 1641, S. 197. Eine erweiterte Ausgabe erschien 1651 in Braunschweig. Vgl. Claudine Moulin, »Aber wo ist die Richtschnur? wo ist die Regel?« Zur Suche nach den Prinzipien der Rechtschreibung im 17. Jahrhundert«, in Dieter Nerijs und Jürgen Scharnhorst (Hg.), *Studien zur Geschichte der deutschen Orthographie*, Hildesheim u. a. 1992, S. 23–60, hier, S. 30, 32 und 40 f. Die Unsicherheiten, bei welchen Adjektiven bzw. Adverbien -(l)ig oder -(l)ich zu verwenden sei, blieben aber aufgrund ausbleibender semantischer Differenzierung bestehen. Siehe dazu Takada, *Grammatik und Sprachwirklichkeit* (Fn. 16), S. 153 f.

20 Takada, *Grammatik und Sprachwirklichkeit* (Fn. 16), S. 136.

21 Schottelius, *Teutsche Sprachkunst* (1641) (Fn. 19), S. 189 f.

Hier hat die angewiesene Schreibung eine ›morphemidentifizierende‹ Funktion, d. h. sie hilft erkennen, welches Wort gemeint ist.²² Und dies ist gerade dort umso dringlicher, wo die Aussprache keine Hilfestellung bietet. Dies war z. B. in Fällen der aus dem Mittelhochdeutschen überkommenen sogenannten Auslautverhärtung gegeben: Dieser Lautentwicklung nach hatten bestimmte Konsonanten im Auslaut ihre Stimmhaftigkeit verloren: Wir schreiben ›rieb‹, sprechen aber ›riep‹; wir schreiben ›Geld‹, sprechen aber ›Gelt‹, schreiben ›Burg‹, sprechen ›Burk‹. Hier kann die Beachtung anderer Wortformen – etwa des Plurals *Gelder*, *Burgen* oder des Infinitivs *reiben* – Sicherheit über die richtige Schreibweise verschaffen. Die morphematische Richtlinie gewährt eine Morphem-Graphem-Kongruenz und auch die Konstanz des Wortstamms in allen Ableitungen und Endungen.

Das Prinzip der Morphem- oder Schemakonstanz gebietet bis heute, die ›grafische Varianz‹ innerhalb eines Wortparadigmas möglichst gering zu halten, »daß also alle Elemente des Paradigmas möglichst dasselbe graphische Schema aufweisen«.²³ So wurde die mittelhochdeutsche Schreibung ›hant‹ > ›hende‹ zu neuhochdeutsch ›Hand‹ > ›Hände‹ (und durch das ganze Paradigma: *Handschuhe*, *Handgriff*, *aushändigen*, *handlich* usw.) vereinheitlicht und die Wortverwandtschaft angezeigt.²⁴ Die morphologischen Richtlinien

22 Claudine Moulin, »Das morphematische Prinzip bei den Grammatikern des 16. und 17. Jahrhunderts«, in *Sprachwissenschaft* 29 (2004), S. 33–74, hier S. 44 ff. Gleichwohl setzten Gueintz und selbst Schottelius – oder ihre Drucker! – trotz des morphologischen Prinzips *sollte*, *willst*, *kante* usw., wobei sich die Geminationen im fortgeschrittenen 17. Jahrhundert allgemein wieder durchsetzten. Vgl. Christian Gueintz (›Der Ordnende‹), *Die Deutsche Rechtschreibung Aufsonderbares gut befinden Durch den Ordnenenden verfasst/ Von der Fruchtbringenden Gesellschaft übersehen/ und zur nachricht an den tag gegeben*, Halle a. d. S. 1645, Nachdr. hg. von Claudine Moulin, Hildesheim/ Zürich/ New York 2008, S. 9, 11 f., 16, 87, 135 und 162; Gueintz, *Deutsche Sprachlehre* (1641) (Fn. 18), S. 19; Justus Georg Schottelius, *Ausführliche Arbeit Von der Teutschen HauptSprache*, Braunschweig 1663, Nachdr. hg. von Wolfgang Hecht, Tübingen 1967, S. 588, 597 und 603; Takada, Grammatik und Sprachwirklichkeit (Fn. 16), S. 86–89 und 130 f.

23 Peter Gallmann, »Syngrapheme an und in Wortformen. Bindestrich und Apostroph im Deutschen«, in Peter Eisenberg und Hartmut Günther (Hg.), *Schriftsystem und Orthographie*, Tübingen 1989, S. 85–110, hier S. 88 f.

24 Vgl. Hans Peter Althaus, Art. »Graphemik«, in *Lexikon der Germanistischen Linguistik (LGL)* (Fn. 10), S. 142–151, hier S. 149; Gerhard Augst, »Die linguistischen Grundlagen der Rechtschreibung«, in Gerhard Augst (Hg.), *Deutsche Rechtschreibung mangelhaft? Materialien und Meinungen zur Rechtschreibreform*, Heidelberg 1974, S. 22 ff.; Rolf Bergmann und Petra Ewald, »Einführung zum Forschungsprojekt ›Aufkommen und Durchsetzung des morphematischen Prinzips in der deutschen Orthographie 1500–1700‹«, in *Sprachwissenschaft* 29 (2004), S. 3–16, hier S. 4 f.; vgl. Maas, Grundzüge (Fn. 15), S. 17 f.,

halfen somit den Orthografen, unter den variablen Sprechweisen die grammatischen Invarianten aufzusuchen und zu einer durchgängigen Schreibkonstanz zu gelangen.

Wir können durch alle flektierenden Wortklassen, durch die Kasus, Genera und Numeri, Personen, Tempora, Modi usw. gehen und finden bei Fürst Ludwig und den anderen Fruchtbringern wie Herzog August von Braunschweig-Wolfenbüttel (1579–1666) in seinem großangelegten sprachreformerischen Projekt einer Bearbeitung der Bibeltexte in seiner *Evangelischen Kirchenharmonie* (1646 und öfter) auffällig konsequent die Beachtung der Flexionsregularitäten. Das schloss die Vermeidung von Enklisen wie *wiltu, soltu*, von Elisionen und Kontraktionen, Syn- und Apokopen ein.

Eine solche grammatikfundierte und grammatikkontrollierte Rechtschreibung, die sowohl Vereinheitlichung als auch regelgeleitete Differenzierung der Formen sicherstellen sollte,²⁵ hat Utz Maas einmal als eine geradezu »kulturrevolutionäre« Leistung bezeichnet.²⁶ Konflikte zwischen der phonographischen und der morphematischen Richtlinie traten z. B. bei der Silbentrennung hervor: Sollte die Trennung *grammaticé* oder nach Sprechsilben erfolgen? Das blieb unter den Fruchtbringern eine offene Streitfrage.

Dass es auch zu grammatischen Hyperkorrekturen kam, zeigt unter anderem folgendes Beispiel: Nachdem im 15. und 16. Jahrhundert endungslose Adjektivformen häufig waren, forderten Schottelius und noch ausgeprägter Johann Rist (1607–1667) die durchgängige starke Beugung der Adjektive (Polyflexion) in der Substantivgruppe nach Artikeln, Pronomen usw.: »der großer Gott«, »dieses kleines Gefäß« usw. Gueintz und Fürst Ludwig haben unter Verweis auf den Sprachgebrauch ebenso energisch widersprochen.²⁷ Dabei ist es geblieben: Im Neuhochdeutschen setzte sich die kontextabhängige Doppeldeklinaton der Adjektive durch: die starke oder »pronominale« Adjektivflexion bei fehlenden oder unbestimmten Artikeln (»ein starker Mann«, »eine starke Frau«, »ein starkes Kind«, »großer Gott«), die schwache oder »attribuierende«

154 ff., 246 ff. und 303 ff.; Christopher J. Wells, *Deutsch: eine Sprachgeschichte bis 1945*, aus dem Engl. von Rainhild Wells, Tübingen 1990, S. 211.

25 Vgl. Ulrich Knoop, »Ist der Sprachwandel ein historisches Phänomen? Überlegungen zu den Gegenständen der Sprachgeschichtsschreibung«, in Andreas Gardt, Klaus J. Mattheier und Oskar Reichmann (Hg.), *Sprachgeschichte des Neuhochdeutschen. Gegenstände, Methoden, Theorien*, Tübingen 1995, S. 19–38, hier S. 21.

26 Maas, Grundzüge (Fn. 15), S. 304; vgl. Moulin, Das morphematische Prinzip (Fn. 22), S. 34; Stefan Sonderegger, *Grundzüge deutscher Sprachgeschichte. Diachronie des Sprachsystems*, Bd. 1: *Einführung, Genealogie, Konstanten*, Berlin / New York 1979, S. 179 und 184.

27 Vgl. Herz, Die Rechtschreibdebatte (Fn. 9), S. 108–110.

Deklination nach bestimmten Artikeln und Pronomen (dieser *starke* Mann, jene *starke* Frau, das *starke* Kind).

Im Bereich der *Syntax* war ein wichtiges Thema die *Zeichensetzung*, die nun mit einem hohen Ausdifferenzierungsgrad bahnbrechend ausgebaut wurde. Im 16. Jahrhundert hatte sich die Virgel, neudeutsch *slash*, als Satzzeichen durchgesetzt.²⁸ Jetzt wurde ein weitaus differenzierteres und vor allem definiertes Interpunktionsarsenal mit Komma, Semikolon, Doppelpunkt, Ausrufe- und Fragezeichen, Klammern u. a. eingeführt, das die syntaktische und aussage-logische Struktur der Sätze und Texte unterstützte und somit das Verständnis erleichterte. Auch die Großschreibung der Wörter am Satzanfang war seit längerem üblich und Konsens und ein wichtiges syntaktisches Signal, wie auch die Klammerbildung des Verbalkomplexes mit Endstellung des finiten Verbs. ›Vater unser‹ oder ein Satz wie Luthers ›Und er wird finden das Kind‹ wurde von den Fruchtbringern als eigentlich fehlerhaft, als wörtliche und unangemessene Übernahme aus dem Latein moniert.

3. Normierungskriterium: Etymologie/Wortherkunft

Der grammatische Begriff der ›Wortforschung‹ war die deutsche Übersetzung für die griechisch-lateinische *Etymologia*. Sie schloss die Ableitung der Derivate aus ihrem Wortstamm und überhaupt die Wortbildung ein. Die *Etymologie* in unserem *heutigen*, engeren Verständnis als Wort-Herkunftslehre und -geschichte ist erst von Gottfried Wilhelm Leibniz (1646–1716) und dessen Schüler Johann Georg Eccard (1664–1730) entwickelt worden, als Normierungsargument begegnet sie uns aber bereits in der fruchtbringerischen Sprachdebatte. Vor allem Philipp von Zesen (1619–1689) erwies sich als ein Meister oder richtiger: Exzentriker der etymologischen Spekulation, die eine ernstzunehmende sprachenvergleichende Methode vielleicht immerhin geahnt haben dürfte.

Ein für die Rechtschreibung relevantes Beispiel etymologischer Ableitung bietet uns Fürst Ludwig: Es müsse ›Pabst‹ mit *P*-Anlaut und nicht ›Babst‹ geschrieben werden, da das Wort vom lat. *Papa* abstamme.²⁹ Für uns heute bizarr anmutende Etymologien wurden auch für das Wort *Deutsch* oder *Teutsch* ins Feld geführt, die die Schreibung *Deutsch* bzw. *Teutsch* begründen sollten.³⁰

28 Vgl. Jürgen Scharnhorst, »Deutsche Orthographie. Probleme ihrer historischen Entwicklung«, in *Deutschunterricht* 50 (1997), S. 67–74, hier S. 68.

29 Fürst Ludwig von Anhalt-Köthen, *Etzliche erinnerungen* (Fn. 17), Bl. 426r.

30 Vgl. Herz, *Die Rechtschreibdebatte* (Fn. 9), S. 114–118.

4. Normierungskriterium: Schreibusus

Wie könnte die Schreibgewohnheit normierungsfähig sein, wenn es eine allgemein übliche Schreibgewohnheit gar nicht gab? Immerhin gab es Autoritäten, deren Schreibweise als mustergültig Anerkennung fand. Vor allem die Kanzleien, vorab die kaiserliche und kursächsische, wurden als schriftsprachliche Vorbilder ins Feld geführt, bis sie gegen Ende des 17. Jahrhunderts diese Funktion aus grammatischen und stilistischen Gründen verloren: Zesen etwa oder Caspar von Stieler (1632–1707) kritisierten die Kanzleischreiber als sprachwissenschaftlich inkompetent; der kuriale und umständliche Rechts- und Verwaltungsstil mit seinen »langen Gezerren« (so Zesen) stieß am Kanzleistil gehörig ab.³¹

Ungeachtet dieser Umstände griff auch der Parameter des Schreibusus in der fruchtbringerischen Rechtschreibdebatte als Regulierungsinstanz: Harsdörffer und Zesen, auch Schottelius wollten bestimmte Buchstaben und Buchstabenkombinationen als der deutschen Sprache angeblich wesensfremd abschaffen: das *c*, *ch*, *ck*, *ph*, *th* und *q* standen hier ganz oben auf der Streichliste, weil sie ohne Grund aus dem Griechischen und Lateinischen übernommen worden seien. Das *ch* beispielsweise wollte Zesen durch *gh* ersetzen: *Toghter* statt *Tochter*, *möghte* statt *möchte* usw. Harsdörffer zog das *kk* dem *ck* vor und liebäugelte eine Zeit lang nach dem Vorbild des Italienischen mit der Ersetzung des *ph* (auch in Fremdwörtern) durch das *f*.³² Augustus Buchner (1591–1661), Gueintz, Fürst Ludwig und andere sprachen sich gegen solche massiv eingreifenden Neuerungen aus und verteidigten hier den hergebrachten Schreibusus, wenn Buchner etwa dagegen hielt, dass das *ck*

auch in den ältesten schrifften zu finden/ und dannenhero nicht also frembde/ als man gemeinet/ dan auch die aussprache desto genehmer zu machen/ und sie von der alten und rauhen art abzuleiten sehr dienlich/ und solcher ursachen halben von unsern Vorfahren in mehrern schwang gebracht.

Was aber allgemeine Praxis ist, könne und solle durch einen Vernunftakt Einzelner oder Weniger nicht außer Kraft gesetzt werden.³³ Wir stoßen hier auf

31 Zesen in einem Sendschreiben an Malachias Siebenhaar, undatiert (wohl frühestens Juni 1667), mitgeteilt in: *Wohlgegründete Bedenschrift über die Zesische Sonderbahre Ahrdt Hochdeutsch zu Schreiben und zu Reden/ den Sprachliebenden zum diensamen Nachrichte zusammen und zu tage getragen durch L. Andreas Daniel Habichthorsten*, Hamburg 1678, S. 25–38, hier S. 28; vgl. Herz, Die Rechtschreibdebatte (Fn. 9), S. 77 f.

32 Vgl. DA, Reihe I, Abt. A: Köthen, Bd. 7 (Fn. 12), Dokumente Nr. 440129 (Stellenkommentar K 5), 450420 (K 6), 451028A (K 6), 460131 (K 9, 10, 12 und 18), 460720 (K 3) und 460915.

33 Siehe ebd., Dokument Nr. 460812.

eine interessante Konfliktlinie in der fruchtbringerischen Sprachdiskussion: auf der einen Seite eine teilweise fast naive Regulierungsgläubigkeit, die eine ›grundrichtige‹ Idealsprache konstruieren will, auf der anderen Seite ein klares Bewusstsein, dass wir »in eine sprachliche Matrix hineingeboren [werden], die geschichtlich ererbt ist und an der alle teilhaben. Die Wörter, die Sätze, die wir benutzen [...] gehören einer gemeinsamen Währung an«, die nicht willkürlich geändert werden kann.³⁴ Diese aus der Antike ererbte und von den humanistischen Philologen der Renaissance heftig diskutierte sprachtheoretische Opposition durchzog die gesamte fruchtbringerische Sprachdebatte.³⁵

5. Normierungskriterium: Lexematik und Semantik

Wir hatten bereits verfolgt, inwiefern der Wortstamm eines Wortes, seine sogenannten ›Stammlettern‹, durch alle Ableitungen, Zusammensetzungen und Wortformen – abgesehen von Ausnahmen wie den unregelmäßigen Verben und ihren Ablauten – beibehalten werden sollten, um die lexikalische Wortfamilie erkennbar bleiben zu lassen. Das Stammwort war der Dreh- und Angelpunkt in der Wörterbucharbeit der Fruchtbringenden Gesellschaft und nach dem Prinzip Stammwort, unter dem alle Ableitungen und Komposita aufgeführt wurden, baute Stieler sein deutsches Wörterbuch von 1691 auf.³⁶ Ein genuin *semantisches* Rechtschreibkriterium begegnet uns in der Behandlung der *Homophone*, also gleichlautender, semantisch aber differierender Wörter, wie z. B. das Modaladverb *ganz* und der Tiername *Gans*, das Adverb *mehr* und das Substantiv *Meer*, der sächliche Artikel *das* und die Konjunktion *daß*. Hier waren sich die Fruchtbringer einig, dass die semantische Differenz durch orthografische Differenzierung markiert werden sollte. Wo das nicht möglich

34 George Steiner, *Warum Denken traurig macht: zehn (mögliche) Gründe*, Frankfurt a. M. 2006, S. 37 f.

35 Vgl. Klaus Conermann, »Purismus in der Spracharbeit der Fruchtbringenden Gesellschaft? Zur Bedeutung von Richtigkeit und Reinheit in der Puritas- und Decorum-Rhetorik der deutschen Sprachreform im 17. Jahrhundert«, in *Muttersprache. Vierteljahresschrift für deutsche Sprache* 123/3 (2013), S. 181–205; Andreas Herz, »Ratio und consuetudo. Sprachnorm und Sprachvarianz in der grammatikologischen Kontroverse der Fruchtbringenden Gesellschaft«, in Eva Cancik-Kirschbaum und Anita Traninger (Hg.), *Wissen in Bewegung. Institution – Iteration – Transfer* (Episteme in Bewegung, Bd. 1), Wiesbaden 2015, S. 255–287.

36 Caspar (v.) Stieler, *Der Teutschen Sprache Stammbaum und Fortwachs, oder Teutscher Sprachschatz*, Nürnberg 1691, Nachdr. mit einem Nachwort von Stefan Sonderegger, München 1968.

war, musste der Sinn des Wortes aus dem Kontext erschlossen werden, wie auch heute noch in vielen Fällen, wie etwa bei der *Bank*.

Die *Großschreibung der Substantive* war erst gegen Ende des 17. Jahrhunderts gängig geworden. Zuvor, und auch in der fruchtbringerischen Sprachdebatte, war die Großschreibung *semantisch* definiert und eingeschränkt: Nicht alle Substantive, sondern nur Titel, Eigennamen, Substantive des Sakralen, der Ehrerbietung, und andere Nomen »so was sonderliches bedeuten«³⁷ sollten mit Initialmajuskeln geschrieben werden.

Fazit

Dem Frühneuhochdeutschen fehlte bis gegen Ende des 15. Jahrhunderts »eine als herausgehoben anerkannte Varietät«, stattdessen findet sich »ein Gesamt von nahezu gleichberechtigt nebeneinander stehenden Dialekten, landschaftlichen Schreibsprachen, seit 1450/60 auch Druckersprachen, von Soziolekten, Fachsprachen, Registern aller Art.« Im 16. Jahrhundert »erfährt das horizontale Nebeneinander all dieser Varietäten eine Vertikalisierung«, so Oskar Reichmann, und spätestens in der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts eine neue »Leitvarietät«, eine überlandschaftliche neuhochdeutsche Schriftsprache, die in das gegenwärtige Standarddeutsch mündete.³⁸

In diesem Prozess kommt dem Sprachwirken der Fruchtbringenden Gesellschaft eine wichtige Rolle zu: Die Fortschritte, die der Sprachausbau des Deutschen in ihrem Umkreis machte, wurden schon von Zeitgenossen gerühmt. Die Arbeiten an Grammatiko-, Lexiko- und Orthografie waren eng verklammert und bedurften übergreifender Lösungen. In diesem Regulierungsprozess wurden, so Utz Maas, die bis heute wirkenden »Grundprinzipien der deutschen Orthographie« herausgearbeitet.³⁹ Damit erbrachte die Gesellschaft einen signifikanten Beitrag zu der »außerordentlichen sprachkulturellen Leis-

37 Georg Philipp Harsdörffer, *Poetischer Trichter. Die Teutsche Dicht- und Reimkunst/ ohne Behuf der Lateinischen Sprache/ in VI. Stunden einzugiessen*, 3 Teile, Nürnberg 1648–1653, Nachdr. Hildesheim u. a. 1971, 1. Teil (2. Aufl. 1650), S. 130 f. Vgl. Herz, Die Rechtschreibdebatte (Fn. 9), S. 122–124.

38 Oskar Reichmann, »Lexikographische Einleitung«, in Robert R. Anderson, Ulrich Goebel und ders. (Hg.), *Frühneuhochdeutsches Wörterbuch*, Bd. 1, Berlin/New York 1989, S. 10–164, hier S. 17.

39 Maas, Grundzüge (Fn. 15), S. 250. Gerhard Augst hat sechs orthografische Normierungsprinzipien aufgestellt und behandelt: Das Laut-, das (etymologische) Stamm-, das (semantische) Homonymie-, das ästhetische, das pragmatische und das grammatische Prinzip. Augst, Die linguistischen Grundlagen (Fn. 24).

tung« einer differenzierten Schriftnorm, die sich nach Horst Haider Munske zwischen dem ausgehenden Mittelalter und dem späten 18. Jahrhundert in einem »ungesteuerten Zusammenwirken von Lexikographen, Grammatikern und Druckern sowie einer wachsenden Zahl von Textverfassern und Lesern« herausbilden sollte.⁴⁰

Ziel der Fruchtbringenden Spracharbeit war, die deutsche ›Volks- und Landessprache‹ auf den verschiedensten Ebenen verwaltungs-, gesellschafts- und wissenschaftsfähig zu machen.

Wir sollten heute keine Scheu tragen, Deutsch als Wissenschaftssprache zu bewahren. Der eigentümliche ›Geist‹ einer Sprache, *le génie de la langue*, auch ihre semantische Idiomatik, ist keine Erfindung der französischen Aufklärung etwa eines Étienne Bonnot de Condillac (1714–1780), keine Erfindung Johann Gottfried Herders (1744–1803), Wilhelm von Humboldts (1767–1835) oder Benjamin Whorfs (1897–1941). Schon Schottelius rief diesen Begriff 1643 auf⁴¹ – ebenso französische Humanisten des 16. Jahrhunderts wie Estienne Pasquier (1529–1615)⁴² – und wir brauchen uns nur Übersetzungen der neueren französischen Philosophie anzusehen, um anhand der vielen in Klammern hinzugesetzten Originalausdrücke einen Eindruck zu gewinnen, wie schwer es ist, den ›Geist‹ einer Sprache in der Übersetzung einzufangen. Jacques Derrida (1930–2004) nahm diese »Entfernung, ja sogar die unendliche Distanz der Annäherung«⁴³ deutlich wahr und verglich diese nie ganz aufzuhebende Distanz mit einem Schiff, das »auf Reede« liegen bleibt, »am Rand einer Landung (*rive*), wo sie gern anlanden, ankommen (*arriver*) oder, wie ich zu sagen versucht bin, sich anlanden würden. Auf Reede, denn diese Schweben macht einen treiben nicht auf offenem Meer, sondern in Sichtweite gewisser Ränder«, die in der Sprache allein Verstehen ermöglichen. Der Wunsch nach Annäherung an die Sprache eines anderen »führt oder ruft sie zumindest jenem Ufer [Gestade] entgegen, wo sich der Sinn schließlich fixieren, verankern, festmachen ließe – mit den dicksten Ankertauen einer Legitimität.«⁴⁴ Die Annahme einer geradezu beliebigen Übersetzbarkeit eines Denkens und eines Textes in eine andere

40 Horst Haider Munske, *Orthographie als Sprachkultur*, Frankfurt a.M. u.a. 1997, S. 2 und 208, vgl. S. 26.

41 Justus Georg Schottelius, *Der Teutschen Sprache/ Einleitung/ Zu richtiger gewisheit und grundmeßigem vermögen der Teutschen Haubtsprache/ samt beygefügeten Erklärungen*, Lübeck 1643, S. 127.

42 Vgl. Cordula Neis, »*Génie de la langue*, Apologie der Nationalsprachen und die Berliner Preisfrage von 1771«, in Gerda Haßler (Hg.), *Texte und Institutionen in der Geschichte der französischen Sprache*, Bonn 2001, S. 69–88.

43 Jacques Derrida, *Gestade*, hg. von Peter Engelmann, Wien 1994, S. 196.

44 Ebd., S. 222.

Sprache ist zumindest in den textbasierten Geistes- und Kulturwissenschaften nicht haltbar. Diese sollten die unvermeidliche Distanz im Hinblick auf Englisch als neue *lingua franca* der Wissenschaften nicht aus dem Blick verlieren. Nichts fürchtete Derrida bei seiner Positionierung freilich so sehr, als damit die alten Gespenster eines autoritären Nationalismus aufzurufen. Wie kann man, fragte er,

das ›Daheim‹ des Idioms, seinen *oikos* pflegen, wie die sprachliche Differenz retten, ganz gleich, ob es sich um eine regionale oder nationale handelt, wie zugleich der internationalen Hegemonie einer Verständigungssprache Widerstand leisten [...], wie dem instrumentellen Utilitarismus einer rein funktionalen und kommunikativen Sprache sich entgegenstellen – *ohne* darum dem Nationalismus, der Feier des Nationalstaats oder der nationalstaatlichen Souveränität das Feld zu überlassen, *ohne* der Reaktivität einer Identitätsbehauptung und der ganzen alten souveränitätsgläubigen [...] Ideologie diese alten rostigen Waffen zu liefern.⁴⁵

Derrida berief sich dabei auch auf Theodor W. Adorno (1903–1969), für den die Reflexion der Sprache »das Urbild einer jeglichen philosophischen« Reflexion war.⁴⁶ Auf die Frage, was ihn bewogen habe, »als Emigrant, als mit Schimpf und Schande Vertriebener, und nach dem, was von Deutschen an Millionen Unschuldiger verübt worden war«, aus dem amerikanischen Exil nach Deutschland zurückzukehren, gab er zwei Gründe an: eine subjektive, spontane »Identifikation mit dem Vertrauten«, eine Art Heimweh. Wir denken an Uwe Johnson (1934–1984), der einmal sagte, Heimat sei der Ort, wo man sich mit seinen Erinnerungen auskennt. Zum zweiten führte Adorno »ein Objektives« an:

Das ist die Sprache. Nicht nur, weil man in der neuerworbenen niemals, mit allen Nuancen und mit dem Rhythmus der Gedankenführung, das Gemeinte so genau treffen kann wie in der eigenen. Vielmehr hat die deutsche Sprache offenbar eine besondere Wahlverwandtschaft zur Philosophie, und zwar zu deren spekulativem Moment.⁴⁷

Was das Letztere betrifft, schränkte Adorno klugerweise ein: »Zumindest der geborene Deutsche wird fühlen, daß er das essentielle Moment der Darstellung, oder des Ausdrucks, in der fremden Sprache nicht voll sich erwerben kann.« Ob dieser Tatbestand »fürs Deutsche spezifisch ist, oder viel allgemeiner das

45 Jacques Derrida, *Fichus. Frankfurter Rede*, aus dem Frz. von Stefan Lorenzer, mit einer Replik von Irving Wohlfarth, hg. von Peter Engelmann, Wien 2003, S. 21.

46 Theodor W. Adorno, *Gesammelte Schriften*, Bd. 10.2: *Kulturkritik und Gesellschaft II. Eingriffe, Stichworte, Anhang*, Frankfurt a. M. 1977, S. 486.

47 Ebd., S. 696.

Verhältnis zwischen jeweils eigener und fremder Sprache betrifft, wage ich nicht zu entscheiden.«⁴⁸ Uns mag diese Entscheidung zugunsten des Letzteren leichter fallen. Sprache, so sah es Adorno, ist eben nicht nur ein »Agglomerat« arbiträrer Zeichen, »sondern die Valeurs eines jeden Worts und einer jeden Wortverbindung empfangen objektiv ihren Ausdruck aus ihrer Geschichte, und in dieser steckt der geschichtliche Prozeß überhaupt.«⁴⁹

Das ist ein weites Feld: Sprache und Kultur einer Nation. Niemand kann etwas gegen Begriff und Sache der ›Nationalkultur‹ einwenden, wenn zwei Dinge dabei ausgeschlossen werden: Jeder Gedanke an eine Suprematie und jede Unterstellung einer Homogenität. Das muss der zurzeit so energisch angesteuerten Diskurshegemonie von ganz rechts und ihren ›nationalen Werten‹ entgegengesetzt werden. Wir wissen es daher einzuschätzen, wenn die ausländischen Sprachschüler der *Deutschen Welle* die deutsche Sprache so überraschend wie erfreulich zur »schönsten Sprache der Welt« erklärten. Das Recht, dergleichen zu behaupten, hatten sich auch die Fruchtbringer herausgenommen.

Tab. 1: Wichtige Schriften aus dem Kreis der Fruchtbringenden Gesellschaft zu Grammatik und Orthografie (Auswahl)

Christian Gueintz	<i>Deutscher Sprachlehre Entwurf</i> (1641; Nachdr. 1978)
	<i>Die Deutsche Rechtschreibung</i> (1645; Nachdr. 2008)
Georg Philipp Harsdörffer	»Von der Rechtschreibung Teutscher Sprache« in <i>Frauenzimmer Gesprächspiele</i> , Teil 3 (1643; Nachdr. 1968), S. 311–321
	»Schutzschrift/ für Die Teütsche Spracharbeit« in <i>Frauenzimmer Gesprächspiele</i> , Teil 1 (2. Aufl. 1644; Nachdr. 1968), S. 339–396
	<i>Specimen Philologiae Germanicae</i> (1646)
	<i>Der Teutsche SECRETARIUS</i> , (2. Ausg., Nürnberg 1655) mit dem »kunstgründigen Bericht von der Rechtschreibung und Schrifttscheidung«
Justus Georg Schottelius	<i>Teutsche Sprachkunst</i> (1641)
	<i>Der Teutschen Sprache Einleitung</i> (1643)
	<i>Teutsche SprachKunst</i> (1651)
	<i>Ausführliche Arbeit Von der Teutschen HauptSprache</i> (1663; Nachdr. 1967)

48 Ebd., und S. 699f.

49 Theodor W. Adorno, *Gesammelte Schriften*, Bd. 10.1: *Kulturkritik und Gesellschaft I. Prismen. Ohne Leitbild*, Frankfurt a. M. 1977, S. 314.

	<i>Brevis & fundamentalis Manuductio ad Orthographiam & Etymologiam in Lingua Germanica. Kurtze und gründliche Anleitung zu der RechtSchreibung Und zu der WortFor-schung In der Teutschen Sprache</i> (1676)
Philipp von Zesen	<i>Hooch-Deutsche Spraach-übung</i> (Hamburg 1643)
	<i>Rosen-mând</i> (1651) Kritisch ediert in Philipp von Zesen, <i>Sämtliche Werke</i> , unter Mitwirkung von Ulrich Maché und Volker Meid hg. von Ferdinand van Ingen, Bd. 11, Berlin/ New York 1974.
Zahllose Briefe und handschriftliche Zirkulare	

Tab. 2: Sprachausbau und -regulierung. Zur Spracharbeit der *Fruchtbringenden Gesellschaft* am Beispiel der Orthografie

1. Normierungskriterium: Aussprache Rechtschreibung nach dem Grundsatz: schreibe, wie du sprichst (Phonem-Graphem-Äquivalenz) 2. Normierungskriterium: Grammatik/Morphologie Rechtschreibung nach dem Prinzip durchgehender, gleichförmiger grammatischer »Grundrichtigkeit« (Morphem-Graphem-Äquivalenz) 3. Normierungskriterium: Etymologie/Wortherkunft Rechtschreibung unter Beachtung der Stamm-Morpheme und ihrer Wurzel (Ursprung) 4. Normierungskriterium: Schreibusus Rechtschreibung unter Beachtung überkommener und anerkannter Schreibgewohnheiten (Kanzleien; Luther-Bibel; »bewährte Skribenten«) 5. Normierungskriterium: Lexematik und Semantik Rechtschreibung mit dem Ziel, Wortfamilien erkennbar und semantische Differenz sichtbar zu machen

Gabriele Ball, Anne Dickel, Andreas Herz und Timo Steyer

Der gedruckten Edition eine digitale Schwester

Das AEDit-Projekt und die digitale Edition der *Fruchtbringenden Gesellschaft*

1. Entstehung und Hintergründe des Vorhabens

In den letzten Jahren lässt sich bei Editionsprojekten von Primärquellen ein Paradigmenwechsel beobachten, der sich in einer stärkeren Orientierung an digitalen Angeboten ausdrückt.¹ Im Vergleich zu den traditionellen, im Druck erschienenen Editionen bieten digitale Editionen den Editoren neue Möglichkeiten, mit denen Einschränkungen des Buchdrucks überwunden werden können: Statt nur begrenzt verfügbar zu sein, können digitale Publikationen als Open Access im Netz überall abrufbar veröffentlicht werden. Durch das Einbinden digitaler Faksimiles und das Anbieten unterschiedlicher Lesemodi (z. B. eine Lesefassung, eine kritische Edition mit und ohne Apparat, differenzierte Sichten auf Überlieferungsstufen usw.) können digitale Editionen wesentliche Teile des Editionsprozesses abbilden und nachvollziehbar machen, anstatt nur das Ergebnis dieses Prozesses zu visualisieren.² Für die Benutzer ist vor allem die Volltext-Recherche ein effektives Forschungsinstrument.

Natürlich bildet die textkritische philologische Basisarbeit weiterhin das unverzichtbare Fundament einer wissenschaftlichen Edition, die von Visualisierungs- und Vernetzungsmöglichkeiten flankiert wird. Da digitale Editionen denselben Qualitätsstandards unterliegen wie gedruckte, dürfen die sich durch das Netz bietenden Vernetzungsmöglichkeiten zu Quellen, Forschungsliteratur, Webservices und Katalogen nicht als spielerischer Selbstzweck implementiert werden, sondern müssen fachbezogen evaluiert werden. Nur dann stellen sie einen echten Mehrwert dar. Die bessere Sichtbarkeit in Form von

1 Vgl. grundlegend zu digitalen Editionen: Patrick Sahle, *Digitale Editionsformen. Zum Umgang mit der Überlieferung unter den Bedingungen des Medienwandels*, 3 Teile, Köln 2013.

2 Vgl. Anne Baillot und Markus Schnöpf, »Von wissenschaftlichen Editionen als interoperablen Projekten, oder: Was können eigentlich digitale Editionen?«, in Wolfgang Schmale (Hg.), *Digital Humanities. Praktiken der Digitalisierung, der Dissemination und der Selbstreflexivität* (Historische Mitteilungen der Ranke-Gesellschaft, Beiheft 91), Stuttgart 2015, S. 139–156.

konsolidierten und durch den Verfasser bzw. den Herausgeber autorisierten Zwischenergebnissen erlaubt so auch Langzeiteditionsvorhaben, sich weit vor Projektende einem kritischen Diskurs zu unterziehen und sukzessive Arbeitsergebnisse der Forschung zur Verfügung zu stellen. Den Wert digitaler Editionen zeigen nicht zuletzt jene Editionsvorhaben auf, die überhaupt nur mit digitalen Methoden umsetzbar sind.³ Aufgrund der genannten Vorteile wundert die Hinwendung der Fördereinrichtungen zu digitalen Editionen ebenso wenig, wie das große Interesse vonseiten der Forschung.

Die neuen Möglichkeiten elektronischen Edierens sind aber ohne einen erhöhten Arbeitsaufwand nicht zu haben; desgleichen sind Beratung und Betreuung in technischen bzw. digitalen Fragen zwingend notwendig. Vielen Forschungsinstitutionen fehlt es jedoch an der dafür notwendigen technischen Infrastruktur bzw. Publikationsumgebung und an den erforderlichen Kapazitäten, um den Editionsprozess durchgängig zu begleiten. Die Aufgaben der Infrastruktur erstrecken sich über die Präsentation des Textes hinaus auf die Bereiche der langfristigen Sicherung (Archivierung) des Textes, der Distribution und des Nachweises. Die Begleitung des Editionsvorhabens umfasst die Schulung der Editoren, vor allem im de-facto-Standard XML/TEI-P5,⁴ die kontinuierliche Begleitung und Unterstützung des Editionsvorhabens (z. B. bei Kodierungsfragen) und die Integration der Edition in ein Publikationssystem.

Vor dem Hintergrund dieser Sachlage startete im Jahr 2012 die Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel (HAB) zusammen mit vier Akademieprojekten das von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) für zwei Jahre geförderte Projekt »Archiv-, Editions-, und Distributionsplattform für Werke der Frühen Neuzeit« (AEDit).⁵ Ziel des Projektes war es, hochwertigen und wissenschaftlich zuverlässigen Texten aus editions- und textbasierten Forschungsprojekten zur Frühen Neuzeit in der Wolfenbütteler Digitalen Bibliothek (WDB) eine integrale Plattform zu bieten.⁶ Die WDB wurde im Zuge des Projekts aus-

3 Die Edition des einzigartigen Tagebuchwerkes Fürst Christians II. von Anhalt-Bernburg z.B., ein von der DFG für 12 Jahre finanziertes Kooperationsvorhaben zwischen der Universität Freiburg und der Herzog August Bibliothek, wäre als Druckausgabe schlichtweg nicht förderungsfähig, zu teuer und viel umständlicher und eingeschränkter nutzbar, <http://www.tagebuch-christian-ii-anhalt.de> (15.10.2015). Vgl. auch: Georg Vogeler, »Warum werden mittelalterliche und frühneuzeitliche Rechnungsbücher eigentlich nicht digital ediert?«, in Constanze Baum und Thomas Stäcker (Hg.), *Grenzen und Möglichkeiten der Digital Humanities* (Zeitschrift für digitale Geisteswissenschaften, Sonderbd. 1), http://www.zfdg.de/sb001_007, DOI: 10.17175/sb001_007 (15.4.2016).

4 Vgl. <http://www.tei-c.org/> (15.10.2015).

5 Vgl. <http://diglib.hab.de/?link=029> (15.10.2015).

6 Vgl. Timo Steyer, »Autor Beseke (1523–1574). Eine frühneuzeitliche Leichenpredigt in

gebaut und um feste Workflows ergänzt, die es Forschern und Forschungsprojekten erlauben, ihre Forschungsvorhaben digital zu publizieren und sie in eine etablierte Infrastruktur zu integrieren, ohne durch technische Fragen und Arbeiten zu stark in Anspruch genommen zu werden.

Im AEDit-Modul der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig war zunächst der erste Band des Editionsprojektes *Die deutsche Akademie des 17. Jahrhunderts: Fruchtbringende Gesellschaft* zu digitalisieren:

Briefe der Fruchtbringenden Gesellschaft und Beilagen: Die Zeit Fürst Ludwigs von Anhalt-Köthen 1617–1650. Erster Band: 1617–1626. Unter Mitarbeit von Dieter Merzbacher hrsg. v. Klaus Conermann. Wolfenbüttel 1992, in Kommission Max Niemeyer Verlag Tübingen.

(Die deutsche Akademie des 17. Jahrhunderts: Fruchtbringende Gesellschaft. Kritische Ausgabe der Briefe, Beilagen und Akademiearbeiten [Reihe I]; Dokumente und Darstellungen [Reihe II]. Begründet von Martin Bircher † und Klaus Conermann. Im Auftrag der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, in Kooperation mit der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel hrsg. v. Klaus Conermann. Abt. A: Köthen, Abt. B: Weimar, Abt. C: Halle; Reihe I, Abt. A: Köthen, Bd. 1)⁷

Diesem Editionsvorhaben kam aus mehreren Gründen prototypischer Charakter zu: Der Druck der Editionsbände begann im Jahr 1991, also zu einer Zeit, als es noch wenige elektronische Publikationen gab. Eine digitale Variante würde die Verbreitung der Edition merklich fördern. Wie alle Bände verfügt auch der erste Band über eine komplexe Verweisstruktur, die es galt, im digitalen Medium abzubilden. Da die Editionsreihe noch aktiv fortgesetzt wird, bestand die Möglichkeit des regen Austausches zwischen den Editoren und den für die digitale Reproduktion verantwortlichen Mitarbeitern.

Der folgende Beitrag umreißt den Entstehungsprozess der digitalen Edition, benennt die Herausforderungen und Grenzen, die die Retrodigitalisierung eines gedruckten Werkes mit sich bringt, und er stellt die Ergebnisse vor, die erzielt werden konnten. Abschließend werden die eingangs skizzierten idealtypischen Vorstellungen einer digitalen Edition an der Praxis geprüft und auch jene grundsätzlichen Probleme angesprochen, mit denen eine digitale

digitaler Form«, in *Leben in Leichenpredigten* 3 (2015), hg. von der Forschungsstelle für Personalschriften, Marburg, <http://www.personalschriften.de/leichenpredigten/artikelserien/artikelansicht/details/autor-beseke-1523-1574.html> (15.4.2016).

⁷ Zur Edition, den erschienenen Bänden und zur Planung der noch ausstehenden Bände siehe http://www.die-fruchtbringende-gesellschaft.de/index.php?category_id=2&article_id=11 (15.10.2015).

Edition (noch) konfrontiert ist. Eine Einschätzung des Arbeitsaufwands für die Erstellung der digitalen Edition und ein Blick in die Zukunft, der Perspektiven und potentielle Erweiterungen der bisherigen Umsetzung nahelegt, ergänzen die Ausführungen.

2. Das AEDit-Kooperationsprojekt

Am AEDit-Projekt waren fünf Partner beteiligt:

1. Die Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel (HAB) als Antragstellerin und Leiterin des Gesamtprojekts, verantwortlich für die Gesamt-Koordination und -Organisation (Dr. Thomas Stäcker, Timo Steyer).⁸
2. Die Akademie der Wissenschaften und der Literatur in Mainz mit der Forschungsstelle für Personalschriften an der Philipps-Universität Marburg (GESA/Dr. Eva-Maria Dickhaut)⁹ sowie
3. dem Forschungsprojekt »Controversia et Confessio«, Quellenedition zur Bekenntnisbildung und Konfessionalisierung 1548–1580, an der Johannes-Gutenberg Universität Mainz (Prof. Dr. Irene Dingel)¹⁰
4. Die Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften (BBAW) mit dem Projekt »Deutsches Textarchiv«¹¹ (Dr. Alexander Geyken)
5. Die Sächsische Akademie der Wissenschaften zu Leipzig (SAW) mit dem Forschungs- und Editionsprojekt »Die deutsche Akademie des 17. Jahrhunderts: Fruchtbringende Gesellschaft«¹² (Prof. Dr. Klaus Conermann).

Im Folgenden wird es um das Segment »Die deutsche Akademie des 17. Jahrhunderts: Fruchtbringende Gesellschaft« gehen, d.h. hauptsächlich um die Retrodigitalisierung des ersten Editionsbandes der Reihe I, Abt. A: Köthen: *Briefe der Fruchtbringenden Gesellschaft und Beilagen. Die Zeit Fürst Ludwigs von Anhalt-Köthen 1617–1650, Bd. 1: 1617–1626*.¹³ In diesem Segment wurde an der HAB in enger Kooperation mit dem gleichnamigen SAW-Akademie-Vorhaben eine eigene Arbeitsstelle eingerichtet.¹⁴ Ziel des AEDit-Vorhabens war,

⁸ <http://www.hab.de>.

⁹ <http://www.personalschriften.de/datenbanken/gesa.html> (25.4.2016).

¹⁰ <http://www.controversia-et-confessio.de> (25.4.2016).

¹¹ <http://www.bbaw.de/forschung/dta/uebersicht> (25.4.2016).

¹² <http://www.saw-leipzig.de/de/projekte/die-deutsche-akademie-des-17-jahrhunderts-fruchtbringende-gesellschaft> (25.4.2016).

¹³ Wolfenbüttel 1992, in Kommission Max Niemeyer Verlag Tübingen.

¹⁴ Besetzt wurde diese Stelle mit Anne Dickel – zunächst als wissenschaftliche Hilfskraft vom 1.5.2012 bis 30.4.2014, danach als wissenschaftliche Mitarbeiterin der HAB vom

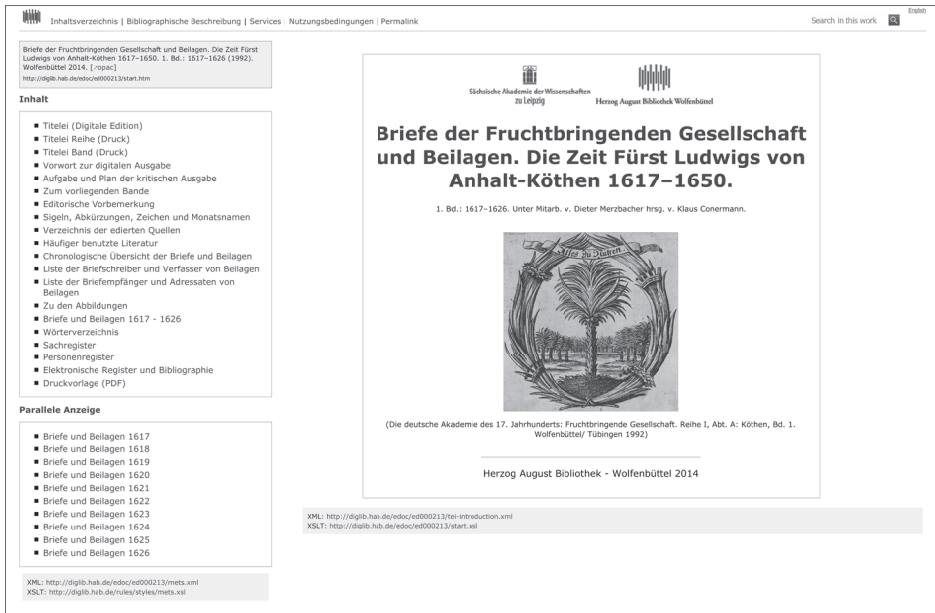


Abb. 1: Startseite der digitalen Ausgabe der *Briefe der Fruchtbringenden Gesellschaft und Beilagen. Die Zeit Fürst Ludwigs von Anhalt-Köthen 1617-1650, Bd. 1: 1617-1626*. <http://diglib.hab.de/edoc/ed000213/start.htm> (25.4.2016).

die Texte des gedruckten Bandes, die in vollem Umfang und weitgehend vorlagengetreu übernommen wurden, in einem elektronischen Elementarformat (XML) und auf der Basis einer durchgehenden TEI-P5-Kodierung in stabiler, nachhaltiger Repräsentation im Open Access der wissenschaftlichen Nutzung zur Verfügung zu stellen und zwar mit allen entscheidenden Vorteilen digitaler Präsentation.

Digitalisate der in der Edition veröffentlichten, zitierten oder benutzten Quellenwerke wurden eingepflegt, soweit ihre Digitalisierung an der HAB nicht aus restauratorischen Gründen oder am beeinträchtigten Quellenzustand

15.5. bis 30.9.2014. Während dieser Zeit nahm Frau Dickel auch abschließende Restaufgaben an der Retrodigitalisierung des ersten und Digitalisierungsarbeiten am 4. Editionsband wahr (*Briefe der Fruchtbringenden Gesellschaft und Beilagen. Die Zeit Fürst Ludwigs von Anhalt-Köthen 1617-1650, Bd. 4: 1637-1638*, Leipzig 2006). Ein Werkvertrag der SAW diente der abschließenden Qualitätskontrolle und war im Januar 2015 erfüllt. Personell entlastet wurde die Arbeitsstelle durch den Praktikanten Gordon Herenz (Universität Potsdam), der über 5 Wochen (10.3.-11.4.2014) das Ausgabeergebnis der elektronischen Version am gedruckten Band kontrollierte.

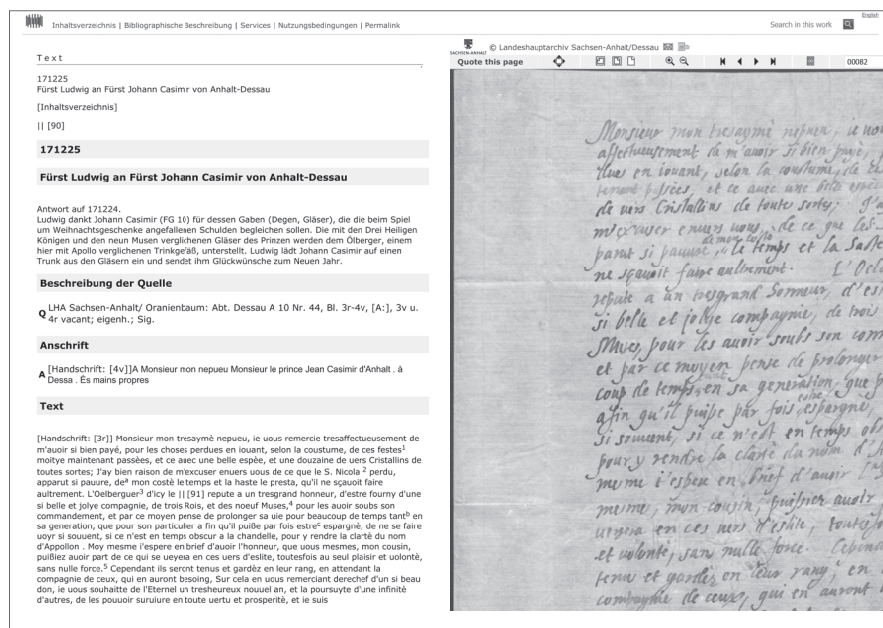


Abb.2: Beispiel für die Einbindung externer Digitalisate: Fürst Ludwig an Fürst Johann Casimir von Anhalt-Dessau, 25.12.1617 [Datensatz 171225], <http://diglib.hab.de/edoc/ed000213/start.htm> (25.4.2016); hier mit Einbettung der Quelle aus dem Landesarchiv Sachsen-Anhalt.

scheiterte. Digitalisate externer (nicht Wolfenbütteler) Provenienz wurden nach Möglichkeit bestellt oder über eine Verlinkung bibliotheksübergreifender Onlinekatalogdaten zugänglich gemacht.

Neben den Digitalisaten werden PDFs der Druckseiten angeboten, sodass die Kontrolle am Original *und* der Vergleich mit dem gedruckten Text gewährleistet sind. Zudem wurde der Internetauftritt um eine Druckfunktion erweitert. Damit ist eine Hybrid-Edition entstanden, die die Vorteile der Druckedition, etwa was intellektuell bearbeitete Glossare, Personen- und Sachregister betrifft, mit jenen der elektronischen Ressource verbindet.

Zum Arbeitsprozess oder Workflow der Retrodigitalisierung: Zunächst musste der gedruckte Band Seite für Seite gescannt werden. Anschließend konnten die Scans, also »Bilder« der Seiten, durch OCR-Bearbeitung mittels Abbyy Finereader zu einem differenzierten Volltext generiert werden, um dann schließlich durch Textauszeichnung in XML kodiert und weiter bearbeitet zu werden. Um das »rohe« XML-Format in eine TEI-konforme Version zu übertragen, wurde eine automatische Transformation über das Programm Apache

Tika und XSLT-Skripte gewährleistet. Danach wurde jede einzelne Textdatei intern detailliert ausgezeichnet.

Zunächst galt es, das *Layouttagging* (die Textgliederung und -gestaltung), welches in Grundzügen durch die oben genannten Arbeitsschritte bereits reproduziert war, zu optimieren, um den Textstrukturen des gedruckten Bandes so nah wie möglich zu kommen.

Ausgezeichnet wurden Personennamen, Ortsnamen, Datumsangaben und bibliografische Angaben. Außerdem wurden *Tags* (Auszeichnungen) angelegt, die die Verknüpfung zu den Sachkommentaren (im Druck: Endnoten) herstellten und im Mouseover-Verfahren über das Anmerkungszeichen aufgerufen werden können. Neben dem Erstellen einzelner Dateien für die Briefe und Quellen wurden spezielle Register angelegt und kontinuierlich erweitert. Innerhalb der Register war es nun möglich, spezifische Vernetzungen digital vorliegender Daten zu erstellen, d.h. Normdaten wie etwa GND-Nummern für Personendaten einzufügen und TGN-Nummern für Ortsnamen zu nutzen. Auch konnten Links zu Porträts der im Band erscheinenden Fruchtbringer aus dem Marburger Portraitindex¹⁵ und dem Virtuellen Kupferstichkabinett¹⁶ angeboten werden. Bei Mitgliedern der *Fruchtbringenden Gesellschaft* wird zusätzlich auf die Mitgliederdatenbank der *Fruchtbringenden Gesellschaft* im Onlineportal des Vorhabens verlinkt.¹⁷ Die Ortsangaben können zudem über den DARIAH Geo-Browser visualisiert werden.¹⁸ Bei den Literaturangaben wurde sowohl auf die Einträge im OPAC-Bibliothekskatalog der HAB als auch auf Daten innerhalb des Gemeinsamen Bibliotheksverbunds (GBV) und des Verzeichnisses der Drucke des 17. Jahrhunderts (VD17) verwiesen, sowie auf digitalisierte Bestände zugegriffen. Schließlich wurden die im gedruckten Band vorangestellte Bibliografie häufiger benutzter Primär- und Sekundärliteratur durch die in den Kommentaren verarbeitete oder angegebene Literatur bereichert und seinerzeit übersehene formale Fehler und Unregelmäßigkeiten im gedruckten Band stillschweigend korrigiert.

Eine digitale Edition hat bei der Umsetzung des gedruckten Textes immer medienspezifische Entscheidungen zu treffen, die die exakte Umsetzung der Druckausgabe verfehlen müssen. Das ist nicht anders möglich und tolerabel. Unverzichtbar war aber beispielsweise, bei Gedichten darauf zu achten, dass

15 <http://www.portraitindex.de> (25.4.2016).

16 <http://www.virtuelles-kupferstichkabinett.de> (25.4.2016).

17 http://www.die-fruchtbringende-gesellschaft.de/index.php?category_id=4&article_id=16 (25.4.2016).

18 <http://geobrowser.de.dariah.eu/?csv=http://geobrowser.de.dariah.eu/storage/166201> (25.4.2016).

Anmerkung - Person
- Namensliste -

Nachname:	Sachsen-Weimar
Vorname:	Johann Ernst von
Amt/Funktion:	Herzog von Sachsen-Weimar der Jüngere
Geboren:	1594
Gestorben:	1626
Fg-Name/Nr.:	Der Käumling (3)
	Zur FG-Datenbank
Anmerkung	ab 1608 Student in Jena; 1615-1620 Herzog von Sachsen-Weimar; Feldherr;
GND:	Gründungsmitglied der Fruchtbringenden Gesellschaft (Der Käumling)
GND-Nummer:	102239452
Suchanfragen:	■ [Wikipedia] ■ [Deutsche Biographie] ■ [Digitaler Portaltindex] ■ [Virtuelles Kupferstichkabinett] ■ [GESA]
Verweise:	■ Wikipedia
	Fundstelle(n) im Text



Abb. 3: Beispiel für die Vernetzung digitaler Daten und Zusatzinformationen: Anmerkung zur Person Herzog Johann Ernst d. J. von Sachsen-Weimar [Datensatz 180000], http://diglib.hab.de/content.php?dir=edoc/ed000213&xml=register/register-person.xml&xsl=show_person.xml&ref=sachsen_weimar_johann_ernst&nocache=1; zusätzlich mit Bildlink zum Virtuellen Kupferstichkabinett: <http://www.virtuelles-kupferstichkabinett.de/?id=g-muel-ler-exc-ab3-0041> (25.4.2016), zu Personendatenbanken und den Geodaten.

die elektronische Präsentation strukturell das Erscheinungsbild des Originals und der Druckausgabe (Zeilenfall, Einrückungen, Textauszeichnungen usw.) widerspiegelt. Ähnliches gilt für Tabellen, Listen und dergleichen. Hier lassen sich keine automatischen Prozesse anwenden, sondern alles muss manuell in ständiger Redaktion umgesetzt werden.

Als schwierig erwies sich teilweise die Umsetzung der Sonderzeichen, da auch hier manuell nachjustiert werden musste. Das lag unter anderem daran, dass die OCR-Bearbeitung der Scans Sonderzeichen nicht immer umsetzt, sondern unterschiedliche »Übersetzungen« des eigentlichen Sonderzeichens ausgibt.

Eine weitere Herausforderung stellte die Umsetzung der komplexen Kommentare dar. Grundsätzlich unterscheidet die gedruckte Version zwischen einem Textapparat und einem Sachkommentar. Ersterer teilt Besonderheiten der Texterscheinung, Spezifika der Handschrift, Varianten usw. mit, letzterer bringt Erläuterungen zu den im Text erscheinenden erklärungsbedürftigen Personen, Orten, literarischen Werken, historischen Ereignissen und Zusammenhängen. Wegen der über den ganzen Band verstreuten Binnenverweise auf einzelne Stellenkommentare musste die Kommentarstruktur und ihre Bezifferung unbedingt beibehalten werden. Bei verschiedenen Kommentarblöcken jedoch, etwa zu einem Brief und jeweils gesondert zu dessen Beilagen, zählte die digitale Edition alle Stellenkommentare einheitlich durch. Dieses Problem entstand aufgrund generischer Prozesse und der Fülle des Materials, wurde aber zugunsten der ursprünglichen Kommentarstruktur gelöst.

3. Ergebnisse

AEDit

Die Volltextdigitalisierung des ersten Bandes der Edition *Fruchtbringende Gesellschaft* war das Ziel unseres Moduls im AEDit-Kooperationsprojekt. Dieses Anliegen ist detailliert umgesetzt worden. Die edierten handschriftlichen und gedruckten Quellen werden mit verschwindend wenigen Ausnahmen als hochwertige Originaldigitalisate in paralleler Ansicht zum Editionstext angeboten. Besonders hervorzuheben ist die Zahl der eigens durch die HAB digitalisierten Seiten von gedruckten Quellen, die bei insgesamt 40.000 liegt. Diese zusätzliche Digitalisierung von Quellenwerken, die in den Kommentaren verarbeitet sind, gilt keineswegs nur als Nebeneffekt: Jenseits der Digitalisierung der edierten Briefe und Quellen bietet sie einen Mehrwert, der der gesamten Frühneuzeitforschung zugutekommt.

Die digitale Edition beinhaltet somit eine Volltextsuche, Inhaltsverzeichnisse bis auf Dokumentebene sowie den Download der digitalen Texte (PDF und XML), der Anzeigeskripte (XSLT) und der PDF-Version des gedruckten Editionsbands. Zusätzlich zu den Registern, die der gedruckten Vorlage entsprechen, konnten umfangreichere Register aus den Auszeichnungen der digitalen Texte gewonnen werden, sodass nun z. B. auch ein Ortsregister zur Verfügung steht. Ein eigenes Vorwort zur elektronischen Ausgabe führt in deren Besonderheiten ein. 2014 wurde die Volltextdigitalisierung abgeschlossen.¹⁹

Gesamtretrodigitalisierung

Im Zuge des AEDit-Projektes kam es zur Vorbereitung einer weiteren schrittweisen Retrodigitalisierung der Edition. Am 7. Juni 2012 war hierzu in Ergänzung zum bestehenden Kooperationsvertrag zwischen der SAW und der HAB eine Vereinbarung geschlossen worden. Diese bevollmächtigt bzw. verpflichtet die HAB, die Editionsbände komplett auf ihrem Internetportal online im Sinne des Open Access zu veröffentlichen, zunächst als eine »strukturierte und erschließbare pdf-Sammlung«, längerfristig mit dem Ziel einer Transformierung der PDFs in das moderne und nachnutzbare XML-Format.

Über das beantragte AEDit-Volumen hinausgehend wurde die Migration der Volltexte von Band vier der Reihe I, Abt. A (1637–1638)²⁰ auf der Basis der PDF-

¹⁹ Siehe <http://diglib.hab.de/edoc/ed000213/start.htm> (25.4.2016).

²⁰ Briefe und Beilagen 1637–1638 (Fn. 14).

Version vorgenommen und in einem semiautomatischen Prozess nach XML/TEI-P5 konvertiert. Für diesen Band wurde zudem mit der Digitalisierung der einschlägigen Drucke begonnen. Es konnte damit eine sehr gute Ausgangsbasis für die weitere Anreicherung mit Zusatzinformationen geschaffen werden.²¹

Der zweite Band (1627–1629), für den keine Druckdateien mehr vorhanden waren, ist in einer Kooperation mit der Universität Innsbruck in ALTO/XML und PDF konvertiert worden.²² Auch die Bände drei und fünf liegen mittlerweile sämtlich als PDF vor, wobei diese PDF-Dateien als Volltexte durchsuchbar sind.²³ Mit der Volltextdigitalisierung des dritten Bandes (1630–1636) konnte im April 2015 begonnen werden. Diese Arbeiten werden im 2. Quartal 2016 abgeschlossen um sodann mit den Tiefenkodierungsarbeiten am vierten Editionsband (1637–1638) fortzufahren. Die übrigen Bände aus den anderen Reihen bzw. Abteilungen der Edition konnten gleichfalls als PDF online zur Verfügung gestellt werden.²⁴ Die HAB hat sich weiterhin verpflichtet, die Daten danach ohne zeitliche Begrenzung zu pflegen. Zum Schutz der gedruckten Bände wurde eine Sperrfrist von jeweils drei Jahren nach Erscheinen vereinbart.

Alle digitalen Texte stehen unter CC BY-SA 3.0 Lizenz. Jeder einzelne Fruchtbringer-Band verfügt somit über einen eigenen Internetauftritt und ist persistent adressierbar. Auf dieser Basis wurde 2014 eine übergeordnete Präsenz eingerichtet.²⁵ Inwieweit eine weitere elektronische Bearbeitung *aller* Editions-bände auf dem Niveau des ersten Bandes möglich sein wird, bleibt künftigen Entscheidungen vorbehalten. Auf jeden Fall liegen bereits heute elektronische Versionen aller gedruckten Editions-bände vor, außer dem noch geschützten jüngsten Band²⁶ sowie den bis Ende 2018 noch vorgesehenen drei Bänden, von denen der siebte Band im Sommer 2016 erscheint.²⁷

21 Siehe <http://diglib.hab.de/edoc/ed000214/start.htm> (25.4.2016).

22 *Briefe der Fruchtbringenden Gesellschaft und Beilagen. Die Zeit Fürst Ludwigs von Anhalt-Köthen 1617–1650, Bd. 2: Briefe und Beilagen 1627–1629*, Wolfenbüttel 1998, siehe <http://diglib.hab.de/edoc/ed000219/start.htm> (25.4.2016).

23 *Briefe der Fruchtbringenden Gesellschaft und Beilagen: Die Zeit Fürst Ludwigs von Anhalt-Köthen 1617–1650, Bd. 3: 1630–1636*, Leipzig 2003, siehe <http://diglib.hab.de/edoc/ed000217/start.htm> (25.4.2016), *Briefe der Fruchtbringenden Gesellschaft und Beilagen: Die Zeit Fürst Ludwigs von Anhalt-Köthen 1617–1650, Bd. 5: 1639–1640*, Leipzig 2010, siehe: <http://diglib.hab.de/edoc/ed000218/start.htm> (25.4.2016).

24 Siehe. <http://diglib.hab.de/edoc/ed000230/start.htm> (25.4.2016) und <http://diglib.hab.de/edoc/ed000231/start.htm> (25.4.2016).

25 Siehe <http://diglib.hab.de/edoc/ed000224/start.htm> (25.4.2016).

26 *Briefe der Fruchtbringenden Gesellschaft und Beilagen. Die Zeit Fürst Ludwigs von Anhalt-Köthen 1617–1650, Bd. 6: Briefe und Beilagen 1641–1643*, Leipzig 2013.

27 *Briefe der Fruchtbringenden Gesellschaft und Beilagen. Die Zeit Fürst Ludwigs von Anhalt-Köthen 1617–1650, Bd. 7: Briefe und Beilagen 1644–1646*.

4. Erfahrungen und Überlegungen für die Zukunft

Zusammenfassend bleibt festzuhalten, dass die Optionen, die das AEDit-Projekt für die Edition der Fruchtbringenden Gesellschaft bot, enorm und für die Nutzer von großem Mehrwert sind. Die skizzierten Möglichkeiten des Zielformats für die Editionstexte gehen weit über das in der Regel gebotene PDF-Format hinaus. Die komplexen Strukturen einer Quellenedition werden offen gelegt, und der Nutzer kann auf die wissenschaftlichen Ergebnisse des Projekts direkt zugreifen. Dies gilt für die Identifizierung von Personen- und Ortsnamen über die GND- und TGN-Nummern ebenso wie für die Verlinkung mit Primär- und Sekundärquellen. Weitere Vorteile der digitalen Edition sind eine strukturell nahezu identische Wiedergabe des Druckbildes und die parallele Präsentation von Manuskripten. Die aufrufbaren Handschriftendigitalisate garantieren die Vergleichbarkeit von Manuskript und Transkription und machen die historische Schriftkultur und Briefpraxis des 17. Jahrhunderts anschaulich, indem sie die Materialität der Dokumente in den Vordergrund rücken. Dass die bereits erwähnte weltweite, orts- und institutionenunabhängige Verfügbarkeit zu einer höheren Sichtbarkeit der gedruckten, häufig unter eingeschränkter Rezeption leidenden Editionen führt, steht außer Frage, zumal die komfortablen digitalen Recherchemöglichkeiten die Sperrigkeit und Komplexität gerade interdisziplinärer Quellenaufbereitung ein gutes Stück weit aufheben.

Voraussetzung für die Verwirklichung eines solchen Retrodigitalisierungs-Projektes ist eine lösungsorientierte und die unterschiedlichen Erwartungen respektierende Kommunikation zwischen den für die Dateneingabe verantwortlichen Hilfskräften und den im Projekt arbeitenden wissenschaftlichen Editoren mit dem Koordinator, der in unserem Fall idealer- und zugleich notwendigerweise den Frühneuzeit-Wissenschaftler mit dem *Digital-Humanities*-Experten verband.

Die oben genannten Vorteile einer digitalen Präsentation führten zugleich und unmittelbar zu einem der Hauptprobleme des AEDit-Projekts: dem zeitlichen Aufwand für die Projektwissenschaftler, der keinen Eingang in die Zeit- und Arbeitsstrukturierung des Projektes findet. Evaluationsgutachter bewerteten das Anbieten einer elektronischen Ressource durchweg als höchst positiv; Zeitreserven, etwa durch Änderung der Zeit- und Arbeitspläne, werden Akademien-Altprojekten aber nicht eingeräumt. Es bleibt bei einer Selbstausschüttung, die die Alltagswirklichkeit des wissenschaftlichen Berufssektors häufig auszeichnet. Das Zeitbudget wird insbesondere belastet durch die folgenden Arbeitsschritte:

Notwendigkeit *einer mehrfachen Qualitätskontrolle der Texte*, aber auch der Navigation und der Gestaltung der elektronischen Ausgabe. In diese

werden die Mitarbeiter des Akademieprojekts *Fruchtbringende Gesellschaft* notwendig einbezogen, weil sie nicht nur formale, sondern immer auch fachlich-intellektuelle Anforderungen betrifft. Daher kann diese Qualitätskontrolle nicht allein Hilfskräften und Praktikanten überlassen bleiben. Besonders schlug hier der Fehlerkorrekturaufwand nach dem OCR-Prozess zu Buche. Da zahlreiche, jedoch keinem System folgende Fehler aufzuspüren waren, musste der Text einem aufwendigen ersten Korrekturdurchgang unterzogen werden. Zum Ende und nach Auslaufen des AEDit-Förderungszeitraums mussten außerdem zeitintensive Kontrollvergleiche angestellt werden, um Transferfehler in der Onlineversion zu korrigieren.

Entscheidung und (ggf.) Beschaffung von Schriftarten: Die Wiedergabe von verschiedenen in der Edition verwendeten Schriften für deutsche Kurrentschrift, fremdsprachliche Antiqua und Zierschrift bedarf eines konzentrierten Abgleichs, besonders bei der Schriftenmischung innerhalb eines Wortes, mit dem Ziel einer buchstabengetreuen Umsetzung der Vorlage.

Nachbearbeitung/-korrektur nach Abschluss der eigentlichen Retrodigitalisierung. Die Erfahrung zeigt, dass zwar die elektronische Textbasis in XML stabil ist, aber die Ausgabe des Textes an der Oberfläche (HTML) sich nur mit hohem IT-Aufwand stabilisieren lässt. Zu vielfältig sind externe Faktoren (z. B. individuelle Bildschirmauflösungen, Browsereinstellungen etc.). Die qualifizierte Nachbereitung und -korrektur elektronischer Ressourcen zu gewährleisten, erfordert einen freieren Stellenschlüssel bei den damit betrauten Einrichtungen, der genügend feste Stellen für die regelmäßige Datenpflege und -migration jenseits unmittelbarer Projektaffiliation der entsprechenden edv-Kapazitäten bereitstellt.

Kontinuierlicher Beratungsbedarf: Da besonders die Editoren, aber auch die Hilfskräfte für die digitale Umsetzung der Edition (i. d. R.) nicht vorgebildet waren, bestand während der Retrodigitalisierungsphase ein regelmäßiger Bedarf an Beratung und Begleitung durch den Koordinator.

Neben dem zeitlichen stand der finanzielle Aufwand für die Beschaffung hochwertiger Digitalisate der publizierten archivalischen Quellen, teilweise auch für Genehmigungen zur elektronischen Veröffentlichung. In diesen Kontext gehören ebenso die finanziellen Mittel für eine *Langzeitarchivierung* digitaler Editionen, die eine von der Schnelllebigkeit der digitalen Welt unabhängige Datenmigration und -sicherung ermöglichen muss. So ist es eine offene Frage, auf welchem Niveau jene drei Bände digitalisiert werden, die mit Abschluss der Laufzeit unseres Projekts Ende 2018 noch der dreijährigen Sperrfrist unterliegen.

Für die Zukunft zeichnet sich aus diesen Erfahrungen ein Weg ab, der die Digitalisierungsarbeit als einen unverzichtbaren Anteil ernst nimmt, in die

Arbeits- und Zeitpläne akademischer Neu-, möglicherweise aber auch geeigneter Altprojekte einspeist und belastbare Strukturen einer klassischen und zugleich digitalen Edition entwickelt. Die Integration dieser für die Zukunft von Editionsprojekten notwendigen Plattform erfordert eine realistische zeitliche und ökonomische »Einpreisung« – bei Neuprojekten geschieht dies bereits bei der Beantragung. Von elementarer Wichtigkeit ist dabei die Kooperation mit einem hohen Qualitätsstandards verpflichteten IT-Partner. Ziel des AEDit-Vorhabens war ja nicht zuletzt, die Lücken in der IT-Versorgung akademischer Projekte durch Institutionen zu schließen, die seit je für die Versorgung mit wissenschaftlicher Literatur zuständig sind: wissenschaftliche und Forschungs-Bibliotheken (hier der Herzog August Bibliothek), denen sich ein neues Feld nachhaltiger Literaturversorgung eröffnet, für das eine stabile institutionelle Matrix noch auszubauen ist. Das schließt den Rat an digital operierende Projekte ein, die Rechte an den eigenen digitalen Primär- oder Sekundärformen für sich zu behaupten – nicht um seriösen und fair auftretenden wissenschaftlichen Verlagen das Wasser abzugraben (eine Gefahr, die bei undifferenzierter Open Access-Förderung leider besteht), wohl aber, um diese Entwicklung nicht Verlagsmogulen zu überlassen, die immer mehr dazu übergehen, die Rechte der wissenschaftlichen Autoren und Herausgeber zu usurpieren.

Andreas Kleinert

Newton – Euler – Lesage

Zur Theorie der Schwerkraft im 18. Jahrhundert¹

Leonhard Euler (1707–1783) war zweifellos der bedeutendste Mathematiker des 18. Jahrhunderts;² schon 1745 nannte ihn sein Basler Lehrer Johann Bernoulli (1667–1748) den *princeps mathematicorum*. Euler war jedoch weit mehr als nur Mathematiker. Das Spektrum seiner Veröffentlichungen³ erstreckt sich von der Philosophie und der Theologie über die Musiktheorie und die Technik bis hin zur Physik, wo er sich u. a. mit Fragen der Optik, der Elektrizität und des Magnetismus beschäftigt hat. In diesen Zusammenhang gehören auch seine Überlegungen zur Theorie der Schwerkraft, von denen im Folgenden die Rede sein wird.

Die mathematische Grundlage dieser Theorie ist das Newtonsche Gravitationsgesetz, das besagt, dass sich zwei Körper gegenseitig mit einer Kraft anziehen, die ihren Massen proportional und dem Quadrat ihrer Abstände umgekehrt proportional ist. Newton hatte dieses Gesetz in seinem Werk *Philosophiae naturalis principia mathematica* von 1687 formuliert, und seine Gültigkeit war im 18. Jahrhundert allgemein anerkannt. Auch Euler bildet hier keine Ausnahme, wie die folgenden Zitate zeigen:

1768 schreibt er:

Das ist also eine durch die festesten Gründe bewiesene Sache, daß unter allen himmlischen Körpern eine allgemeine Gravitation herrsche, durch die sie gegen

1 Frühere Fassungen dieses Beitrags sind in italienischer und französischer Sprache erschienen: Andreas Kleinert, »Leonhard Euler e il problema della gravitazione«, in *Conferenze e Seminari dell'Associazione Subalpina Mathesis* 2010–2011, Turin 2011, S. 23–34; Andreas Kleinert, »Euler, Lesage et Newton: Trois approches différentes pour résoudre le problème de la pesanteur«, in Xavier Hascher und Athanase Papadopoulos (Hg.), *Leonhard Euler. Mathématicien, physicien et théoricien de la musique*, Paris 2015, S. 301–313.

2 Zu Eulers Leben und Werk vgl. Emil A. Fellmann, *Leonhard Euler*, Reinbek 1995, und Ronald S. Calinger, *Leonhard Euler. Mathematical genius in the enlightenment*, Princeton/Oxford 2016.

3 Für Zusammenstellung sämtlicher Veröffentlichungen Eulers siehe: Gustav Eneström, *Verzeichnis der Schriften Leonhard Eulers*, Leipzig 1910–1913.

einander getrieben werden; und daß diese Kraft desto größer sey, je näher sie einander sind. Das Factum kann nicht geleugnet werden.⁴

Im Zusammenhang mit der Sonne und den Planeten formuliert er dasselbe noch etwas genauer:

Um also von der Kraft zu urtheilen, mit der ein Körper gegen einen andern angezogen wird, so braucht man nur zu bemerken, daß diese Kraft erstlich in ordentlichem Verhältniß mit der Masse des angezogenen Körpers sowohl als des anziehenden, und in umgekehrtem mit dem Quadrat der Entfernung stehe.⁵

Die Formulierung des Gravitationsgesetzes gilt zu Recht als ein Meilenstein in der Geschichte der Naturwissenschaften, denn dadurch war es möglich geworden, mit großer Genauigkeit die Bewegungen des Mondes und der Planeten zu berechnen. Isaac Newton (1643–1727) hatte ferner gezeigt, dass sich die über ein halbes Jahrhundert vorher von Johannes Kepler (1571–1630) gefundenen Gesetze der Planetenbewegung aus dem Gravitationsgesetz ableiten lassen, wenn man es mit den ebenfalls von ihm formulierten Bewegungsgesetzen verbindet.

Umso erstaunlicher ist es, dass diese in ihren Kernaussagen unbestrittene Theorie Newtons im 18. Jahrhundert zu einer Kontroverse geführt hat, die unter den Wissenschaftlern Europas mit einer Schärfe und Heftigkeit ausgetragen wurde, die wir heute nur schwer nachempfinden können. Nicht nur sachliche, sondern auch persönliche und nationale Gesichtspunkte haben dabei eine Rolle gespielt. Zwar bestritt niemand die Existenz dieser Kraft, die die Körper aufeinander zutreibt, aber vielen, wenn nicht den meisten Physikern auf dem europäischen Kontinent genügte es nicht, einfach von einer anziehenden Kraft zu sprechen und damit zu rechnen, ohne die *Ursache* dieser Kraft zu kennen. Modern gesprochen: Es wurde als Ärgernis empfunden, dass Newtons Theorie eine Fernwirkungstheorie war. Woher ›weiß‹ ein Stein, den ich loslasse, dass er sich nach unten, d. h. zum Mittelpunkt der Erde, bewegen soll? Aristoteles (384–322 v. Chr.) und seine mittelalterlichen Nachfolger hatten die Frage damit beantwortet, dass sie den Körpern sogenannte verborgene Eigenschaften zuschrieben: Zum Wesen schwerer Körper sollte die Eigenschaft gehören, sich nach unten zu bewegen, so wie leichte Körper das Bestreben hätten, nach oben zu gelangen.

4 Leonhard Euler, *Briefe an eine deutsche Prinzessinn über verschiedene Gegenstände aus der Physik und Philosophie*, Leipzig 1769, Brief 54, S. 186. Die beiden ersten Bände der französischen Erstausgabe sind 1768 in Petersburg unter dem Titel *Lettres à une princesse d'Allemagne sur divers sujets de physique et de philosophie* erschienen; ein dritter Band folgte 1772.

5 Ebd., Brief 57, S. 195.

Spätestens seit Galileo Galilei (1564–1642) und René Descartes (1596–1650) waren die Wissenschaftler des 17. und 18. Jahrhunderts stolz darauf, dass sie diese Lehre von den verborgenen Eigenschaften, den ›*qualitates occultae*‹, überwunden hatten. Ein anderes prominentes Beispiel für eine solche verborgene Eigenschaft ist die Behauptung, die Natur habe eine Abscheu vor dem Leeren (›*horror vacui*‹). Evangelista Torricelli (1608–1647) und Blaise Pascal (1623–1662) hatten gezeigt, dass der angebliche ›*horror vacui*‹ eine mechanische Ursache hatte, nämlich den Luftdruck, der von nun an als Ursache für das Funktionieren einer Saugpumpe und für das Steigen des Quecksilbers in einem Barometer angesehen wurde. Wenn man wie Newton von einer Anziehungskraft sprach, um die Anziehung schwerer Körper zu erklären, dann war das für viele eine Rückkehr zu jenen ›*qualitates occultae*‹, zu den verborgenen Eigenschaften einer mittelalterlichen Pseudowissenschaft, die Erscheinungen nicht auf Ursachen zurückführt, sondern durch Wörter erklärt.

Newton selbst hatte dieses Problem durchaus erkannt, und in der zweiten Auflage der *Principia* finden wir dazu den oft zitierten Satz »Hypotheses non fingo«. Die entsprechende Passage lautet in deutscher Übersetzung:

Ich habe noch nicht dahin gelangen können, aus den Erscheinungen den Grund dieser Eigenschaften der Schwere abzuleiten, und Hypothesen erdenke ich nicht. Alles nämlich, was nicht aus den Erscheinungen folgt, ist eine Hypothese und Hypothesen, seien sie nun metaphysische oder physische, mechanische oder diejenigen der verborgenen Eigenschaften, dürfen nicht in die Experimentalphysik aufgenommen werden. [...] Es genügt, dass die Schwere existiere, dass sie nach den von uns dargelegten Gesetzen wirke, und dass sie alle Bewegungen der Himmelskörper und des Meeres zu erklären im Stande sei.⁶

Genau das aber war der Stein des Anstoßes für viele Physiker des 18. Jahrhunderts. Obwohl Newton gar nicht ausgeschlossen hat, dass es eine physikalische Ursache der Schwerkraft gibt – er sagt nur, dass er sie nicht kennt –, unterstellte man ihm und seinen Anhängern einen Rückfall in die finstersten Zeiten der aristotelischen Physik. So wie Aristoteles gelehrt habe, Ursache der Schwere sei der dem Körper innewohnende Drang, zu seinem natürlichen Ort zu gelangen, schreibe Newton den Körpern eine ähnliche verborgene Eigenschaft zu, wenn er von Anziehung spreche. Wie sollte unbelebte Materie durch den leeren Raum hindurch ›merken‹, dass anderswo auch Materie vorhanden ist, und was sollte die Anhäufungen von Materie veranlassen, sich gegenseitig anzuziehen? Diese Frage wird fast in allen Physikbüchern des 18. Jahrhunderts mehr

⁶ Isaac Newton, *Mathematische Principien der Naturlehre*, hg. von Ph. Wolfers, Berlin 1872, S. 511.

oder weniger ausführlich erörtert, wie dieses beliebig herausgegriffene Beispiel zeigt:

Man muß gestehen, daß die Naturlehre unserer Zeiten, welche sich rühmet auf immer gereinigt zu seyn von jenen verborgenen Eigenschaften, welche sie so lächerlich gemacht hatte, nicht ohne Verdruß wahrnehmen muß, daß man wieder in die Materie eine abgezogene Kraft, ein unbekantes, ja gar unbegreiflich Ding hinein setzt, dabey gar nichts auf den Mechanismus [...] ankomme.⁷

»Mechanismus« – das ist hier das entscheidende Stichwort. Was Physiker wie Jean-Antoine Nollet (1700–1770) bei Newton vermissten, war die Angabe einer mechanischen Ursache dafür, dass sich die Körper aufeinander zubewegen – irgendetwas, das einen direkten Druck oder Zug auf sie ausübt.

Das von Nollet als »Verdruß« (im Original »peine«) bezeichnete Unbehagen im Zusammenhang mit der Gravitation hat zahlreiche Physiker und Philosophen veranlasst, nachzuliefern, was der newtonschen Physik ihrer Meinung nach fehlte, nämlich einen »Mechanismus« als Ursache der Kraft, die die Körper aufeinander zutreibt. Dabei konnten sie an Descartes anknüpfen, der schon 1644 in seinen *Principia philosophiae* eine mechanische Gravitationstheorie entworfen hatte. Nach Descartes sollte eine subtile Materie, die um die Himmelskörper herumwirbelt, bewirken, dass andere Körper zum Zentrum dieses Wirbels gedrückt werden (vgl. Abb. 1).

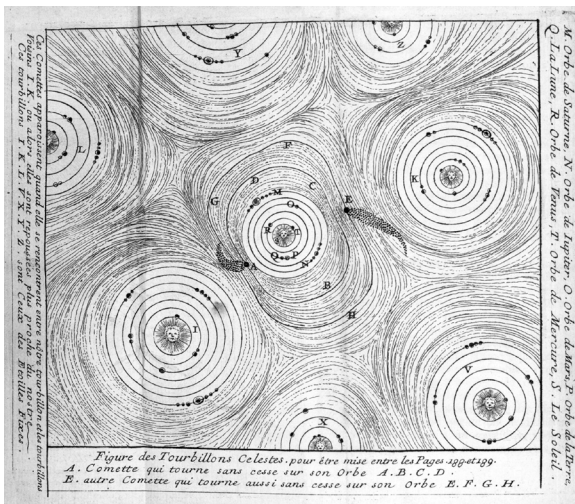


Abb. 1: Die Erklärung der Planetenbewegung nach Descartes' Wirbeltheorie, aus: Nicolas Bion, *L'usage des globes celestes et terrestres*, Paris 1699.

7 Jean-Antoine Nollet, *Physicalische Lehrstunden*, Bd. 6, Erfurt 1766, S. 131. Die französische Erstausgabe war 1748 in Paris unter dem Titel *Leçons de physique expérimentale* erschienen.

Viele bekannte Gelehrte, von Christian Huygens (1629–1695) über Johann Bernoulli (1667–1748) bis zu Christian Wolff (1679–1754) und Georg Bernhard Bilfinger (1693–1750), haben vergeblich versucht, die Wirbeltheorie von Descartes so zurechtzubiegen, dass sich daraus das Newtonsche Gravitationsgesetz und die Keplerschen Gesetze der Planetenbewegung herleiten lassen. Wie aktuell das Thema im 18. Jahrhundert war, geht aus den zahlreichen damals erschienenen Abhandlungen, Dissertationen und Preisschriften hervor, deren Autoren behaupten, die Ursache der Schwerkraft gefunden zu haben.⁸ Besonders in Frankreich hat sich die Theorie von der wirbelnden Gravitationsmaterie sehr lange gehalten, obwohl sich daraus keine quantitativen Gesetze ableiten ließen.

In diesem Kontext sind auch Eulers Beiträge zur Theorie der Schwerkraft zu sehen. Als Mathematiker war er führend bei der Anwendung des Newtonschen Gravitationsgesetzes auf die Bewegung von Himmelskörpern wie Mond, Planeten und Kometen,⁹ während er als Physiker ein hartnäckiger Cartesianer war und Newton und dessen Anhänger massiv angriff.

Das heißt nicht, dass er Descartes' *subtile Materie* und deren Wirbel vorbehaltlos verteidigt hätte, aber wie Descartes war auch Euler fest davon überzeugt, dass es keine Fernwirkung geben kann und dass der Raum mit einem feinen Fluidum angefüllt sein muss, das nicht nur die Schwerkraft, sondern auch andere, nicht-mechanische Phänomene wie das Licht, die Farben, den Magnetismus und die Elektrizität erklärt, d. h. auf mechanische Ursachen zurückführt.

Wir kennen drei Veröffentlichungen Eulers zu diesem Thema: einen Aufsatz in einer wissenschaftlichen Zeitschrift von 1743, ein Kapitel in seinem Buch *Anleitung zur Naturlehre*, das zwischen 1745 und 1750 entstanden ist, aber erst 1862 veröffentlicht wurde,¹⁰ und schließlich längere Ausführungen in den 1768 erschienenen *Lettres à une princesse d'Allemagne*,¹¹ seinem wohl bekanntesten populärwissenschaftlichen Werk, von dem zahlreiche Auflagen und Übersetzungen in fast alle europäischen Sprachen existieren; die letzte Neuauflage des französischen Originaltextes erschien 2003 in Lausanne. Dazu kommen einige Äußerungen in Eulers Korrespondenz.

8 Zu den Theorien der Schwerkraft im 18. Jhd. vgl. Frans Herbert van Lunteren, *Framing hypotheses: conceptions of gravity in the 18th and 19th centuries*, Diss. Utrecht 1991.

9 Vgl. dazu Andreas Verdun, *Leonhard Eulers Arbeiten zur Himmelsmechanik*, 2 Bde., Berlin 2015.

10 Leonhard Euler, »Anleitung zur Natur-Lehre, worin die Gründe zu Erklärung aller in der Natur sich ereignenden Begebenheiten und Veränderungen festgesetzt werden«, in Leonhard Euler, *Opera postuma mathematica et physica anno 1844 detecta*, Bd. 2, Petersburg 1662, S. 449–560.

11 Vgl. Fn. 4.

MISCELLANEA
BEROLINENSIA
AD
INCREMENTUM SCIENTIARUM
EX SCRIPTIS
SOCIETATIS
REGIAE
SCIENTIARUM
EXHIBITIS
EDITA
CONTINUATIO VI. SIVE
TOMUS VII.
CUM FIGURIS AENAEIS ET INDICE CONTENTORUM.
BEROLINI
TYP. JOH. GOTHOF. MICHAELIS
M DCC XLIII.

360

N. U. M. IX.

N. N.

De causa gravitatis.

Gravitatio corporum in se mutua tam latissime patet, ut plurimi philosophi non dubitaverint eam ad primas materiae proprietates, cujusmodi sunt extensio & inertia, referre, mutuaque corporum sese attrahentium actionem à viribus insitis deducere. Cum enim corporibus extensio & inertia ideo tribuantur, quod omnibus constanter & perpetuo inesse deprehendantur, similis fere ratio gravitatis videbatur, propterea quod vix ullum adhuc sit observatum corpus, quod gravitatione penitus careret. Non solum enim omnia corpora circa terram posita deorsum nituntur, sed etiam terram ipsam cum reliquis planetis solem versus urgeri, observationes astronomicae ad leges Mechanicae examinae luculenter docuerunt; quin in minimis etiam corporibus, quae quidem experimentis subijci possunt, similis quaedam vis five magnetica five electrica quotidie magis magisque evincitur. Sane in Astronomia attractionis hypothesis utiliter adhibetur in explicandis gravitatis phaenomenis. Planetæ enim & Cometae perinde moveri observantur, ac si cum à sole tum à se mutuo attra-

Abb. 2: Eulers anonyme Schrift »De causa gravitatis«, in *Miscellanea Berolinensia* 7 (1743), S. 360–370.

Die erste einschlägige Veröffentlichung ist ein anonymes Artikel im siebten Band (1743) der *Miscellanea Berolinensia*, den Abhandlungen der Berliner Akademie der Wissenschaften (vgl. Abb. 2). Dass N. N. für Leonhard Euler steht, wissen wir erst seit etwa 20 Jahren. Im *Verzeichnis der Schriften Leonhard Eulers* von Gustav Eneström¹² wird der Aufsatz noch nicht erwähnt.

Die erste Hälfte des Artikels ist eine Polemik gegen die Attraktionisten (»attractionis patroni«), d. h. gegen die Newtonianer, die der Materie eine Fernwirkung zuschreiben und erklären, es sei überflüssig, über eine mechanische Ursache der Schwerkraft nachzudenken. Euler wiederholt den üblichen Einwand von der Rückkehr zu den verborgenen Eigenschaften des Mittelalters und versucht anschließend, die Newtonianer lächerlich zu machen, indem er sich mit viel Phantasie Beispiele für das einfallen lässt, was er für die Konsequenzen einer Fernwirkungstheorie hält. So schreibt er z. B.:

Kräuter, die auf dem Planeten Saturn wachsen, müssten durch ihre unverständliche Anziehungskraft in meinem Körper einen Brechreiz und andere heftige Bewegungen der Eingeweide auslösen, obwohl ich sie weder durch die Nasenlöcher noch durch den Mund eingesaugt habe.¹³

¹² Eneström, *Verzeichnis der Schriften* (Fn. 3).

¹³ »Non ergo repugnat [...] herbas in Planeta Saturno crescentes vi attractrice in se

Die zweite Hälfte des Artikels enthält Eulers eigene Erklärung der Gravitation. Wie Descartes behauptet er, die Erde sei von einem subtilen Fluidum, dem Äther, umgeben. In diesem Äther soll eine ungleiche Druckverteilung herrschen, sodass alle Körper, die sich darin befinden, dorthin gedrückt werden, wo der Druck geringer ist. Wie aber soll ein Druckunterschied im Äther zustande kommen? Aus der Mechanik der Flüssigkeiten und der Luft ist bekannt, dass dort überall gleicher Druck herrscht, wenn sich das Fluidum in Ruhe befindet; Druckunterschiede treten nur bei strömenden Flüssigkeiten auf. Also muss auch der Äther in Bewegung sein, und nach Euler müssen wir annehmen, dass er sich in einer beständigen Bewegung um die Erde befindet.

Um das Gravitationsgesetz zu erhalten, muss Euler jetzt nur noch postulieren, dass der Ätherdruck nach außen hin zunimmt, und zwar proportional zum Abstand vom Zentrum. Wie seine Formel für den Ätherdruck in moderner Schreibweise aussieht, zeigt Abb. 3.

$$P = P_{\infty} - \frac{\text{const} \cdot P_{\infty}}{x}$$

P = Druck des Äthers
 x = Entfernung vom Erdmittelpunkt
 P_{∞} = Druck des Äthers im Unendlichen

Abb. 3: Eulers Formel für den Druck des Äthers als Funktion der Entfernung vom Erdmittelpunkt.

Abb. 4 zeigt die entsprechende Rechnung und die Zeichnung in Eulers Abhandlung:

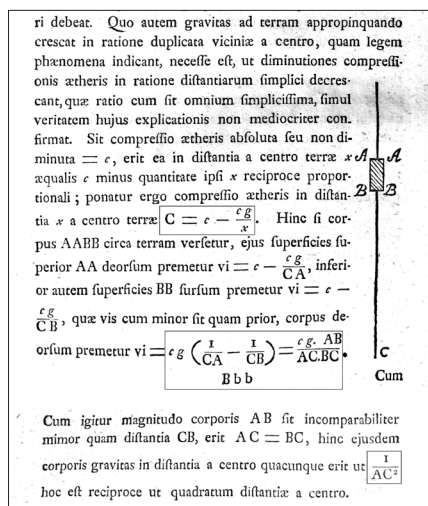


Abb. 4: »De causa gravitatis«, S. 369 f.

incomprehensibili in corpore meo vomitus aliosque vehementes intestinorum motus exci-
 tare, etiamsi neque nares neque os quicquam inde hauserint.« Leonhard Euler, »De causa
 gravitatis«, in *Miscellanea Berolinensia* 7 (1743), S. 360–370, hier S. 363.

C ist der Erdmittelpunkt; rechts vom Gleichheitszeichen steht (siehe oberer Rahmen) der Druck des Äthers in der Entfernung x vom Erdmittelpunkt C («compressio aetheris in distantia x a centro terrae C»); c ist der Druck des Äthers im unendlichen, g ein konstanter Faktor. Für den Druck in der Entfernung x vom Erdmittelpunkt ergibt sich daraus die Größe

$$c - \frac{c \cdot g}{x} \quad (\text{in Abb. 4, oben, eingerahmt})$$

Daraus folgt nun tatsächlich das Newtonsche Gravitationsgesetz. Wenn man nämlich nach der oben eingerahmten Formel den Druck für die Fläche AA und die Fläche BB berechnet (rechtes Bild), dann ergibt sich für x (Entfernung vom Erdmittelpunkt) einmal die Strecke CA (Entfernung vom Erdmittelpunkt zur Fläche AA) und einmal die Strecke CB (Entfernung vom Erdmittelpunkt zur Fläche BB). Für die Druckdifferenz ergibt sich dann der in der Mitte stehende eingerahmte Ausdruck. Da aber die Größe des Körpers (also AB) unvergleichlich gering («incomparabiliter minor») ist gegenüber den Entfernungen der beiden Enden des Körpers vom Erdmittelpunkt, darf man diese Entfernungen gleichsetzen, also $AC = BC$, und daraus folgt dann, dass sich das Gewicht des Körpers verhält wie

$$\frac{1}{[AC]^2} \quad (\text{in Abb. 4, unten, eingerahmt}).$$

Zu beachten ist, dass sich der Exponent auf die Strecke AC bezieht.

Dieselben Verhältnisse wie in der Umgebung der Erde herrschen nach Euler auch in der Umgebung der Sonne und der Planeten; auch dort ändere sich der Druck des Äthers proportional zu $1/r$, und die anziehende Kraft zwischen den Himmelskörpern sei folglich proportional zu $1/r^2$. Zum Schluss kündigt Euler noch die Lösung weiterer Welträtsel an. Aus seiner Ätherhypothese ergebe sich auch eine einfache Erklärung der Lichtbeugung, der Elektrizität, der Kapillarkräfte, des Magnetismus und anderer, ähnlicher Erscheinungen.

Ungefähr fünf Jahre später hat Euler seine Gravitationstheorie erneut formuliert, und zwar im 19. Kapitel der um 1755 entstandenen *Anleitung zur Natur-Lehre*,¹⁴ das die Überschrift trägt »Von der Schwere und den Kräften, so auf die himmlischen Körper wirken«. Das meiste, was dort steht, hat er einfach aus der Schrift von 1743 übersetzt; auch die Abbildungen hat er nahezu unverändert übernommen. Er räumt jetzt jedoch unumwunden ein, wo die Grenzen seiner Theorie liegen. Er kann keine Erklärung dafür geben, wie das Druckgefälle im Äther zustande kommt, und stellt fest, dass wir »kaum hoffen können, jemals

¹⁴ Euler, *Anleitung zur Natur-Lehre* (Fn. 10).

die wahre Ursache dieser Verminderung der elastischen Kraft des Aethers zu ergründen«. ¹⁵ Trotzdem kann er sich mit dieser fragwürdigen Grundlage seiner Theorie »leichter begnügen, als wenn man blosserdings vorgiebt, alle Körper seien von Natur mit einer Kraft begabt einander anzuziehen«. ¹⁶ Die *Anleitung zur Natur-Lehre* hat Euler nie veröffentlicht; sie wurde erst 1862 von seinen Urenkeln Paul Heinrich und Nikolaus Fuss aus dem Nachlass herausgegeben.

Öffentlich hat sich Euler nach der Gravitationsschrift von 1743 erst über 20 Jahre später, nämlich 1768, erneut zur Gravitationstheorie geäußert, und zwar in den *Briefen an eine deutsche Prinzessin*. ¹⁷ Auch dieses Werk ist zunächst anonym erschienen, aber es war von Anfang an allgemein bekannt, wer der Verfasser war. ¹⁸

Euler wiederholt hier seine Ausfälle gegen die »Englischen Philosophen«, die behaupten, dass es »eine wesentliche Eigenschaft aller Körper sey, sich wechselseitig anzuziehen; und daß alle Körper gleichsam eine gewisse natürliche Neigung gegen einander haben, kraft welcher sie sich bemühen einander näher zu kommen, so als wenn sie eine Empfindung oder Begierde hätten«, ¹⁹ und er denkt sich weitere Beispiele aus, um die Absurdität einer solchen Annahme zu verdeutlichen. Dazu sei noch ein Beispiel gegeben:

Newton war sehr für die Meynung der Attraction, und heut zu Tage sind alle Engländer eifrige Attractionisten, ob sie gleich zugestehen, daß es weder Seile noch andere zum Ziehen dienliche Maschinen gebe, durch welche die Erde die Körper an sich ziehen könne [...]. Wenn man einen Wagen den Pferden folgen sähe, ohne daß sie angespannt wären, und man sähe weder Seile noch irgend etwas, wodurch zwischen dem Wagen und den Pferden eine Verbindung gemacht würde: so würde man weit eher glauben, der Wagen würde von irgend einer Kraft, gesetzt daß man sie auch nicht gewahr würde, fortgestoßen, es müßte denn ein Spiel der Zauberey seyn. Unterdessen verlassen doch die Engländer ihre Meynung nicht. ²⁰

Nach solchen Ausfällen gegen die Anhänger Newtons, deren Wissenschaft für ihn nichts anderes ist als Zauberei, wäre zu erwarten, dass er jetzt seine eigene Gravitationstheorie vorstellt. Er begnügt sich jedoch mit der Feststellung, dass man die Attraktion als eine okkulte Qualität aus der Physik verbannen muss, sagt aber kein Wort über die Druckdifferenzen im Äther, aus denen sich das

¹⁵ Ebd., S. 547.

¹⁶ Ebd.

¹⁷ Euler, Briefe an eine deutsche Prinzessin (Fn. 4).

¹⁸ Eneström, Verzeichnis der Schriften (Fn. 3), S. 80.

¹⁹ Euler, Briefe an eine deutsche Prinzessin (Fn. 4), Brief 68, S. 228.

²⁰ Ebd., Brief 54, S. 187.

Gravitationsgesetz angeblich ableiten lässt. Er beschränkt sich auf die Feststellung:

So scheint es vernünftiger zu seyn, der Wirkung des Aethers die gegenseitige Anziehung der Körper zuzuschreiben, wenn man auch die Art dieser Wirkung nicht einsieht, als zu einer ganz unverständlichen Eigenschaft seine Zuflucht zu nehmen.²¹

Woher kommt diese unerwartete Bescheidenheit? Die Antwort auf diese Frage finden wir in Eulers Briefwechsel, und wir haben hier ein eindrucksvolles Beispiel dafür, welche Informationen wir unveröffentlichten Korrespondenzen entnehmen können und dass es sinnvoll ist, solche Korrespondenzen herauszugeben.

Wir kommen damit zum dritten der im Titel genannten Gravitationstheoretiker, dem Genfer Physiker Georges-Louis Lesage (1724–1803). Lesage hatte in Basel und Paris Medizin studiert, durfte diesen Beruf aber in seiner Heimatstadt nicht ausüben, da er als Sohn eines aus Frankreich eingewanderten Hugenotten kein Genfer Bürgerrecht besaß. Um seinen Lebensunterhalt zu sichern, gab er Privatunterricht in Mathematik und Physik und war dabei sehr erfolgreich. Einige seiner Schüler haben später Karriere gemacht, so z. B. Christoph Friedrich von Pfleiderer (1736–1821), der Physikprofessor in Tübingen wurde, und Simon L'Huilier (1750–1840), der von 1795–1823 an der Genfer Akademie die Professur für Mathematik innehatte.

Von Lesage stammt eine Gravitationstheorie, die eine Alternative zu den verschiedenen Varianten der Descartes'schen Wirbeltheorie darstellt. Lesage erklärt die Schwerkraft nicht durch eine den Raum ausfüllende subtile Materie, sondern durch die schnelle Bewegung kleiner Teilchen im ansonsten leeren Raum. Er nimmt an, dass sich überall im Universum kleine, harte Partikel bewegen, und zwar mit großer Geschwindigkeit und aus allen Richtungen – wie eine Art Superneutrinos. Ein einzelner Körper aus »normaler« Materie wird von diesen Partikeln nicht beeinflusst, da sich deren Stoßwirkung im Mittel gegenseitig aufhebt. Bei Anwesenheit eines zweiten Körpers tritt jedoch eine scheinbare Anziehung auf, da infolge der wechselseitigen Abschirmung der Druck aus der Richtung, wo sich der andere Körper befindet, geringer ist. Das Entscheidende ist nun, dass es Lesage gelungen ist, die Parameter seines Systems – Größe, Masse, Dichte und Geschwindigkeit der Teilchen – so lange zu variieren, bis dabei die von Newton geforderte Attraktionskraft herauskam: eine Kraft, die proportional zu den Massen der Körper und umgekehrt proportional zu den Quadraten ihrer Abstände war. Ich erspare mir weitere Details und

21 Ebd., Brief 68, S. 230.

erwähne nur, dass er den Korpuskeln die 100.000-fache Lichtgeschwindigkeit zugeschrieben hat.²²

Diese Theorie war damals nicht so absurd, wie sie uns heute vielleicht vorkommt. Zu Lesages Bewunderern gehörten u. a. Georg Christoph Lichtenberg (1742–1799) und Friedrich Schelling (1775–1854). Dass Lesage von seinen Zeitgenossen respektiert und anerkannt wurde, zeigt sich auch daran, dass ihn die Londoner Royal Society, die Berliner und die Pariser Akademie der Wissenschaften zum auswärtigen Mitglied ernannt haben. 1770 wurde ihm in Anerkennung seiner Verdienste auch das Genfer Bürgerrecht verliehen, das er 20 Jahre vorher zur Ausübung seines Berufs dringend gebraucht hätte.

Lesage hat über viele Jahre hinweg seine Theorie nicht veröffentlicht; erst 1784 erschien ein kurzer Aufsatz in den Abhandlungen der Berliner Akademie der Wissenschaften. Stattdessen korrespondierte er mit allen Gelehrten, die er erreichen konnte, um sie mit geradezu missionarischem Eifer zu seiner Gravitationstheorie zu bekehren. Die Strategie, die er anwandte, um mit bekannten Wissenschaftlern ins Gespräch zu kommen, war immer dieselbe: Er schickte ihnen Kommentare zu ihren Arbeiten, die irgendwie mit dem Thema Gravitation zu tun hatten, kam, je nach Antwort, in den folgenden Briefen auf seine eigene Theorie zu sprechen und forderte diejenigen, die sich nicht überzeugen ließen, auf, Gegenargumente zu liefern.

Nach diesem Muster verfuhr er auch mit Euler, der so einer seiner Briefpartner bzw. eines seiner Opfer geworden ist. Dieser noch unveröffentlichte Briefwechsel, der in beide Richtungen erhalten ist, umfasst acht Briefe aus den Jahren 1761 bis 1768, ferner einen letzten Brief von Lesage von 1776.²³

In einem der Briefe, dessen Entwurf 13 engzeilig beschriebene Seiten umfasst, gibt Lesage nicht nur einen Überblick über seine eigene Theorie, sondern kritisiert auch die Gravitationstheorie Eulers, wobei er sich auf »eine anonyme Schrift in Band 7 der Berliner *Miscellanea*« (»un Memoire anonyme imprimé dans le VII^{me} Tome des *Melanges de Berlin*«) bezieht – also genau jene Abhandlung, die ich oben erwähnt habe. Euler antwortete auf diesen am 9. August 1765 abgeschickten Brief ungewöhnlich schnell, wenn man die Laufzeit eines Briefes von Genf nach Berlin berücksichtigt. Seine Antwort ist vom 8. September desselben Jahres, und sie ist die eindeutige Bestätigung dafür, dass Euler der Verfasser jener anonymen Gravitationsschrift ist. Woher hat Lesage das gewusst?

22 Jutta Berger, »Zur Geschichte des Äthers im 18. Jahrhundert. George-Louis Lesages System der *corpuscules ultramondains*«, in *Gesnerus* 62 (2005), S. 186–217, hier S. 207.

23 Eulers Briefe an Lesage und die Entwürfe der Briefe von Lesage an Euler befinden sich in der Handschriftenabteilung der Genfer Universitätsbibliothek. Sie werden veröffentlicht in Leonhard Euler, *Opera omnia*, Series IVA, Bd. 7, Basel 2017.

Um seiner Gravitationstheorie Anerkennung zu verschaffen, bemühte sich Lesage um den Nachweis, dass alle anderen Gravitationstheorien falsch waren. Zu diesem Zweck hat er über viele Jahre an einer *Kritischen Geschichte der Schwerkraft* gearbeitet und die gesamte Fachliteratur seiner Zeit nach einschlägigen Veröffentlichungen durchsucht, wozu auch Arbeiten über andere scheinbare Fernkräfte wie Elektrizität und Magnetismus gehörten.

Bei diesen Literaturstudien stieß Lesage auf eine Preisschrift über den Magnetismus, die Euler 1744 der Pariser Akademie vorgelegt hatte.²⁴ Darin kommt auch die Gravitation zur Sprache; Euler behauptet nämlich, mit seiner Magnetismustheorie lasse sich auch die Schwerkraft erklären, und nicht nur die Argumentation, sondern auch die Formeln und Gleichungen sind nahezu identisch mit dem, was in der ein Jahr zuvor erschienenen anonymen Gravitationsschrift steht.

Mit welchen Argumenten ist es Lesage gelungen, Eulers Gravitationstheorie zu widerlegen? Euler hatte die Lichtausbreitung und die Gravitation auf denselben Äther zurückgeführt, und Lesage konnte zeigen, dass das zu einem Widerspruch führt. Der Einwand ergab sich aus dem Vergleich der Gravitationsschrift von 1743 mit zwei Veröffentlichungen Eulers aus dem Jahre 1746, in denen ebenfalls der Äther vorkommt. Die eine ist die »Nova theoria lucis et colorum«,²⁵ in der der Äther als Medium der Lichtausbreitung dient; die andere ist eine Abhandlung über die Bewegung der Planeten,²⁶ in der Euler nachweist, dass sein Lichtäther die Planeten, die sich darin bewegen, nicht merklich abbremsst.

Bei der Lektüre dieser Schriften ist Lesage auf einen Widerspruch zu der in »De causa gravitatis« dargestellten Gravitationstheorie gestoßen, den er Euler mit sichtlichem Vergnügen unterbreitet: Die Dichte eines Äthers, der sowohl die Lichtausbreitung als auch die Gravitation bewirkt, müsste 160 mal größer sein als die Dichte der Luft. Das aber, so Lesage, ist ein eklatanter Widerspruch zu der unbestreitbaren Tatsache, dass die Planeten bei ihrer Bewegung im Äther nicht merklich abgebremst werden.

Euler sah seinen Irrtum sofort ein. Der entscheidende Satz seiner Antwort lautet: »Sie haben mit soliden Argumenten die Erklärung der Schwerkraft widerlegt, die ich ehemals gewagt habe«,²⁷ und weiter schreibt er: »Ich gebe zu,

24 Leonhard Euler, »Dissertatio de magnete«, in *Pièces qui ont remporté le prix de l'Académie royale des sciences en 1743 et 1746*, Paris 1748, S. 1–47.

25 Leonhard Euler, »Nova theoria lucis et colorum«, in ders., *Opuscula varii argumenti*, Berlin 1746, S. 169–244.

26 Leonhard Euler, »De relaxatione motus planetarum«, in ebd., S. 245–276.

27 »Vous avez solidement réfuté l'explication de la gravité, que j'avois hazardée autrefois.« Die Formulierung, es handle sich bei dieser Theorie um ein Wagnis, das lange

dass der Äther, in dem sich das Licht ausbreitet [...], absolut ungeeignet ist, um die Schwerkraft hervorzurufen.«²⁸

Sein Ziel, Euler zu seiner korpuskularen Gravitationstheorie zu bekehren, hat Lesage jedoch nicht erreicht. Als Ausweg aus dem Dilemma schlägt Euler vor, man müsse vielleicht noch einen zweiten Äther annehmen, gewissermaßen einen besonderen Gravitationsäther, der sich hinsichtlich seiner Dichte und seiner Elastizität zum Lichtäther ungefähr so verhalte wie dieser zur Luft. Von Lesages Gravitationskorpuskeln wollte er jedenfalls nichts wissen, und sein Brief schließt mit den Worten:

Sie werden entschuldigen, dass ich noch immer eine große Abneigung gegen Ihre ultramondänen Teilchen empfinde. Ich gebe lieber meine Unwissenheit über die Ursache der Schwerkraft zu, als dass ich auf so ausgefallene Hypothesen zurückgreife. Aber ich überlasse diese Freiheit gern anderen.²⁹

Werfen wir zum Schluss noch einen kurzen Blick auf die weitere Entwicklung der Physik. 1869, also zu einer Zeit, als die klassische Physik kurz vor ihrer Vollendung stand, hat Hermann von Helmholtz (1821–1894) das Ziel der Naturwissenschaft so definiert: »Endziel der Naturwissenschaften ist, die allen anderen Veränderungen zu Grunde liegenden Bewegungen und deren Triebkräfte zu finden, also sich in Mechanik aufzulösen.«³⁰ Für Helmholtz war die Natur immer dann verständlich geworden, wenn es gelungen war, die untersuchten Phänomene auf die Mechanik zurückzuführen, die für ihn so etwas wie eine Leitwissenschaft darstellte.

zurückliegt, könnte damit zusammenhängen, dass Euler hier Überlegungen aufgegriffen hat, die er schon 1727 in einer Disputation in Basel vorgetragen hatte. In seinem Tagebuch für 1727 findet sich der Eintrag »Den 17. Mertzen hielt ich meine Lection De causa Gravitatis«. Über den Inhalt dieser Disputation ist nichts bekannt. Gleb K. Mikhajlov, »Notizen über die unveröffentlichten Manuskripte von Leonhard Euler«, in Kurt Schröder (Hg.), *Sammelband der zu Ehren des 250. Geburtstages Leonhard Eulers der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin vorgelegten Abhandlungen*, Berlin 1959, S. 256–279, hier S. 275. Ich danke Martin Mattmüller (Basel) für diesen Hinweis.

28 »Je conviens donc que l'éther ou le milieu, dans lequel se fait la propagation de la lumiere [...], n'est pas absolument propre à produire la gravité.«

29 »Vous m'excuseres, Monsieur, que je sens encore une très grande repugnance pour Vos corpuscules ultramondains et j'aimerois toujours mieux d'avouer mon ignorance sur la cause de la gravité que de recourir à des hypotheses si etranges. Mais j'accorde très volontiers cette liberté à d'autres [...].«

30 Hermann von Helmholtz, »Über das Ziel und die Fortschritte der Naturwissenschaft. Eröffnungsrede für die Naturforscherversammlung zu Innsbruck 1869«, in Hermann von Helmholtz, *Vorträge und Reden*, Bd. 1, Braunschweig 1884, S. 335–363, hier S. 345.

Um die Vorrangstellung der Mechanik im Denken von Helmholtz und seinen Zeitgenossen zu verstehen, müssen wir bis ins frühe 17. Jahrhundert zurückgehen, als Galilei den berühmten Satz formuliert hat, das Buch der Natur sei in mathematischer Sprache geschrieben.³¹ Damit hatte Galilei ein Programm für die naturwissenschaftliche Forschung der kommenden Jahrhunderte vorgegeben: Um das Buch der Natur zu verstehen, musste man die mathematischen Gesetze finden, mit denen sich die Erscheinungen beschreiben lassen. Diejenige Wissenschaft, in der dieses Programm 200 Jahre später weitgehend abgeschlossen war, war aber zweifellos die Mechanik, und wenn die Vertreter der klassischen Physik auch solche Naturerscheinungen, die auf den ersten Blick mit Mechanik nichts zu tun hatten, gerade auf diese Wissenschaft zurückführen wollten, so war das nichts anderes als die Forderung nach einer vollständigen Mathematisierung der Natur.

Schon im 18. Jahrhundert waren die Physiker davon überzeugt, dass das von Galilei vorgegebene Ziel einer mathematischen Beschreibung der Naturwissenschaften nur auf dem von Helmholtz formulierten Weg erreicht werden konnte: Auch die nicht-mechanischen Naturerscheinungen mussten auf die Mechanik zurückgeführt werden. Erst wenn das gelungen sei, könne man sie mit den in der Mechanik bewährten mathematischen Methoden beschreiben. Man musste also für das Licht, die Farben, die elektrische und die magnetische Anziehung und Abstoßung und die Wärme mechanische Modelle entwickeln, und genau darum hat sich Euler intensiv bemüht. Das Bestreben, die Welt »*more mechanico*« zu verstehen, war – wie es David Speiser 1983 formuliert hat – »ein Hauptmotiv der Arbeit Eulers, das ihn während seines ganzen Lebens vorantrieb und seine rein mathematische Arbeit dauernd durchaus gleichwertig begleitete«.³²

Um dieses Ziel zu erreichen, musste Euler auf das von Descartes eingeführte hypothetische Medium zurückgreifen, das er wechselseitig als feine oder subtile Materie, subtile Himmelsluft oder Äther bezeichnete. Bei der Suche nach einer mechanischen Erklärung der Schwerkraft ist er damit gescheitert, aber das ändert nichts daran, dass er den Weg eingeschlagen hat, der etwa 100 Jahre nach seinem Tod zur Vollendung und zum Abschluss der klassischen Physik führen sollte.

31 Galileo Galilei, *Il saggiaiore, nel quale con bilancia esquisita e giusta si ponderano le cose contenute nella libra astronomica e filosofica di Lotario Sarsi Sigensano*, Rom 1623, S. 25.

32 David Speiser, »Eulers Schriften zur Optik, zur Elektrizität und zum Magnetismus«, in Leonhard Euler 1707–1783. *Beiträge zu Leben und Werk. Gedenkband des Kantons Basel-Stadt*, Basel 1983, S. 215–228, hier S. 215.

Auf diesem Weg wurde die Zahl der unwägbaren Substanzen, die man zur Mathematisierung nicht-mechanischer Phänomene benötigte, immer geringer. Die Thermodynamik und die Chemie kamen ohne den Wärmestoff aus; das magnetische Fluidum war mit der Entdeckung des Elektromagnetismus hinfällig geworden. Was blieb, war der Äther, der sich vor allem bei der Mathematisierung der Elektrodynamik und der damit eng verbundenen Optik als äußerst fruchtbares Konzept erwies und dessen Existenz noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts als ebenso gesichert galt wie die Existenz der Materie. Charakteristisch für diese Auffassung ist das folgende Zitat aus einem Lehrbuch der Physik von 1902. Der Verfasser war ordentlicher Professor an der kaiserlichen Universität zu St. Petersburg und damit in gewisser Weise ein Nachfolger Eulers.

In früherer Zeit nahm man die Existenz von sehr verschiedenen Agentien an: zwei elektrische, zwei magnetische, den Wärmestoff und das Agens, welches die Ursache der Lichterscheinungen bildet; dies entspricht der Annahme von sechs verschiedenen Hypothesen. Mit der Weiterentwicklung der Wissenschaft verminderte sich die Zahl der hypothetischen Materien und heutzutage haben wir statt jener sechs hypothetischen Materien nur eine einzige. Die Wahrscheinlichkeit der Hypothese von der Existenz dieses einen Agens grenzt außerordentlich nahe an Gewißheit.

Dieses Agens wollen wir den Äther nennen. Wir nehmen an, daß der Äther den Raum zwischen den Weltkörpern erfüllt, und daß es in den Teilen des Universums, welche unserer Beobachtung zugänglich sind, keinen Ort giebt, welcher den Äther nicht enthält.³³

Somit können wir feststellen, dass Euler trotz aller Irrtümer in den Details mit seinem Ätherkonzept ein Wegbereiter der klassischen Physik des 19. Jahrhunderts gewesen ist.

33 Orest D. Chwolson, *Lehrbuch der Physik*, Bd. 1, Braunschweig 1902, S.9.

Frank Schale und Sebastian Liebold

Intellectual History der Bundesrepublik

Ein Werkstattbericht

1. Einleitung

Anders als die Rede vom unideologischen Zeitalter der Nachkriegsgesellschaft, der »nivellierten Mittelstandsgesellschaft« (Helmut Schelsky), nahelegt, haben intellektuelle Debatten die Bundesrepublik seit ihrer Gründung – eigentlich bereits vor ihrer Gründung – ergriffen und zu ihrer politischen Kultur beigetragen. Obwohl das »Wirtschaftswunder« in der jungen Bundesrepublik vielen zu Wohlstand verhalf und eher das allgemeine – und kaum reflektierte, geschweige denn gelebte – Bekenntnis zu Rechtsstaat und Demokratie den öffentlichen Konsens gewährleistete, greift es zu kurz, die zeitgenössische Kritik am »motorisierten Biedermeier« (Erich Kästner) für bare Münze zu nehmen. Die in zahlreichen Feldern zur Geltung kommende verbreitete Sehnsucht nach Geborgenheit – sei es im Antikommunismus, in der Wiederentdeckung der sittlichen Dimension des »ewigen Naturrechts« bis hin zum Heimatfilm – wurde von Beginn an immer wieder durch politisch-intellektuelle Debatten gebrochen.¹ Schließlich ist auch der Kritiker eines restaurativen Zeitalters Teil desselben.

Die Gemengelage aus – oft halbherzig durchgeführter – Entnazifizierung, starr bewahrtm Konsens und dem Erwachen einer – sicherlich überschaubaren – Öffentlichkeit bis hin zu verschiedenen non-konformen Arten des Protests hat die politische Kultur dieser Periode maßgeblich geprägt.² Die amerikanischen Politikwissenschaftler Almond und Verba relativierten ihren berühmten Befund für die Bundesrepublik der 1950er Jahre (sie weise eine beachtliche Demokratieferne auf),³ mit der fast paradoxen Erkenntnis: Das Interesse an

1 Eberhard Rathgeb, *Die engagierte Nation. Deutsche Debatten 1945–2005*, München 2005.

2 Wolfgang Kraushaar, *Die Protest-Chronik 1949–1959. Eine illustrierte Geschichte von Bewegung, Widerstand und Utopie*, 4 Bde., Hamburg 1996.

3 Vgl. Gabriel A. Almond und Sydney Verba, *The Civic Culture. Political Attitudes and Democracy in Five Nations*, Princeton 1963.

Politik und die Informiertheit der Bürger an politischen und gesellschaftlichen Problemen war im Vergleich zu anderen westlichen Staaten hoch. Solche Ambivalenzen aus Restauration, Wiederaufbau und Transformation bundesdeutscher Gesellschaft lassen sich weniger an konkreten historischen Ereignissen denn an intellektuellen Debatten dokumentieren. Hier ist der Platz einer Intellectual History der Bundesrepublik: Sie bringt nicht nur die offiziöse Politik im Rahmen institutioneller Formen, sondern politische und gesellschaftliche Semantiken sowie deren Deutungskampf zur Sprache, an deren Ende dann auch konkrete politische Handlungen stehen können – erfolgreiche wie nicht erfolgreiche. Intellektuelle Diskurse sind Arenen der Selbstverständigung moderner Gesellschaften und dokumentieren deren politisch-kulturelle Kohärenz genau wie deren Transformation.

Bevor wir diese These am Beispiel des Nachkriegskonservatismus – einem ersten Ergebnis unseres Projektes – verdeutlichen wollen, werden wir kurz einige begriffliche Annäherungen an das theoretische Konzept der Intellectual History unternehmen und ausgewählte Dimensionen präsentieren. Schwerpunkt sind dabei die Biografie und das Verhältnis von Intellectual History und Wissenschaftsgeschichte.

2. Intellectual History der Bundesrepublik Deutschland

Eine übergreifende Intellectual History der Bundesrepublik ist ein Forschungsdesiderat. Selbstverständlich gibt es eine unübersehbare Literatur zur deutschen Geschichte im 20. Jahrhundert. Zwar dominieren politik-, sozial-, kulturgeschichtliche oder vergangenheitspolitische Perspektiven, jedoch: »Interessen (materielle und ideelle), nicht: Ideen, beherrschen unmittelbar das Handeln der Menschen. Aber: die ›Weltbilder‹, welche durch ›Ideen‹ geschaffen wurden, haben sehr oft als Weichensteller die Bahnen bestimmt, in denen die Dynamik der Interessen das Handeln fortbewegte.«⁴

Intellektuelle Debatten haben nicht nur politische Entwicklungen vorweggenommen – man denke an den linken Theoriehunger der 1960er und 1970er Jahre⁵ oder die konservative Sorge um die Unregierbarkeit als Vorboten der christdemokratisch-liberalen Koalition der 1980er Jahre.⁶ Zudem haben theo-

4 Max Weber, *Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie*, Bd. 1, 8. Aufl., Tübingen 1986, S. 252.

5 Philipp Felsch, *Der lange Sommer der Theorie. Geschichte einer Revolte. 1960–1990*, München 2015.

6 Jens Hacke, »Der Staat in Gefahr. Die Bundesrepublik der 1970er Jahre zwischen Le-

retische Argumente und philosophische Denkfiguren maßgeblich zur politisch-legitimierenden Selbstverständigung der Bundesrepublik beigetragen.

The tremendous prestige of intellectual history, at least in the sense of recovering ›classic‹ wisdom, from the immediate postwar years until approximately 1960, was based on a number of factors: the Cold War that was in part a battle of ideas; the prominence of émigré/survivor proponents of totalitarianism theory – Hannah Arendt, Karl Popper, Jacob Talmon, Sigmund Neumann, and Carl Joachim Friedrich; the establishment of political science as an explicitly democratic discipline with the task of re-educating West German elites (this was before the age of the mass university); and the search for the intellectual origins of Nazism. Neo-Aristotelianism, in particular, represented by figures like Sternberger and the young Wilhelm Hennis, could reconnect Germany to wider European intellectual and political traditions.⁷

Solche Phänomene fingen – mit theoretischem Aufwand – kleinteiligere Studien ein, die sich einer historischen Kontextualisierung des politischen Denkens in der Bundesrepublik verschrieben. Eine Gesamtschau, die vielfältige Forschungsstränge bündelt und kanalisiert, steht indes aus und dürfte angesichts der Vielgestaltigkeit des Materials nur in einem größeren Forschungsprojekt zu bewerkstelligen sein.

Methodisches Zentrum einer Intellectual History ist das Verhältnis von Text und Kontext, in dessen Zentrum der Autor steht.⁸ Dabei kann ihr Gegenstand weder die wiederkehrende Rekonstruktion der »Great Chain of Being« (Arthur O. Lovejoy) noch die dialektische Genese dessen sein, was Hegel einst Geist nannte. Intellectual History ist eben keine Geschichte absoluter

gitimationskrise und Unregierbarkeit«, in ders. und Dominik Geppert (Hg.), *Streit um den Staat. Intellektuelle Debatten in der Bundesrepublik 1960–1980*, Göttingen 2008; S. 188–206; Armin Schäfer, »Krisentheorien der Demokratie. Unregierbarkeit, Spätkapitalismus und Postdemokratie«, in *Der moderne Staat – Zeitschrift für Public Policy, Recht und Management* 2/1 (2009), S. 159–183.

7 A. Dirk Moses, »Forum: Intellectual History in and of the Federal Republic of Germany«, in *Modern Intellectual History* 9/3 (2012), S. 625–639, hier S. 628.

8 Vgl. Axel Schildt, »Überlegungen zur Historisierung der Bundesrepublik«, in ders., *Annäherungen an die Westdeutschen. Sozial- und kulturgeschichtliche Perspektiven auf die Bundesrepublik*, Göttingen 2011, S. 11–30; A. Dirk Moses, »Forum: The Intellectual History of the Federal Republic«, in *German History* 27/2 (2009), S. 244–258; Martin Conway, »Democracy in Postwar Western Europe: The Triumph of a Political Model«, in *European History Quarterly* 32/1 (2002), S. 59–84; Dominik Geppert und Jens Hacke (Hg.), *Intellektuelle Debatten in der Bundesrepublik 1960–1980*, Göttingen 2008; Anselm Doering-Manteuffel und Lutz Raphael, *Nach dem Boom. Perspektiven auf die Zeitgeschichte seit 1970*, Göttingen 2008.

Ideen.⁹ Uns interessieren vielmehr disparate Denk- wie Rollenmuster, intellektuelle Produzenten, Streiter und Diskurse sowie ihre Kommunikations- oder Generationsnetze.¹⁰ Intellectual History erscheint so als »understanding of those ideas, thoughts, arguments, beliefs, assumptions, attitudes and preoccupations that together made up the intellectual or reflective life of previous societies«.¹¹ Daher fragt sie nach den Wechselbeziehungen zwischen verschiedenen Wissensformen und nach den Wechselwirkungen mit sozialen, politischen, ökonomischen und kulturellen Praktiken. Hier knüpft die Intellectual History an den *linguistic turn* an, indem sie in jeder sprachlichen Äußerung stets ein strategisches, diskursives Mittel erkennt. Daher erschließt sich der Sinn einer intellektuellen Aussage erst durch die Kenntnis der jeweiligen sozialen Reaktion.¹² Intellectual History rekurriert auf ideen-, kunst-, literatur-, philosophie-, wissenschafts-, politik-, wirtschafts-, medien- und sozialgeschichtliche Ansätze und ermöglicht aufgrund dieser Interdisziplinarität eine umfassende Heuristik intellektueller Prozesse. Wesentliche Akteure, Agenten kultureller, politischer und wissenschaftlicher Transitionsprozesse, sind Intellektuelle.¹³

Dennoch wiegen die methodischen Wegsteine einer Intellectual History schwer: Sie liegen auf dem Spannungsfeld von Normativität und Faktizität. Aus politikwissenschaftlicher Perspektive reagiert die Intellectual History auf eine Entwicklung innerhalb des Teilbereichs »Politische Theorie und Politische Ideengeschichte«, wo in den letzten Jahren ideenhistorische zugunsten normativ-theoretischer Fragen beiseitegeschoben wurden. Die gewonnene Komplexität politiktheoretischer Argumentationen wurde indes damit erkaufte, dass es der Subdisziplin »immer weniger gelingt, ihre Rolle und Funktion im Rahmen

9 Aus diesem Grund wird häufig auf den angelsächsischen Begriff Intellectual History zurückgegriffen, weil ihr Gegenstand nicht »Ideen«, sondern intellektuelle Positionen und Kontroversen sind.

10 Einen Überblick bietet Barbara Stollberg-Rilinger (Hg.), *Ideengeschichte. Basistexte*, Stuttgart 2010; zudem: Martin Mulrow und Andreas Mahler (Hg.), *Texte zur Theorie der Ideengeschichte*, Stuttgart 2014.

11 Stefan Collini, »What is Intellectual History?«, in *History Today* 35 (1985), S. 46–54, hier S. 46; auch: Moses, *Forum* (Fn. 7), S. 635 f.

12 Vgl. Quentin Skinner, »Meaning and Understanding in the History of Ideas«, in *History and Theory* 8/1 (1969), S. 3–53.

13 Alexander Gallus, »Intellectual History« mit Intellektuellen und ohne sie. Facetten neuerer geistesgeschichtlicher Forschung«, in *Historische Zeitschrift* 288 (2009), S. 139–150; Harald Bluhm und Walter Reese-Schäfer (Hg.), *Die Intellektuellen und der Weltlauf. Schöpfer und Missionare politischer Ideen in den USA, Asien und Europa nach 1945*, Baden-Baden 2006; Ingrid Gilcher-Holtey (Hg.), *Zwischen den Fronten. Positionskämpfe europäischer Intellektueller im 20. Jahrhundert*, Berlin 2006.

des gesamten Faches so deutlich und überzeugend zu konturieren«. ¹⁴ Obwohl in den letzten Jahren ein wachsendes Interesse an ideengeschichtlichen Methoden zu verzeichnen ist, dürfte es nicht aus den Reihen der Politik- sondern aus der Geschichtswissenschaft kommen. Zugleich hat der von dieser und von wissenssoziologischer Seite erhobene Vorwurf, ein zu idealistisches Konzept zu vertreten, dazu geführt, den Text zugunsten des jeweiligen Kontextes fast vollständig zurücktreten zu lassen oder den Status verschiedener Wissensformen zu negieren. Diese Tendenz, wie sie nicht zuletzt durch eine »Archäologie des Wissens« (Michel Foucault) befördert wurde, kumuliert in dem Vorwurf, Intellectual History löse tradierte Abgrenzungen bestimmter Gegenstände und Formen des Wissens zugunsten allgemeiner intellektueller Aussagen auf. Eine Entgegnung lautet: »Some intellectual historians seem so concerned with contextualizing philosophical ideas they miss important details in the ideas themselves.« ¹⁵ Das hier geforderte Wiederlesen theoretischer Texte ermöglicht es auch, die Intellectual History für aktuelle Debatten nutzbar zu machen: In den intellektuellen Texten und Debatten werden nicht nur entscheidende Weichenstellungen moderner Gesellschaften – konkret: der Bundesrepublik – vorweggenommen, sondern auch Alternativen und Defizite jenseits einer erfolgreich durchgesetzten Politik diskutiert, die im argumentativen Archiv lagern und nur darauf warten, als ideenpolitisches Arsenal im »Deutungskampf der Gegenwart« ¹⁶ Verwendung zu finden. Diese »Ideenpolitik« zeigt: Der Gebrauch und Nicht-Gebrauch ist keineswegs bloße Folge von Ideen, sondern hängt von strategischen Entscheidungen, Akteurskonstellationen und nicht-intellektuellen Ressourcen ab.

Aus diesem Grund nimmt die Intellectual History nicht nur herausgehobene Exponenten in Politik, Wissenschaft und Kultur, sondern auch die »zweite« und »dritte Reihe« dahinter in den Blick. Dies gilt insbesondere für eine mediengeschichtliche Grundierung intellektuellen Wissens, um die »materielle« Seite einer Ideengeschichte genauer zu ergründen, denn Kontroversen werden nicht nur in Zeitschriften, in Büchern, im Fernsehen, im Radio oder im Internet ausgetragen, vielmehr wird deren Wirkkraft maßgeblich durch das jeweilige Medium selbst beeinflusst. Das Zeitalter der Wissensgesellschaft ist auch das der

14 Hubertus Buchstein und Dirk Jörke, »Die Umstrittenheit der Politischen Theorie. Stationen im Verhältnis von Politischer Theorie und Politikwissenschaft in der Bundesrepublik«, in: Gerhard Göhler und Hubertus Buchstein (Hg.), *Politische Theorie und Politikwissenschaft*, Wiesbaden 2007, S. 15–44.

15 Peter Gordon, »What is Intellectual History? A frankly partisan introduction to a frequently misunderstood field«, online unter: <http://sydney.edu.au/intellectual-history/documents/gordon-intellectual-history.pdf> (3.2.2016).

16 Marcus Llanque, *Politische Ideengeschichte. Ein Gewebe politischer Diskurse*, München 2008, S. 3.

Informationsgesellschaft. Methodologisch verlässt eine mediengeschichtliche Rekonstruktion im Rahmen einer Intellectual History am markantesten die gewohnten Bahnen der Ideengeschichte, denn hier kommt das zur Sprache, was in den Darstellungen zu den berühmten Texten von Großtheoretikern und namhaften Zeitdiagnostikern meist als bloßes Beiwerk abgetan wurde. Die Orientierung an mediengeschichtlichen Fragestellungen bedeutet nicht nur, nach den Folgen der veränderten technischen Möglichkeiten in der intellektuellen Auseinandersetzung zu fragen, sondern lässt auch eine bisher weitgehend unbeachtete Gruppe von Akteuren in den Mittelpunkt treten: Neben Zeitungsjournalisten, Redakteuren und Verlagsinhabern können dies auch Fotografen, Musiker, Regisseure, Radio- und Fernsehmacher bis hin zu Internetpionieren und Bloggern sein. Die damit einhergehende Verbreiterung des intellektuellen Feldes mag zwar von manchem als Gefahr und Reflexionsverlust verstanden werden.¹⁷ Jedoch darf ein solch kulturkritischer Blick nicht die Sicht auf den banalen Umstand verstellen, dass zahlreiche Intellektuelle durchaus den Weg in die jeweils neuen Medien suchten, denen sie theoretisch mehr als skeptisch begegneten. Es wäre eine eklatante Unterschätzung, intellektuelle Positionsbestimmungen und Auseinandersetzungen monomedial auf das gedruckte Wort zu begrenzen, wie etwa die kaum zu überschätzende Bedeutung solcher Fernsehformate wie »Zur Person«, »Zeugen des Jahrhunderts« oder »Das literarische Quartett« dokumentiert. Die damit in den Mittelpunkt tretenden Medienakteure erweisen sich nicht nur selbst als Sensorium bundesdeutscher Geschichte mit all ihren Konflikten und Ambivalenzen,¹⁸ sondern reflektieren auch die Bedeutung und Problemlagen einer Mediendemokratie.¹⁹ Gerade auf diesen Kontext will und kann eine Intellectual History nicht verzichten.

3. Dimensionen einer Intellectual History

Innerhalb einer an der Professur für Politische Theorie und Ideengeschichte der TU Chemnitz angesiedelten Projektgruppe²⁰ werden neben der Präzisierung des methodischen Konzepts und übergreifenden Überlegungen zwei Forschungs-

17 Jürgen Habermas, »Preisrede anlässlich der Verleihung des Bruno-Kreisky-Preises für das politische Buch 2005«, online: http://www.renner-institut.at/fileadmin/user_upload/downloads/kreisky_preis/habermas2006-03-09.pdf (3.2.2016).

18 Etwa: Lutz Hachmeister und Friedemann Siering, *Die Herren Journalisten. Die Elite der deutschen Presse nach 1945*, München 2002.

19 Thomas Meyer, *Mediokratie*, Frankfurt a. M. 2001.

20 Die konzeptionellen Grundlagen, auf die wir hier rekurren, finden sich bei Alexander Gallus, »Vier Möglichkeiten, die Intellectual History der Bundesrepublik zu ergrün-

ansätze verfolgt, die neue Untersuchungsbereiche eröffnen und so Lücken in der Forschungslandschaft schließen helfen. Diese Zugänge haben explorativen Charakter und erproben das methodische »Handwerkszeug« der Intellectual History anhand von Einzelperspektiven. Sie etablieren ihr strukturelles Profil zwischen Politikwissenschaft und Zeitgeschichte und stärken einerseits die fachliche Distinktion im Hinblick auf eine Gesamtdarstellung mit belastbaren Deutungsvorschlägen sowie transnationalen Erweiterungslinien. Zugleich zeigen sie (wegen der Empiriefrage weithin verschüttete) Gemeinsamkeiten auf, die sich in der Betrachtung intellektueller Akteure als Produzenten bestimmter Positionen manifestieren. Die Verflechtung der Einzelstudien unter dem Dach einer Intellectual History ist zudem selbst Forschungsgegenstand, dessen Potential als große Erzählung oder paradigmatische Klammer erst abgemessen werden muss.

3.1 Eine intellektuelle Biografie von Arnold Bergstraesser

Der Einfluss der Intellektuellen im 20. Jahrhundert gilt als unbestritten; Gründe sowohl für den »Niedergang der deutschen Mandarine« (Fritz Ringer), den Aufstieg technokratischer Experten, als auch das – zeitweilige? – Aufkommen universeller Intellektueller sind Legion. Einzelne Lebenswege (oder parallele Lebensstationen) im Zeitalter der Ideologien nachzuzeichnen, persönliche mit weltgeschichtlichen Konflikten zu vergleichen sowie zeithistorische Brüche und alltagsweltliche Erfahrungen zu verbinden, verleiht Zäsuren und Kontinuitäten ein Gesicht.²¹ Der Intellektuelle als Sozialfigur bildet die veränderliche politische Öffentlichkeit ab, da sich intellektuelle Positionskämpfe bei Entstehung moderner Massenmedien in neuen »Gräben« abspielten.²² Die Biografieforschung nutzt dazu sozial- wie begriffsgeschichtliche, struktur- und politikhistorische Ansätze.

Die Erforschung von Biografien²³ ist ein wesentliches Element, um Ereignisgeschichte zu verstehen. Wenn der Austausch des Intellektuellen mit seiner

den – Überlegungen zur Erschließung eines Forschungsfelds«, in Frank Bajohr u. a. (Hg.), *Mehr als eine Erzählung. Zeitgeschichtliche Perspektiven auf die Geschichte der Bundesrepublik*, Göttingen 2016, S. 287–300. Zudem bedanken wir uns für Anregungen und Hinweise bei Patrick Keller, Ann Andrea Petzel und Ellen Thümmeler.

21 Zur »Renaissance« von Biografien in der zeitgeschichtlichen Forschung vgl. Alexander Gallus, Art. »Politikwissenschaft (und Zeitgeschichte)«, in Christian Klein (Hg.), *Handbuch Biographik. Methoden, Traditionen, Theorien*, Stuttgart/Weimar 2009, S. 382–387.

22 Vgl. Gangolf Hübinger, *Gelehrte, Politik und Öffentlichkeit. Eine Intellektuellengeschichte*, Göttingen 2006.

23 Auch im Sinne von Biografien als einem Narrativ vgl. Thomas Etzemüller, *Biographien. Lesen – Erforschen – Erzählen*, Frankfurt a. M. 2012.

Umwelt ins Zentrum gelangt, wird deutlich, dass der Intellektuelle nicht nur als Akteur über seine Profession hinauswirkt, sondern je nach öffentlicher Rezeption mannigfache Rollen einnimmt: Prägt die Sicht auf ihn das öffentliche Wirken, das – akademische, literarische oder publizistische – Werk und damit sein Status als »Gelehrter«, die Verbindung mit einem »spezifischen« Gegenstand, mit dem er nach außen hin auftritt? Lässt sich dies an Interaktionen mit Politik, Staat und Gesellschaft ablesen? Wir wollen kommunikative Strategien einer sozialen Figur nachvollziehen.²⁴

Intellektuellenforschung kann nie hagiografisch angelegt sein: In der Ideengeschichte der Gegenwart nehmen die Systemvoraussetzungen intellektuellen Wirkens und das Mitdenken der Systembrüche viel Platz ein. Man spricht von der »verpassten Chance« (Ralf Dahrendorf) der Intellektuellen in Deutschland, öffentlich Kritik zu üben. Dieses Spannungsfeld zwischen intellektuellem Denken und einer ihn umgebenden politischen (Un-)Ordnung – ein Chemnitzer Forschungsschwerpunkt – provozierte Studien zu intellektuellen Figuren zwischen Weimar, Exil und Bundesrepublik,²⁵ grundiert in der politischen Kultur- und Emigrationsforschung.²⁶ Intellektuelle sind stets auch internationale Akteure, Grenzgänger und Mittler.²⁷ Politiktheoretische, ökonomische und literarische Wegbereiter der Bundesrepublik wären – aus dem individuel-

24 Vgl. Gangolf Hübinger und Thomas Hertfelder (Hg.), *Kritik und Mandat. Intellektuelle in der deutschen Politik*, Stuttgart 2000.

25 Etwa: Alexander Gallus, *Heimat »Weltbühne«*. Eine Intellektuellengeschichte im 20. Jahrhundert, Göttingen 2012; Alfons Söllner, *Fluchtpunkte. Studien zur politischen Ideengeschichte des 20. Jahrhunderts*, Baden-Baden 2006; Frank Schale, *Zwischen Engagement und Skepsis. Eine Studie zu den Schriften von Otto Kirchheimer*, Baden-Baden 2006; Ellen Thümmel, *Katholischer Publizist und amerikanischer Politikwissenschaftler. Eine intellektuelle Biographie Waldemar Gurians*, Baden-Baden 2011; Sebastian Liebold, *Kollaboration des Geistes. Deutsche und französische Rechtsintellektuelle 1933–1945*, Berlin 2012; Michael Vollmer, *Die Macht der Bilder. Thomas Mann und der Erste Weltkrieg*, Berlin 2014.

26 Vgl. Manfred Gangl und Gérard Raulet (Hg.), *Intellektuellendiskurse in der Weimarer Republik. Zur politischen Kultur einer Gemengelage*, 2. Aufl., Frankfurt a.M. 2007; Alfons Söllner, *Deutsche Politikwissenschaftler in der Emigration. Studien zu ihrer Akkulturation und Wirkungsgeschichte*, Opladen 1996.

27 Arnd Bauerkämper, Konrad H. Jarausch und Marcus M. Payk (Hg.), *Demokratiewunder. Transatlantische Mittler und die kulturelle Öffnung Westdeutschlands 1945–1970*, Göttingen 2005; Monika Boll und Raphael Gross (Hg.), *»Ich staune, dass Sie in dieser Luft atmen können«*. Jüdische Intellektuelle in Deutschland nach 1945, Frankfurt a.M. 2013; Mark Häberlein, »Kulturelle Vermittler in der atlantischen Welt der frühen Neuzeit«, in ders. und Alexander Keese (Hg.), *Sprachgrenzen – Sprachkontakte – kulturelle Vermittler: Kommunikation zwischen Europäern und Außereuropäern (16.–20. Jahrhundert)*, Stuttgart 2010, S. 177–201.

len Gedächtnis verschwindend – biografisch stärker zu würdigen; man denke an Dolf Sternberger (1907–1989), Alexander Rüstow (1885–1963) oder Hilde Domin (1909–2006). Dies tritt dem Trend einer »entpersonalisierten« Intellectual History entgegen, die Konturen durch das Aufzeigen von Denkwegen und ihrer Wirkung gewinnt.²⁸

Im Mittelpunkt der im Projekt durchgeführten biografischen Studie steht der Typus eines Intellektuellen im 20. Jahrhundert, dessen Wirken die politikwissenschaftliche »Freiburger Schule« hervorbrachte, ohne dass seine Werke die Zeit überdauert hätten – stattdessen zählt die stete wie voraussetzungslose Frage nach dem Verhältnis des Menschen zur sozialen Welt wohl zu den Gründen seiner Aktualität. Wäre Arnold Bergstraesser (1896–1964) in gegenwärtigen Debatten stärker präsent, hieße die Summe aus Gesinnung und Bildung wahrscheinlich nicht Humanismus. Doch die geistigen Tongeber der »Bonner« Nachkriegsdemokratie, die nicht »Mitläufer« oder gar Täter waren, in der Mehrheit »innere«, in der Minderheit äußere Emigranten, fahndeten – im Streit um »das Verhältnis von Pluralismus und Gemeinwohl«²⁹ vereint – nach einer Integrationsidee für die Gesellschaft, die Ideologien mit Absolutheitsanspruch satt hatte und hungrig nach einem Neuanfang war. Bergstraessers Existenzialismus kann als Form des Humanismus jener Zeit gelten, die verzweifelt »ältere« Wurzeln suchte – sei es bei Goethe, sei es bei den Pädagogen der Aufklärung oder bei den christlichen Denkern des Mittelalters. Eine Flucht vor »politischen« Themen mag ein Movens gewesen sein, Opportunismus ein weiteres. Dies gilt auch für die Kollegen Bergstraessers, die sich für die Einrichtung eines Lehrstuhls für Politikwissenschaft und Soziologie engagierten: Aus den Akten des Freiburger Universitätsarchivs³⁰ lässt sich belegen: Es sollte ein »Demokratie-Lehrer« berufen werden, der die deutsche Kulturgeschichte und die Herkunft der Deutschen ernstnahm, soll heißen: frühere Nationalsozialisten für die Idee der Bundesrepublik gewinnen konnte.

Arnold Bergstraesser brachte dazu die Autorität der USA-Erfahrung, geistige Offenheit und den Verkehr in den konservativen Netzwerken der Adenauer-Republik ebenso mit wie den Nimbus eines mit den Wassern der Weimarer Demokratiekämpfe gewaschenen Intellektuellen. Bergstraessers Schüler, später in gegensätzlichen politischen Lagern zu Hause, sind sich einig: Bei der Berufung

28 Vgl. Gallus, »Intellectual History« mit Intellektuellen und ohne sie (Fn. 13).

29 Arnd Bauerkämper, »Demokratie als Verheißung oder Gefahr? Deutsche Politikwissenschaftler und amerikanische Modelle 1945 bis zur Mitte der sechziger Jahre«, in ders. u. a. (Hg.), *Demokratiewunder* (Fn. 27), S. 253–280, hier S. 255.

30 Universitätsarchiv Freiburg im Breisgau, Bestände: B 3-337, B 24-231, B 24-239, B 110-313, B 204-102.

in Freiburg 1954 – dies konnte im Projektrahmen eruiert werden – spielten die Vorkriegswerke (insbesondere die in einem Rockefeller-Projekt in Heidelberg entstandene Habilitationsschrift über Frankreich³¹) keine Rolle. Bergstraessers Trumpf waren kleinere soziologische Schriften der Nachkriegszeit, die eine intime Kenntnis der neueren Entwicklungen in den USA verrieten und der Politik- als Demokratiewissenschaft die richtige Grundlage zu geben versprachen.³² Dazwischen lagen (damals kaum beachtete) Schriften und Heidelberger »Vorfälle« der Jahre 1932/34³³ sowie die Exilzeit, deren Charakter als »Black-box« – vermeintlich im doppelten Sinne – Subjekt konträrer Berichte ist.³⁴ Mithilfe eines werkbiografischen Gerüsts ergründet diese Studie, wie Bergstraesser als ein Weimarer Liberalkonservativer sich im amerikanischen Exil veränderte und welche Rolle ihm damit nach der Rückkehr zufiel. Wandelte sich seine Vorstellung vom Menschen in der sozialen Welt? Warum konnte er in der frühen Bundesrepublik eine gesellschaftliche Integrationsfunktion einnehmen? Welche Handlungsfelder nutzte er, in welchen Netzwerken agierte er? Die Hypothese, nach der sich der bei Alfred Weber (1868–1958) in Staatswissenschaften promovierte Gelehrte, 1932/33 Inhaber der Eberhard-Gothein-Stiftungsprofessur für Staatswissenschaften und Auslandskunde, auf der engeren fachlichen Ebene durch den Einfluss der stärker empirisch vorgehenden *political science* in Richtung einer – soziologisch grundierten – Politikwissenschaft bewegte, seine Ideen indes inhaltlich erstaunlich konstant blieben (Bildung als Voraussetzung einer unabhängigen Persönlichkeit, ein realistischer Blick auf das Machtgefüge in der Welt), erhärtet sich bei der Arbeit im Projekt.

31 Arnold Bergstraesser, *Staat und Wirtschaft Frankreichs*, Stuttgart 1930.

32 Neben verschiedenen (teils später gedruckten) Manuskripten vor allem Arnold Bergstraesser, »Deutschland und die amerikanische Soziologie«, in *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte* 1/3 (1953), S. 222–243.

33 Vgl. Günther C. Behrmann, »Deutsche Nachkriegspolitologen in der Nationalsozialistischen Diktatur: Arnold Bergstraesser«, in Hubertus Buchstein (Hg.), *Die Versprechen der Demokratie. 25. wissenschaftlicher Kongress der Deutschen Vereinigung für Politische Wissenschaft*, Baden-Baden 2013, S. 431–466. Äußerungen und Schriften Bergstraessers im Kontext der »nationalen Frage« der Jahre um 1933 sollen weitere Positionen kritisch einordnend zur Seite gestellt werden, etwa liberalkonservative wie von Ernst Robert Curtius (1886–1956), sozialistische wie von Hedwig Hintze (1884–1942), nationalistische wie von Friedrich Stieve (1884–1966) und – als Spiegelbild – ein französisches Werk mit hohen Auflagen von Pierre Viénot, *Ungewisses Deutschland. Zur Krise seiner bürgerlichen Kultur* (1931).

34 Claus-Dieter Krohn, »Der Fall Bergstraesser in Amerika«, in Thomas Koebner u. a. (Hg.), *Das jüdische Exil und andere Themen* (Exilforschung, Bd. 4), München 1986, S. 254–275; Sebastian Liebold, »Arnold Bergstraesser und Fritz Caspari in Amerika«, in Frank Schale u. a. (Hg.), *Intellektuelle Emigration. Zur Aktualität eines historischen Phänomens*, Wiesbaden 2012, S. 89–110.

Wie wirkte Bergstraesser in die Gesellschaft hinein? Das Projekt sucht nicht nur seinem Einfluss durch außeruniversitäres Management und Politikberatung nachzuspüren, sondern auch die Wirkung von »außen« auf ihn zu dokumentieren. Der »Freiburger« verkehrte in Bonner Regierungskreisen; sein Rat in den Beiräten »Innere Führung« (wie Ratschläge für General Hans Speidel, einem früheren Mitschüler) und für staatsbürgerliche Erziehung und Bildung war geschätzt. Die transatlantischen Beziehungen lagen ihm am Herzen: als Präsident der »Atlantik-Brücke«, Vorstandsmitglied der Deutschen Gesellschaft für Amerikastudien und als Direktor des Forschungsinstituts der Deutschen Gesellschaft für Auswärtige Politik (1955–1959).³⁵ 1960–1964 war er Vorsitzender der Deutschen UNESCO-Kommission. Die Gründung der Stiftung Wissenschaft und Politik geht auf ihn zurück. Er gehörte zu den Gründungsmitgliedern und über Jahre zum Vorstand der Deutschen Vereinigung für Politikwissenschaft sowie zum Vorstand der Deutschen Gesellschaft für Soziologie. Enge Kontakte hielt er zur Thyssen-Stiftung und zum Stifterverband für die deutsche Wissenschaft.³⁶ Allein diese Aufzählung macht deutlich, dass er, durch das Exil bedingt, eher durch (möglichst stabile) Institutionen wirken wollte als durch Publikationen³⁷ oder stringente Lehrveranstaltungen.

Im Vergleich mit anderen Intellektuellen der Nachkriegszeit erwies er sich als »modern«, da er sofort nach der Rückkehr Kontakt zum Rundfunk aufnahm (bzw. eingeladen wurde) und Kollegreden übernahm wie »Das Ost-West-Verhältnis und die Stellung Deutschlands« (1958) oder »Die Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich in der weltpolitischen Lage der Gegenwart« (1961). Ohne dass er als »moderner« Kopf wahrgenommen worden wäre, nutzte er das Radio, um sich als politischer Intellektueller öffentlich Geltung zu verschaffen. Daneben belegt der Nachlass dutzende Manuskripte von Festreden. Den Bildungsgedanken festigte er als unermüdlicher Initiator von politischen Bildungshäusern – etwa der Politischen Akademie in Tutzing, der Politischen Akademie in Eichholz (Nukleus der Konrad-Adenauer-Stiftung) oder des Studienhauses Wiesneck in Buchenbach bei Freiburg,³⁸ wo die von ihm (mit-)geleitete Arbeitsgemeinschaft »Der Bürger im Staat« oft tagte. Die Etablierung

35 Dabei entstanden u. a. die Jahrbücher *Die internationale Politik*, hg. von Wilhelm Cornides und Arnold Bergstraesser, München 1958 bzw. 1961.

36 Arnold Bergstraesser, *Die Anforderungen der Weltlage an die wissenschaftliche Politik in der Bundesrepublik*, Essen-Bredeney 1959.

37 Er fungierte als Herausgeber der *Freiburger Studien zur Politik und Soziologie* (von 1958 an), von zwei Schriftenreihen zu Politik und Soziologie; zudem war er Mitherausgeber mehrerer Zeitschriften.

38 Vgl. Ulrich Eith u. a. (Hg.), *50 Jahre Studienhaus Wiesneck – 50 Jahre Jugend- und Multiplikatorenbildung*, Buchenbach 2012.

und Ausgestaltung des Faches Gemeinschaftskunde in Baden-Württemberg geht auf Theodor Eschenburg (1904–1999) und ihn zurück; beide überwandten dazu erhebliche Widerstände in Politik und Gesellschaft.³⁹ Bergstraesser hielt Vorträge zur Arbeit der Volkshochschulen und zur Erwachsenenbildung,⁴⁰ daneben zu Schriftstellern und Philosophen des 19. Jahrhunderts, die er bereits in Vorlesungen in Amerika behandelt hatte, wie etwa 1954 zu Schelling.⁴¹ Gehör fand, wie er über die Ausgestaltung und Deutung des menschlichen Zusammenlebens in Vergangenheit und Gegenwart sprach.

Was lässt sich resümierend über diesen Intellektuellen sagen? Arnold Bergstraesser war ein charismatischer Lehrer der Politikwissenschaft, der – vor allem nach dem Exil – eher durch seine Reden als durch Schriften gewirkt hat; dies begann in der Jugendbewegung. Er hat sich mit Grundlagen der Politikwissenschaft befasst: mit der politischen Bildung, immer wieder mit internationaler Verständigung, zudem mit dem kulturellen und literarischen Erbe. Institutionen und konkrete Politikfelder waren für ihn eher flankierendes Beiwerk, obgleich die Habilitationsschrift und das Frankreichbuch von 1930 die nationalökonomischen und kultursoziologischen Prinzipien Alfred Webers detailreich deklinierten. Sein methodisch kaum definierter Ansatz ist zwischen Kultursoziologie und Politikwissenschaft zu suchen.⁴² Hervorgetreten weder durch ein Lehrbuch noch durch ausgefeilte theoretische Konzepte für das Fach (von kleineren programmatischen Beiträgen abgesehen⁴³), gründete er die – bisher – erfolgreichste Schule der deutschen Politikwissenschaft.

39 Ausführlich dazu Joachim Detjen, »Die Politikwissenschaft als Geburtshelferin der politischen Bildung. Arnold Bergstraessers Beitrag zur Etablierung des Unterrichtsfaches Gemeinschaftskunde und Politik in Baden-Württemberg«, in Thomas Goll u.a. (Hg.), *Staat und Politik. Festschrift für Paul Weihnacht zum 65. Geburtstag*, Baden-Baden 2003, S. 268–296.

40 Arnold Bergstraesser, Christian Caselmann und Heinrich Weinstock, *Es geht um den Menschen. Wege und Ziele der Erwachsenenbildung in unserer Zeit*, Ravensburg 1957.

41 Arnold Bergstraesser, »Nachwort«, in Friedrich Wilhelm Joseph Schelling, *Über das Verhältnis der bildenden Künste zu der Natur* [1807], Marbach 1954.

42 Vgl. Sebastian Liebold, »Das politische Bild vom *citoyen*. Arnold Bergstraessers Staat und Wirtschaft Frankreichs zwischen Kultursoziologie und Politikwissenschaft«, in Manfred Gangl (Hg.), *Das Politische. Zur Entstehung der Politikwissenschaft während der Weimarer Republik*, Frankfurt a. M. 2008, S. 311–338.

43 Etwa: »Wissenschaftliche Politik in unserer Zeit«, in *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte* 6 (1958), S. 219–230; ders., »Gedanken zu Verfahren und Aufgaben der kulturwissenschaftlichen Gegenwartsforschung«, in Gottfried-Karl Kindermann (Hg.), *Kulturen im Umbruch – Studien zur Entwicklungsländerforschung*, Freiburg i. Br. 1962, S. 401–422.

Er ist nicht ohne die (Selbst-)Täuschung von 1933 und nicht ohne die Emigration zu verstehen.⁴⁴ Mit seiner Fähigkeit, nicht nur schnell Freunde zu gewinnen, sondern auch anhaltende Kooperationen zu schmieden, konnte Bergstraesser, stets ein Optimist, in Heidelberg, an den amerikanischen Hochschulen wie später in Freiburg reüssieren. Er verstand die Weimarer Jahre als Möglichkeit, einen Ausgleich mit Frankreich zu erreichen, er sah die Krisensituation 1932/33 als Chance, eine (damals breit geforderte) nationale Erneuerung vorzunehmen. Das Exil nutzte er, um Gemeinsamkeiten des westlichen Denkens herauszuarbeiten. Nach Gründung der Bundesrepublik fand er in der politischen Bildung ein Mittel, die Demokratie zu festigen und sich internationalen Problemen zu widmen (denen er indes Werte zugrunde legte, die heute als »eurozentrisch« gelten würden). Kein anderer Politikwissenschaftler in der Bundesrepublik vermochte es in so kurzer Zeit, eine Vielzahl von Institutionen zu gründen, die bis heute in die Gesellschaft wirken; freilich wandelte sich die inhaltliche Ausrichtung mit neuen Anforderungen, etwa die des Beirates »Innere Führung«. Wie Institutionen heute jenseits ihres Gründungsimpulses arbeiten, liegt im Lauf der Zeit begründet.

3.2 Intellectual History und Wissenschaftsgeschichte: Das Beispiel Politikwissenschaft

Wie dargestellt, muss, wer Intellectual History als spezifischen Zugang zur Ideengeschichte versteht, sich der »alten« Frage nach der Gewichtung von Text und Kontext stellen. Dabei dürfte es als ausgemacht gelten, dass gleichermaßen die Beschränkung auf hermeneutische Textexegese oder auf die wissenssoziologische Beschreibung der Bedingungen ebenjener Textproduktion eine unzulässige Verengung ideengeschichtlicher Fragestellungen bedeutet. Wenn nun die »Intellectual History« ihren analytischen Schwerpunkt auf die Bedingungen intellektuellen Wissens setzt, so muss sie sich dem Vorwurf stellen, einem »eclecticism or lack of philosophical rigor«⁴⁵ das Wort zu reden, wenn sie nicht erklärt, was eigentlich mit »intellectual« gemeint ist. So hat die Intellectual History zwar das heuristisch problematische Wort »Idee« verabschiedet – aber

44 Alfons Söllner, »Normative Verwestlichung. Der Einfluss der Remigranten auf die politische Kultur der frühen Bundesrepublik«, in Heinz Bude und Bernd Greiner (Hg.), *Westbindungen. Amerika in der Bundesrepublik*, Hamburg 1999, S. 72–92.

45 Peter E. Gordon, »What is Intellectual History? A frankly partisan introduction to a frequently misunderstood field«, online: <https://sydney.edu.au/intellectual-history/documents/gordon-intellectual-history.pdf> (3.2.2016).

das damit verbundene Problem, normative und metaphysische Begriffe in die Analyse einzuschleusen, wiederholt sich nun am Begriff des Intellektuellen. Das betrifft nicht nur solch pathetische Definitionen, die im Intellektuellen den freischwebenden Kritiker, das universale Gewissen oder gar den – mal parteigebundenen, mal autonomen – Revolutionär zu erkennen glaubten.⁴⁶ Selbst wenn Stefan Collini eher nüchtern definiert, dass Intellektuelle ein nicht-instrumentelles Ziel anstreben, indem sie »important and interesting things«⁴⁷ über allgemeine Angelegenheiten zur Sprache bringen und sich deshalb in der Sphäre der Öffentlichkeit bewegten, müsste definiert werden, was von allgemeinem Interesse ist, welches Handeln mehr als instrumentell sein soll und was die Öffentlichkeit (oder: veröffentlichte Meinung?) bewegt. Die Antworten implizieren nicht nur normative Erwägungen, sondern verdeutlichen, wo die Gefahren einer zu starken Orientierung am Kontext liegen: Weshalb einem Akteur oder Text Intellektualität zugesprochen wird, setzt das Wissen voraus, was intellektuell ist – oder eben nicht.

Dieses Eingrenzungsproblem stellt sich ebenfalls für eine Wissenschafts- oder besser: Disziplingeschichte. Auch hier lassen sich normative Fragen – nach Gegenstand und Ethos des wissenschaftlichen Wissens – nicht vermeiden. Erinnerung sei etwa an Mertons (1910–2003) These, dass jede Wissenschaft auf den Prinzipien des Universalismus, Kommunalismus, der Uneigennützigkeit und dem organisierten Skeptizismus basiere.⁴⁸ Zugleich ließe sich fragen, ob solch eine – und hier wiederholt sich das Dilemma – ideale Position je Wirklichkeit war. Man muss nicht auf Paul Feyerabends (1924–1994) radikale Kritik⁴⁹ verweisen, um nach den sozialen Bedingungen der Wahrheitssuche als Nukleus des wissenschaftlichen Wissens zu fragen. Sie finden sich gleichermaßen in den systemtheoretischen, diskursanalytischen und ideologiekritischen Arbeiten zur Wissenschaftstheorie.⁵⁰ Unabhängig von diesen Schwierigkeiten zeichnet

46 Julien Benda, *Der Verrat der Intellektuellen*, Frankfurt a.M. 1988, Karl Mannheim, *Ideologie und Utopie*, Bonn 1929, Jean Paul Sartre u.a., *Der Intellektuelle als Revolutionär*, Reinbek bei Hamburg 1976, Pierre Bourdieu, *Die Intellektuellen und die Macht*, Hamburg 1991.

47 Stefan Collini, *Absent Minds. Intellectuals in Britain*, Oxford 2006, S. 52.

48 Robert K. Merton, »Die normative Struktur der Wissenschaft«, in ders. *Entwicklung und Wandel von Forschungsinteressen. Aufsätze zur Wissenschaftssoziologie*, Frankfurt a.M. 1985, S. 86–99.

49 Paul Feyerabend, *Wider den Methodenzwang*, Frankfurt a.M. 1976.

50 Max Horkheimer, »Traditionelle und kritische Theorie«, in ders., *Gesammelte Schriften*, Bd. 4, Frankfurt a.M. 1988, S. 162–216; Michel Foucault, *Die Ordnung des Diskurses*, Frankfurt a.M. 1991; Niklas Luhmann, *Die Wissenschaft der Gesellschaft*, Frankfurt a.M. 1990.

die Wissenschafts- bzw. Disziplingeschichte im Gegensatz zur Intellectual History ihr klarer umrissener Gegenstand aus: Es geht um wissenschaftliche Texte und Praktiken. Dass deren Geschichte hochgradig durch nichtwissenschaftliche Rahmenbedingungen beeinflusst und verursacht sein mag, kann nicht geleugnet werden. Jedoch ist die Annahme, wissenschaftliches Wissen sei nur ein Reflex auf soziale oder politische Praktiken, zu einfach gedacht. Wer auf dem spezifisch wissenschaftlichen Charakter von Wissenschaften insistiert, kommt nicht umhin, auf ihren permanenten Rekurs auf Methoden, Theorien und Erkenntnisse zu verweisen⁵¹ und muss eine politische Codierung einer bestimmten Wissenschaftsdisziplin irritiert zurückweisen.

Wie prekär das Verhältnis von Wissenschaft und Politik ist, veranschaulicht vor allem das Beispiel der hochgradig politisierten politischen Wissenschaften im 20. Jahrhundert. Die jeweilige Positionierung ist leicht nachzuzeichnen: die Militarisierung deutscher Professoren im Ersten Weltkrieg, die Ideologisierung in der Weimarer Republik, die politische Auslandskunde im »Dritten Reich«, die Erfindung der Demokratiewissenschaft nach dem Zweiten Weltkrieg. Aus genuin wissenschaftswissenschaftlicher Sicht ist eine solche Perspektive aber ungenügend, weil auf systemfremde Codes zur Erklärung von Wissenschaft zurückgegriffen wird, weshalb wissenschaftliche Positionen und Kontroversen als bloße Epiphänomene missverstanden bleiben. Leider ist die bisherige politikwissenschaftliche Disziplingeschichte häufig diesem Ansatz gefolgt: Statt genuin wissenschaftsgeschichtlicher Fragestellungen dominieren politische Skandale die Forschung.⁵²

Diesem Desiderat ließe sich begegnen, wenn wissenschaftliche Kontroversen nicht als bloße Aussagensysteme neben anderen Aussagentypen positioniert bleiben oder sich in diverse Kontexte (insbesondere: politische) auflösen, sondern das in den jeweiligen Texten verhandelte wissenschaftliche Problem selbst wieder sichtbar gemacht werden würde.⁵³ Im Zentrum einer theorieorientierten Disziplingeschichte stünde nicht die Befragung, wer sich wie politisch verhalten hat, sondern die problemorientierte Rekonstruktion, wie eine Wissenschaft von der Politik möglich sein kann, welcher Gegenstand zur

51 Niklas Luhmann, *Die Wissenschaft der Gesellschaft*, 2. Aufl., Frankfurt a. M. 1994, S. 333.

52 Rainer Eisfeld, *Mitgemacht. Theodor Eschenburgs Beteiligung an »Arisierungen« im Nationalsozialismus*, Wiesbaden 2015.

53 Marco Sgarbi: »Concepts vs. Ideas vs. Problems. Historiographical Strategies in Writing History of Philosophy«, in Riccardo Pozzo und ders. (Hg.), *Begriffs-, Ideen und Problemgeschichte im 21. Jahrhundert*, Wiesbaden 2011, S. 69–80; ders., »Umriß der Theorie der Problemgeschichte«, in Riccardo Pozzo und ders. (Hg.), *Eine Typologie der Formen der Begriffsgeschichte*, Hamburg 2010, S. 185–199.

Politik zählt, auf welche theoretischen Konzepte zurückgegriffen wurde und wie die Binnendifferenzierung von Politikwissenschaft mit ihren Nachbarfächern aussieht.

Eine solche Perspektive müsste – zumindest zunächst – unabhängig vom politischen System und dessen Geschichte nach eigenen, genuin wissenschaftlichen Kontinuitäten und Brüchen suchen. So wie Wissenschaftsgeschichte autonom von politischer und Sozialgeschichte rekonstruiert und periodisiert werden sollte, muss die Geschichte der politischen Wissenschaft als Wissenschaftsgeschichte geschrieben werden. So ließe sich mit guten Gründen fragen, ob nicht bestimmte Wissensdispositive anders als politische Systembrüche positioniert sind und sich die intellektuelle Formierung eines wissenschaftlichen Wissens unabhängig oder zumindest in Spannung zu politischen Ereignissen vollzieht. Während die politikwissenschaftliche Disziplinengeschichte bisher ihre Geschichte unmittelbar an die Erzählung vom »kurzen« 20. Jahrhundert (Eric Hobsbawm) anlehnt, zeigen neuere Forschungen, dass es gute Gründe gibt, von einem »langen« 20. Jahrhundert⁵⁴ als dem Zeitalter der Wissensgesellschaft zu sprechen. Gerade in den geschichtswissenschaftlichen Forschungen zur Hochmoderne⁵⁵ und zur »Verwissenschaftlichung des Sozialen«⁵⁶ konnte gezeigt werden, dass sich die zeitliche Periodisierung von Wissenschaftsgeschichte eben nicht mit der politischen Ereignisgeschichte deckt – jedoch durchaus in markanter Wechselwirkung zu politischen Prozessen steht, wie es ja gerade für die politischen Wissenschaften, etwa der Verwaltungswissenschaft, gezeigt werden kann.⁵⁷

Um entsprechende Kontinuitäten und Diskontinuitäten politikwissenschaftlichen Wissens aufzuzeigen, müsste nicht nur über den Zeitpunkt der universitären Institutionalisierung zurückgeblickt werden, sondern formative Debatten des *Fin de Siècle* rekonstruiert werden, um entsprechende theoretische Wegmarken zu erkennen. Diese Perspektive deckt sich übrigens nicht nur mit den genannten wissenschaftsgeschichtlichen Ansätzen, sondern auch mit älteren sozialgeschichtlichen Arbeiten, die in Wirtschaft und Gesellschaft des

54 Margit Szöllösi-Janze, »Wissensgesellschaft – ein neues Konzept zur Erschließung der deutsch-deutschen Zeitgeschichte?«, in Hans-Günter Hockerts (Hg.), *Koordinaten deutscher Geschichte in der Epoche des Ost-West-Konflikts*, München 2004, S. 277–305.

55 Ulrich Herbert, »Europe in High Modernity. Reflections on a Theory of the 20th Century«, in *Journal of Modern European History* 5 (2007), S. 5–21.

56 Lutz Raphael, »Die Verwissenschaftlichung des Sozialen als methodische und konzeptionelle Herausforderung für eine Sozialgeschichte des 20. Jahrhunderts«, in *Geschichte und Gesellschaft* 22 (1996), S. 165–193.

57 Ders., *Recht und Ordnung. Herrschaft durch Verwaltung im 19. Jahrhundert*, Frankfurt a. M. 2000.

Wilhelminischen Kaiserreiches durchaus moderne Aspekte wahrnehmen.⁵⁸ Mit der Figur des »langen« 20. Jahrhunderts würden politikwissenschaftliche Fragestellungen nicht mehr nur der legitimatorische Appendix im Zuge der *political reconstruction* nach dem Zweiten Weltkrieg erscheinen,⁵⁹ sondern helfen, grundlegende politiktheoretische Probleme moderner Gesellschaften zu diskutieren.

Aus Platzgründen soll hier ein Beispiel genügen: Es gehört zum Gründungsmythos der Politikwissenschaft, dass sie das wahrgenommene politische Versagen der deutschen Staatsrechtslehre, sich nicht gegen den Nationalsozialismus gewehrt zu haben, mit einer Absage an den Rechtspositivismus verknüpft hat.⁶⁰ Die Fixierung auf den bloßen Gesetzestext, so das Argument, habe nicht nur die politischen Rahmenbedingungen der nur teildemokratisierten Weimarer Republik ausgeblendet, sie habe auch den bedingungslosen Gehorsam im Nationalsozialismus getragen.⁶¹ Dieses von der normativen Kraft getragene Argument einer sich als »Demokratiewissenschaft« selbst verstehenden Disziplin unterschlägt jedoch, dass die Kritik am Rechtspositivismus nicht nur in der Weimarer Republik (hier meist mit durchaus fragwürdigen politischen Intentionen) vorgetragen, sondern auch bereits im ausgehenden Kaiserreich formuliert wurde.⁶² Vor allem haben gerade zahlreiche Rechtspositivisten nicht nur um die wissenschaftliche Begrenztheit der juristischen Methode gewusst und diese problematisiert. So unterschiedlich die jeweilige Lösung für dieses Problem auch aussah, letztlich reagierten viele mit einer Hinwendung zu rechtstheoretischen Grundsatzfragen im Geiste der neukantianischen Rechtsphilosophie, die für viele rechtswissenschaftlich ausgebildete Politikwissenschaftler formierenden Charakter hatte.⁶³

58 David Blackbourn und Geoff Eley, *Mythen deutscher Geschichtsschreibung. Die gescheiterte bürgerliche Revolution von 1848*, Frankfurt a. M. u. a. 1980.

59 Vgl. die extreme Position von Hans Joachim Arndt, *Die Besiegten von 1945. Versuch einer Politologie für Deutsche samt Würdigung der Politikwissenschaft in der Bundesrepublik Deutschland*, Berlin 1978.

60 Franz L. Neumann, »Die Wissenschaft von der Politik in der Demokratie«, in ders., *Wirtschaft, Staat, Demokratie. Aufsätze 1930–1954*, S. 373–392.

61 Zur Fragwürdigkeit dieser These: Werner Heun, »Der staatsrechtliche Positivismus in der Weimarer Republik. Eine Konzeption im Widerstreit«, in *Der Staat* 28/1 (1989), S. 377–403.

62 Stefan Koriath, »Erschütterungen des staatsrechtlichen Positivismus im ausgehenden Kaiserreich. Anmerkungen zu frühen Arbeiten von Carl Schmitt, Rudolf Smend und Erich Kaufmann«, in *Archiv des öffentlichen Rechts* 117 (1992), S. 212–238.

63 Frank Schale, »Franz L. Neumann zwischen Rechtspositivismus, Rechtssoziologie und Wertphilosophie«, in ders. u. a. (Hg.), *Intellektuelle Emigration. Zur Aktualität eines historischen Phänomens*, Wiesbaden 2012, S. 59–87.

Aber auch inhaltlich lassen sich entsprechende Kontinuitäten ziehen: Derjenige unterliegt einem Vorurteil, der in der staatsrechtlichen Auseinandersetzung mit der Demokratie in der Weimarer Republik nur das ressentimentgeladene, ja antidemokratische Denken zu erkennen glaubt.⁶⁴ Vielmehr zielten zahlreiche Autoren – heute noch immer im zweifelhaften Schatten von Carl Schmitt (1888–1985) stehend – auf ein adäquates Verständnis moderner Demokratien, wozu auch die Diskussion von Funktionsschwächen und grundsätzlichen Problemlagen, wie dem Spannungsverhältnis von Rechtsstaat und Demokratie, gehört. Paradigmatisch sind hier die staatsrechtlichen, rechtstheoretischen und verfassungsgeschichtlichen Arbeiten von Georg Jellinek (1851–1911) zu nennen, dessen skeptischer Blick auf die ungebremsste Demokratisierung gerade von einem der Gründungsväter der Politikwissenschaft, Karl Loewenstein (1891–1973), aufgegriffen wurde, der diese Überlegungen später zu einer fulminanten Theorie der Machtkontrolle im demokratischen Staat verdichtet hat. Solche theoretischen Linien lassen sich aber nur zeichnen, wenn wissenschaftliche Texte unabhängig vom politischen Kontext rekonstruiert werden, um dann nach politischen Einbrüchen, die auch wissenschaftliche Reflexionen verlangen, zu suchen.

4. Erste Ergebnisse

Wichtige Ergebnisse der bisherigen Arbeit wurden auf einem im Winter 2015 durchgeführten Workshop präsentiert und diskutiert. Die schon mehrfach betonte Stärke des Ansatzes, politische und historische Ambivalenzen einzufangen, haben sich in einem zum Thema »Nachkriegskonservatismus« durchgeführten Arbeitstreffen bestätigt.⁶⁵

Die zentrale und an die neuere Forschungsliteratur angelehnte Hypothese,⁶⁶ dass der Nachkriegskonservatismus nicht allein als restauratives Phänomen begriffen werden könne, sondern ihm ein bedeutendes Modernisierungsmoment innewohne, konnte gleichermaßen bestätigt und differenziert werden. So lässt sich zwar ein »deradikalisierender« Positionswechsel »von der Tat zur

64 Dagegen: Christoph Gusy (Hg.), *Demokratisches Denken in der Weimarer Republik*, Baden-Baden 2000; Kathrin Groh, *Demokratische Staatsrechtslehrer in der Weimarer Republik. Von der konstitutionellen Staatslehre zur Theorie des modernen demokratischen Verfassungsstaats*, Tübingen 2010.

65 Siehe auch die verschriftlichten Beiträge, die unter dem Titel *Konservative Intellektuelle und Politik in der frühen Bundesrepublik* erscheinen.

66 Axel Schildt, *Konservatismus in Deutschland. Von den Anfängen im 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart*, München 1998.

Gelassenheit«⁶⁷ diagnostizieren, und auch die These von der liberalkonservativen intellektuellen Gründung der Bundesrepublik, der es gelungen sei, das hochideologisierte Denken der Zwischenkriegszeit in eine integrative bürgerliche Common-Sense-Philosophie zu verwandeln,⁶⁸ mag durchaus zutreffend sein. Zugleich zeigt sich, dass hinter dem Erfolg des Nachkriegskonservatismus (Demokratisierung, die Durchsetzung der Sozialen Marktwirtschaft und eine wohlfahrtsstaatliche Modernisierung der Gesellschaft) nicht nur beachtliche Friktionen standen, sondern dessen Verhältnis zu Demokratie, Marktwirtschaft und wohlfahrtsstaatlicher Teilhabe facettenreich blieb.

Insbesondere die starke Integrationskraft der christlich-demokratischen bzw. christlich-sozialen Volksparteien hat die nicht geringen Spannungen, etwa zwischen einem christlich-abendländischen und technokratischen Konservatismus, ausgeglichen, aber eben auch unterdrückt. So konnte Martina Steber plausibel zeigen, dass der Versuch von Hans-Joachim von Merkatz (1905–1982) und Hans Mühlenfeld (1901–1969), in der Deutschen Partei einen selbstbewussten, am englischen Beispiel orientierten Konservatismus zwischen Union und rechtsextremen Gruppierungen zu konstruieren, bei allen kurzfristigen Erfolgen in den 1950er Jahren geringe Zukunftschancen haben musste. Während die Partei selbst zunehmend marginalisiert wurde, fanden ihre politischen und theoretischen Protagonisten in der CDU oder FDP eine neue Heimat. Zugleich ließe sich aber fragen, ob deren Fortschritts- und Rationalitätsskepsis, die sie durchaus mit Argumenten des klassischen Liberalismus zu begründen wussten,⁶⁹ nicht die Integrationskraft der CDU letztlich steigerte. Wer jedoch nicht in der Lage war, »Politik ohne Wunschbilder« (Hans Mühlenfeld) pragmatisch zu betreiben, konnte an der eigenen Erfolgsgeschichte nicht teilhaben. Dies trifft etwa für den Präsidenten des Deutschen Bauernverbandes Andreas Hermes (1878–1964) zu, der nicht bereit war, geistige Kontinuitäten zu Weimarer Republik und Kaiserreich zu revidieren. Weil seine Berufung auf den Abendlandgedanken mehr als nur Rhetorik war, konnte und wollte er Adenauers Weg in die Westintegration nicht mitgehen und isolierte sich konsequenterweise damit selbst.

Zugleich sollte der konservative Pragmatismus nach dem Zweiten Weltkrieg nicht mit Liberalisierung verwechselt werden. Wie auf dem Arbeitstref-

67 Daniel Morat, *Von der Tat zur Gelassenheit. Konservatives Denken bei Martin Heidegger, Ernst und Friedrich Georg Jünger*, Göttingen 2007.

68 Jens Hacke, *Philosophie der Bürgerlichkeit. Die liberalkonservative Begründung der Bundesrepublik*, Göttingen 2006.

69 Martina Steber, *Die Hüter der Begriffe. Politische Sprachen des Konservativen in Großbritannien und der Bundesrepublik Deutschland, 1945–1980*, Berlin 2016.

fen zunächst Johannes Großmann⁷⁰ zeigte, schloss die »Internationale der Konservativen« im Centre Européen de Documentation et d'Information (CEDI) neben der Kooperation mit Monarchisten, Gaullisten und Neoliberalen auch franco-spanische Eliten mit ein, deren gemeinsame Klammer weniger theoretische Diskurse denn Strategiefragen bildeten. Gerade diese ideologische Abstinenz eröffnete Kooperationsmöglichkeiten, die einerseits einen europäischen transnationalen Gesprächskreis lebendig werden ließ, andererseits aber in der Lage war, vergangenheitspolitische und demokratietheoretische Probleme souverän auszublenden.

Gerade die in der älteren Forschung⁷¹ diskutierte Frage der politischen Kontinuität kommt so immer wieder zur Sprache: Dies betrifft nicht nur persönliche Kontinuitäten, etwa von namhaften Journalisten renommierter Zeitungen und Zeitschriften, wie Alexander Korb berichtete. Sie betraf – so Martin G. Maier – auch ideologische Integrationsmomente wie den Antikommunismus über den Systembruch 1945/49 hinweg, der sich zunächst durchaus in die liberalkonservative Gründung der Bundesrepublik einzufigen wusste und erst in den 1960er und 1970er Jahren von Konservativen gegen deren politische Kultur gewendet wurden.

Solche politischen Konstellationsverschiebungen lassen sich insbesondere anhand von Intellektuellen herausarbeiten. An Gründungsvätern der westdeutschen Politikwissenschaft wie Arnold Bergstraesser und Carl Joachim Friedrich (1901–1984) lässt sich ermes sen, wie pragmatisch und liberal sie – die in der Weimarer Republik durchaus mit der autoritären Option geliebäugelt hatten – in den 1950er Jahren zur Demokratisierung beigetragen hatten. War für Bergstraesser die Anrufung des humanistischen Abendlandes mit seiner gegenüber den totalitären Bewegungen immun bleibenden geistigen Traditionen entscheidend, verwies Friedrich auf die gelebte amerikanische Demokratie, in der er zugleich ein europäisches Produkt der Neuzeit erkennen konnte. Die Akzentuierung eines »alteuropäischen« Werteverständnisses schloss so gleichermaßen Demokratisierung und Modernisierung mit ein. So wirkte Bergstraesser, bereits 1964 verstorben, in diesem Sinne vor allem durch die Institutionalisierung des Schulfaches »Gemeinschaftskunde« und durch die Gründung von Forschungs- und Bildungseinrichtungen, die der Demokratie in Deutschland bis heute Gesicht und Farbe geben. Die Grenzen dieser Position zeigten sich (später) in der Auseinandersetzung mit der Studenten- und

70 Johannes Großmann, *Die Internationale der Konservativen. Transnationale Elitenzirkel und private Außenpolitik in Westeuropa seit 1945*, München 2014.

71 Helga Grebing, *Konservative gegen die Demokratie. Konservative Kritik an der Demokratie in der Bundesrepublik nach 1945*, Frankfurt a. M. 1971.

Bürgerrechtsbewegung: Friedrich votierte nun in den 1970ern in Sorge um Autorität und Hierarchie erneut für die Begrenzung verfassungsmäßiger Freiheitsrechte und sinnierte über die Möglichkeiten einer konstitutionellen Diktatur. Es waren solche Überlegungen, die die »geistig-moralische Wende« in den 1980er Jahren mit ihrer Kritik an einem emanzipatorischen Charakter der Demokratie vorausdachten.⁷²

Ungewöhnliche Blicke auf konservative Zeitdiagnosen bot etwa der Vortrag von Magnus Klaue, in dessen Mittelpunkt Max Horkheimers (1895–1973) Vergleich mancher jugendlich-revolutionären Ansätze des Nationalsozialismus und dem revolutionären Eifer der Studentenbewegung stand. So zeigte sich einerseits der Deutungswandel, den politische Ereignisse erfuhren, und die bewusst »unbequeme« Positionierung, andererseits der instrumentelle Charakter von intellektuellen Äußerungen, deren doppelte Rolle als Objekt des Autors und Subjekt von Debatten gleichermaßen zu Tage traten.

5. Fazit und Ausblick

Intellectual History als wichtige Strömung innerhalb der Ideengeschichte nimmt den letztlich idealistischen Impuls, theoretische Diskurse allein aus der Perspektive externer Normativität zu befragen, zurück, indem sie – durchaus doppelsinnig – aufruft, zum Material selbst zurückzukehren. Dies betrifft einerseits die Analyse und historische Rekonstruktion des intellektuellen Materials und andererseits das historische Setting, in dem intellektuelle Aussagen getroffen und intellektuelle Debatten geführt wurden, also die Formen und Foren der Auseinandersetzung. Aus diesem Grund stehen nicht nur (Groß-)Theoretiker, sondern einzelne Intellektuelle als Agenten des Wissens und die sie umgebenden Netzwerke im Mittelpunkt. Bei einem intellektuellen Netzwerk ist nicht allein der Kontakt zu anderen Wissenschaftlern, Schriftstellern und Künstlern von Interesse, sondern auch zu politischen und gesellschaftlichen Eliten, Verlagen und Verlegern sowie anderen Mittlern ihres Denkens. Das Material der Intellectual History, die intellektuellen Positionen und Diskurse, wird nicht nur nach ihrem Gegenstand, sondern stets auch nach Moda-

⁷² Vgl. Nikolai Wehrs, *Protest der Professoren. Der »Bund Freiheit der Wissenschaft« in den 1970er Jahren*, Göttingen 2014; Axel Schildt, »Die Kräfte der Gegenreform sind auf breiter Front angetreten«. Zur konservativen Tendenzwende in den Siebzigerjahren«, in *Archiv für Sozialgeschichte* 44 (2004), S. 449–478; Peter Hoeres, »Von der ›Tendenzwende‹ zur ›geistig-moralischen Wende‹. Konstruktion und Kritik konservativer Signaturen in den 1970er und 1980er Jahren«, in *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte* 61 (2013), S. 93–119.

lität, Zeitpunkt, Häufigkeit und auch Qualität befragt. Hierzu bietet sich vor allem die Frage nach den Akteuren intellektuellen Wissens – und nicht nur deren Produzenten im engeren Sinn – an. Eine intellektuelle Biografie ist daher mehr als die bloße Lebensbeschreibung, sie eröffnet ein Feld von Semantiken, Strategien und Praktiken, um Geschichte und Handeln in Geschichte als Narrativ einzufangen. Um Arnold Bergstraessers Wirken zu verstehen, genügt es nicht, seine wissenschaftlichen Texte zu lesen, sondern er muss als akademischer, publizistischer und politischer Akteur begriffen werden. Geschieht dies, so tritt er als ein Intellektuellentyp in einer bestimmten Phase der politischen Kultur der Bundesrepublik in Erscheinung, der uns etwas über die Zeit, in der er lebte und wirkte, mitteilen kann.

Eine solch starke Kontextualisierung muss auch Grenzen aufweisen: Denn die Formen und Foren von intellektuellen Positionskämpfen lassen sich nicht ohne ihr Material denken und beschreiben. Um intellektuelle Kontroversen zu verstehen, nimmt sich eine Darstellung, die nur den strategischen Gebrauch von Theorien und Wissen thematisiert, das Wesentliche. Daher ist die Perspektive der Wissenschaftsgeschichte und die damit verbundene Rekonstruktion theoretischer Positionen mehr als ein probates Kontrollinstrument: Hier wird nicht nur auf die Signifikanz des Textes vor dem Kontext insistiert, sondern vor allem vor einer Fehlinterpretation gewarnt, die Aussagen nur auf ihre (soziale und politische) Praxis hin liest. Am Beispiel der politikwissenschaftlichen Disziplingeschichte lässt sich zeigen, so unsere Hypothese, dass politische Systembrüche zwar die Formen der Auseinandersetzung und auch stillschweigende Vorannahmen revidiert haben, jedoch grundlegende Wissensdispositive und Problemlagen eine beachtlichere Durabilität besitzen, als bisher angenommen wurde. Insbesondere die Vorstellung, die institutionelle Gründung der Politikwissenschaft würde einen epistemologischen Bruch zur Staatsrechtslehre der Weimarer Republik und dem Kaiserreich mit einschließen, muss relativiert werden.

In dem hier geschilderten Spannungsverhältnis bewegt sich der Ansatz der Intellectual History, der Erkenntnisse und Methoden von Politik-, Literatur- und Geschichtswissenschaft verdichtet. Diesen Fächern ist gemein, die eingangs erwähnte Reziprozität auf ihre Forschungsgegenstände anzuwenden. Die Intellectual History vermag es in besonderem Maße, das Wirken von Einzelnen auf die Gesellschaft zu spiegeln mit Einflüssen zurück auf den intellektuellen Kopf, den Wandel von Wissenschaftskulturen zu beschreiben und dabei die Wechselwirkungen mit allen Arten von Presse und Medien einzubeziehen. Zukünftige Forschungsthemen könnten neben der schon erwähnten Bedeutung intellektueller Publizistik bisher vernachlässigte Intellektuellengruppen, wie religiöse oder spezifisch weibliche Deuter des Zeitgeschehens, die

textorientierte Vertiefung der Ideologieggeschichte im Zeitalter des Kalten Krieges oder eine begriffsgeschichtliche Gesamtuntersuchung zu den Topoi einer »Westernisierung« oder der »Moderne« in Deutschland sein. Diese Agenda will die Projektgruppe mit den hier vorgestellten Pfaden biografischer wie wissenschaftsgeschichtlicher Forschung präzisieren helfen.

Diskussionen

Heinrich Detering

Volkskörper und Sprachleib

Als 2013 die Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung ihren *Ersten Bericht zur Lage der deutschen Sprache* öffentlich vorstellte,¹ da war der Publikumsandrang so überwältigend, wie wir das für eine linguistische Fachpublikation nicht erwartet hatten, selbst wenn diese sich ausnahmsweise an alle Interessierten wenden sollte. Soviel Neugier, beim Vorstellungsabend in Berlin, dann in den Zeitungen und den Radiosendungen und notabene auch bei den Käufern der Buchausgabe: Das ist eine unverhoffte Ermutigung für alle, die sich von einer Kulturnation eine größere Neugier auf und Sensibilität für sprachliche Entwicklungen wünschen.

Der Magen der deutschen Sprache, das zeigt der auf breiter Datenbasis gründende, mit viel Scharfsinn erarbeitete Bericht mit beruhigender Überzeugungskraft, der Magen der deutschen Sprache hat gerade in den letzten hundert Jahren, die der Sprachbericht erfasst, erstaunlich viel verdaut. Und es ist dem Deutschen – um im Bilde zu bleiben – meistens sehr gut bekommen. Viel besser, als diejenigen argwöhnen, die bei jeder neuen Speise gleich vor Übelkeit, Brechreiz und Kollaps warnen. Nie war der Wortschatz unserer Sprache so umfangreich und differenziert wie heute, keineswegs haben die Merkmale einer bürokratischen Amtssprache überhandgenommen, fremdsprachliche Wörter wie die viel beargwöhnten Anglizismen hat das Sprachsystem des Deutschen sich ebenso selbstbewusst einverleibt und angeeignet, wie es das in früheren Jahrhunderten mit dem Lateinischen und dem Französischen getan hat.

Die empfindliche Sorge vor einer vermeintlichen Überfremdung des Deutschen durch fremdes, feindliches Sprachmaterial, das sich ihm aufzwingt, in es eindringt, es sich zu eigen macht – diese Sorge ist so alt wie der National-

1 Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung/Union der deutschen Akademien der Wissenschaften (Hg.), *Reichtum und Armut der deutschen Sprache. Bericht zur Lage der deutschen Sprache*, Berlin/Boston 2013; öffentlich vorgestellt am 18.11.2013 in der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften. Der *Zweite Bericht zur Lage der deutschen Sprache* zum Thema »Vielfalt und Einheit der deutschen Sprache« befindet sich in Vorbereitung.

gedanke selbst. Sie bereitet sich vor in der Sprachkritik des 17. und vor allem des 18. Jahrhunderts. Und sie trägt noch immer Züge der keineswegs nationalen – und schon gar nicht nationalistischen –, sondern vielmehr sozialen Impulse, die sich aus dem Beharren auf der einheimischen Volkssprache gegenüber dem Latein der gelehrten oder dem Französisch der politischen Eliten ergaben und deren Dynamik ganz demokratisch ist: Volksherrschaft durch Volkssprache, durch die Möglichkeit zur verstehenden und mitredenden Teilhabe.

Der Kampf der Aufklärer und der (zumindest in dieser Hinsicht) ihre Anregungen aufnehmenden Stürmer und Dränger für eine deutsche, also volkssprachige Öffentlichkeit galt nicht der Herabsetzung des Anderen, sondern der Ermöglichung des Eigenen. Nicht weil er leider bloß ein Franzose ist und kein Deutscher, wird der alberne Riccaut de la Marlinière in Gotthold Ephraim Lessings *Minna von Barnhelm* (1767) verspottet, sondern weil sein Französisch die Sprache eines exklusiven, eines ausschließenden Herrschaftsdiskurses ist. Nicht weil der starke deutsche Mann sich vom französischen Weichling durch sein beherztes Fluchen unterscheidet, lässt der junge Goethe seinen *Götz von Berlichingen* (1773) vom »im Arsch lecken« reden, sondern weil dieser Götz als ein auf seiner Freiheit bestehendes Individuum gegen eine Bildungskultur protestiert, die hier auf Unterwerfung zielt.

In beiden Fällen, wie in so vielen traurigen anderen, zeigt die Rezeptionsgeschichte, wie sich im Laufe des 19. und frühen 20. Jahrhunderts die Kategorien verschieben. Von der Aufführungspraxis über die Literaturkritik bis in die Germanistik hinein werden beide, Lessing und der junge Goethe, mit ebendiesen Texten zu Verkündern eines Deutschtums erklärt werden, das sich gegen den dekadenten Erbfeind im Westen wendet. Die Bedeutung der Sprachbezeichnung ›Deutsch‹ verschiebt sich von der soziologischen Perspektive der Volkssprache zur nationalistischen, schließlich völkischen Perspektive eines ›Deutschtums‹, das biologisch aufgefasst wird. Es ist eine ähnlich schauerliche Verschiebung, wie sie in jüngster Zeit der demokratische Kampftruf »Wir sind das Volk!« erfahren hat.

Die Weise, in der dabei von den Sprachen geredet wird, lässt erkennen, wie biologische Vorstellungen in die linguistischen eindringen: Das Deutsche erscheint nun – entgegen allen Einsichten der Sprachgeschichte – als ein in sich abgeschlossener Sprach-Leib, dessen Reinheit so verteidigt werden muss wie der physische Leib gegen physische Enteignung oder Vergewaltigung; die Verteidigung der ›Reinheit‹ und die Polemik gegen ›Vermischung‹ sind hier wie dort, in der Sprachkritik wie in den biologischen und sexuellen Normen und Metaphern, dieselben. Und nebenbei ist es eigenartig zu sehen, wie dabei untergründig sexuelle Machtphantasien und Entmächtigungsängste mitwirken.

Im Laufe des 19. und des frühen 20. Jahrhunderts sind es nicht mehr nur die Herrschenden, deren Sprache so abgelehnt wird wie das Französierende in Lessings *Minna*. Nun sind es, im Gegenteil, oft die politisch und wirtschaftlich Unterlegenen und Schwachen, denen gegenüber die eigene Stärke sich abgrenzen und machtvoll behaupten soll (und denen eine Subversionsdrohung zugeschrieben wird, die jedes Abwehrmittel rechtfertigt): die Juden zuerst, die seit den frommen Sprachpuristen der Romantik wie Achim von Arnim (1781–1831) oder Ernst Moritz Arndt (1769–1860) und germanischen Mitstreitern wie dem Turnvater Jahn (1778–1852) zum Inbegriff des nicht nur religiös oder kulturell, sondern auch rassistisch und sprachlich Anderen und Auszuschließenden werden; dann die Polen, die in einem so dezidiert nationalen Werk wie dem des Gustav Freytag (1816–1895) das eigentlich bedrohliche Feindbild abgeben müssen; dann die Slawen überhaupt; schließlich alle, die gegenüber dem eigenen Anspruch auf ›rein‹ verwirklichte Menschlichkeit als die Untermenschen erscheinen.

Gewiss, der Widerstand gegen dasjenige Französisch, das sich zu Beginn des 19. Jahrhunderts mit der Überwältigung durch die napoleonische Expansion verbindet, gilt noch immer auch der Behauptung einer eigenen, auf demokratische Selbstverständigung zielenden Emanzipation; auch der Sprachpatriotismus von Grimms Wörtern bis zu Freytags *Ahnen* wird mitgetragen von der Hoffnung auf eine Republik der Freien und Gleichen, deren Idealbild, selbst in der nationalstaatlichen Ausprägung, noch nichts hochmütig Ausschließendes haben muss. Doch mit einer im Laufe des Jahrhunderts zunehmenden Intensität sind es die Fremdwörter und die fremdartigen – im 20. Jahrhundert wird es dann heißen: ›fremdrassigen‹ – Sprechweisen, sind es die Übergangszonen zwischen Dialekten und Soziolekten, in denen die Spuren des in den eigenen kollektiven Sprachkörper bedrohlich eindringenden Fremden gesucht und bekämpft werden: das ›Jiddeln‹ und ›Mauscheln‹ der Juden, das immer unbeholfene, die slawische Abkunft peinlich verratende Deutsch der Polen, und so fort.

Es ist lehrreich, für einen Augenblick diese allzu vertraute deutsche Geschichte zu verlassen und auf eine weniger bekannte Parallelentwicklung dort zu schauen, wo die Deutschen sich von vornherein in der starken Position befinden: auf das benachbarte kleine Dänemark. Abgekürzt gesagt: Was für die deutschsprachigen Intellektuellen des 18. und 19. Jahrhunderts die Franzosen, das sind für die Dänen ihre deutschen Nachbarn – die sich ja nicht nur südlich der Landesgrenze bedrohlich breitmachen, sondern auch mitten in der eigenen Hauptstadt, in den bis ins Königshaus hinein dominierenden aristokratischen Dynastien und in den aufsteigenden bürgerlichen Kaufmannsfamilien.

Die Abwehr des politisch, sozial, kulturell übermächtigen, ja zeitweise hegemonialen Deutschen artikuliert sich auch hier zuerst als Kampf um Sprach-

reinheit. Die produktive Umdeutung des Stigmas einer quantitativ kleinen und qualitativ schwachen Bevölkerung (mit seinesgleichen rede man Deutsch, mit seinen Dienstboten Dänisch, lautete ein beliebtes *Aperçu*) ins Zeichen einer besonderen Erwählung – sie äußert sich auch hier zuerst als Um- und Aufwertung der eigenen Sprache. Nicht mehr das plumpe Verständigungsmittel der Bauern soll sie nun sein, sondern nichts Geringeres als die vom Himmel auf die Erde herabgestiegene Sprache der Engel selbst.

Der Pastor, Dichter und Sozialreformer N. F. S. Grundtvig (1783–1872) entwickelt in hochromantischem Enthusiasmus solche Vorstellungen, mit ungeheurer Resonanz im dänischen Volk. Auch bei ihm aber gleitet der soziale Protest der Volks-Mehrheit gegen die Herrschaftsschicht bedenklich leicht über in völkische Reinheitswünsche. Dann wird das Deutsche zur Sprache des Anderen, des schlechthin Bösen und Bedrohlichen; dann soll mit der Sprachreinigung, die es aus dem politischen Sprachgebrauch ebenso ausschließt wie aus den Kirchengesangbüchern und womöglich den schulischen Leseplänen, auch die biologische Integrität des Volkskörpers gesichert werden. Vergebens spotten Zeitgenossen wie Hans Christian Andersen (1805–1875), Grundtvig und sein deutscher Antipode Arndt sollten sich doch ersatzweise auf einer kleinen Insel zwischen Seeland und Fünen duellieren, die den bezeichnenden Namen ›Sprogø‹ trägt, ›Sprachinsel‹.

Wenn zu Beginn des 20. Jahrhunderts Andersens literarischer Nachfahre Herman Bang (1857–1912) den weltläufigen Helden seines letzten Romans in einer fidelen dänischen Abendgesellschaft zeigt, dann demonstriert er mit trauriger Polemik die Konsequenzen dieses Nationalpurismus: Während dieser fremdländisch aussehende, weil von einer dänischen Mutter und einem ungarischen Vater abstammende Romanheld im Gespräch das richtige Wort sucht, unterbricht ihn ein Einheimischer und sagt, indem er triumphierend in die Runde blickt: »Sprechen Sie Deutsch, das geht besser.« Bang gab seinem Roman den Titel *Die Vaterlandslosen* – und kommentierte das mit der Bemerkung, er habe damit gerade nicht die Mischlinge, die Ausländer, die von der nationalen Sprachgemeinschaft ausgeschlossenen Fremden gemeint, sondern die ausschließenden Patrioten selbst.

Das alles ist Geschichte, längst vergangen. Aber wer die Debatten verfolgt, die fast gleichzeitig an so unterschiedlichen Orten wie in Dänemark im weiten Einflussbereich der *Dänischen Volkspartei* und in Viktor Orbáns Ungarn geführt werden, in Jarosław Kaczyńskis Polen und in den Niederlanden des Geert Wilders, in Donald Trumps Republikanischer Partei, im Österreich eines Norbert Hofer und hierzulande in der AfD, in der Alexander Gauland tatsächlich wieder vom ›Volkskörper‹ spricht –, wer diese Debatten über Volkskörper und Sprachleib verfolgt, der sieht nicht nur Ähnlichkeiten, sondern *Kontinuitäten*.

Es sind streng genommen gar nicht Debatten, die da geführt werden – es ist eine kontinuierliche Debatte. Ihr Sprachreinheitsverlangen ist getrieben von der Angst vor einer gewaltsamen Durchdringung des Eigenen. Die Frage, wie oft eigentlich in politischen Kommentaren das Insistieren auf dem Deutschen und die Warnung vor der sexuellen Aggression fremdländisch aussehender junger Männer in Kombination auftauchen – diese Frage wäre eine empirische Untersuchung wert. Denn es gibt auch hier, mit dem Wort Erich Kästners (1899–1974), »chronische Aktualitäten«.

Vom Nationalismus seiner Zeit wandte sich Friedrich Nietzsche (1844–1900) schauernd ab und beharrte, in donquichotteskem Eigensinn, auf seiner polnischen Abkunft. Der dänische Patriot Herman Bang erklärte sich aus ungefähr denselben Gründen, um dieselbe Zeit und mit derselben traurigen Polemik zum Franzosen. Und beide taten das demonstrativ auch in sprachlicher Performanz: der eine, indem er sich als ein einstiger »Nietzky«, der andere, indem er sich als ein »de Bang« ausgab. Vielleicht müssen wir uns angesichts solcher Vorbilder nicht gleich zu Syrern, Afghanen oder Libanesen erklären. Aber die Anstrengung, sich die Schwierigkeiten von Sprachvermittlung und Spracherwerb, von Selbstbewusstsein und Anpassungsdruck zumindest versuchsweise einmal aus der Perspektive der Eingewanderten vorzustellen, würde sich doch lohnen.

Hans Ulrich Schmid

Schlechtes Deutsch und gutes Deutsch

Vom Mittelalter bis heute

Die Frage, was richtiges, korrektes, gutes Deutsch sei, oder wie mangelhaftes, fehlerbehaftetes Deutsch vermieden oder verbessert werden könnte, an welchen Qualitätsmaßstäben man sich zu orientieren habe, ist so alt wie die deutsche Sprache selbst. Allerdings wurde im Lauf der Jahrhunderte viel weniger die (positive) Frage nach ›gutem Deutsch‹ gestellt als vielmehr (negativ) anhand abschreckender Beispiele ›schlechtes Deutsch‹ vorgeführt und angeprangert.

1. Frühmittelalter: Althochdeutsch

Schon der erste namentlich bekannte deutschsprachige Autor, ein Mönch namens Otfrid im lothringischen Kloster Weißenburg, machte sich im 9. Jahrhundert seine Gedanken. Er war der Verfasser einer gereimten Nacherzählung der Evangelien ins (Althoch-)Deutsche. Bei seinem Vorhaben war Otfrid mit ganz elementaren Problemen konfrontiert. Er hat uns den Gefallen getan, einige seiner Probleme in einem Widmungsschreiben, einer Art Vorwort, exemplarisch zu benennen. Er schreibt:

Wie nun allerdings diese unkultivierte Sprache insgesamt bäurisch ist und ungebildet, nicht gewöhnt, sich dem lenkenden Zügel der Grammatik zu fügen, so ist auch bei vielen Wörtern die Schreibung schwierig, sei es wegen der Häufung von Buchstaben, sei es wegen ihrer ungewöhnlichen Lautung. Denn bisweilen fordert sie, wie mir scheint, drei u – die ersten zwei meines Erachtens konsonantisch lautend, während das dritte u den Vokalklang beibehält –, bisweilen konnte ich weder den Vokal a, noch ein e, noch ein i und auch nicht ein u vorsehen: in solchen Fällen schien es mir richtig, y einzusetzen. Aber auch gegen diesen Buchstaben sträubt sich diese Sprache manchmal: sie geht überhaupt bei gewissen Lauten nur mühsam eine Verbindung mit einem bestimmten Schriftzeichen ein. Diese Sprache verwendet, abweichend vom Lateinischen, häufig k und z, Buchstaben, von denen die Grammatiker sagen, sie seien überflüssig. Zum Ausdruck des bisweilen vorkommenden Zischlautes wird, wie ich

meine, in dieser Sprache das z verwendet, das k aber zum Ausdruck des Rachenlauts.¹

Also: Das Lautbild seiner Muttersprache scheint dem am Lateinischen geschulten Otfrid »bäurisch und ungebildet«. Die muttersprachlichen Vokale lassen sich mit dem lateinischen Alphabet nicht so recht abbilden. Aber auch die Syntax weiche vom Lateinischen ab: Die Volkssprache erlaube nicht nur, sondern fordere z. B. die doppelte Verneinung (ganz ähnlich wie manche Dialekte bis heute). Otfrid schreibt dazu:

Auch eine doppelte Negation, die im Lateinischen die Aussage bekräftigt, bedeutet in unserem Sprachgebrauch praktisch immer eine Verneinung, und wenn ich dies bisweilen auch hätte vermeiden können, habe ich doch mit Rücksicht auf die Umgangssprache mich bemüht, dem gewöhnlichen Sprachgebrauch entsprechend zu schreiben.²

Weiterhin stellt Otfrid fest – allerdings ohne Beispiele anzuführen –, dass manche deutschen Substantive im Genus nicht mit ihren lateinischen Äquivalenten übereinstimmen. Dabei denkt er sicher an Fälle wie das lateinische Femininum *luna*, dem im Deutschen das Maskulinum *Mond* (ahd. *mano*) korrespondiert, oder lat. *mors* (feminin) gegenüber *Tod* (ahd. *tôd*, maskulin). Ohne Zweifel war das Maß aller sprachlichen Dinge für Otfrid das Lateinische, was ihn aber nicht davon abhielt, Gottes Lob *in unsera zungun* zu singen. Mit dem Lateinischen musste sich das früheste Deutsche also messen, daran musste es sich orientieren, wollte es den Anspruch erheben, literaturfähig zu sein. Dem Widmungsschreiben ist weiterhin zu entnehmen, dass gelehrte Zeitgenossen die Dinge

1 Im Original: »Hujus enim linguae barbaries ut est inculta et indisciplinabilis atque insueta capi regulari freno grammaticae artis, sic etiam in multis dictis scripto est propter literarum aut congeriem aut incognitam sonoritatem difficilis. Nam interdum tria u u u, ut puto, quaerit in sono, priores duo consonantes, ut mihi videtur, tertium vocali sono manente; interdum vero nec a, nec e, nec i, nec u vocalium sonos praecavere potui: ibi y grecum mihi videbatur ascribi. Et etiam hoc elementum lingua haec horrescit interdum, nulli se characteri aliquoties in quodam sono, nisi difficile, jungens; k et z sepius haec lingua extra usum latinitatis utitur, quae grammatici inter litteras dicunt esse superfluas. Ob stridorem autem interdum dentium, ut puto, in hac lingua z utuntur, k autem ob faucium sonoritatem.«, zitiert nach Otfrid von Weissenburg, *Evangelienbuch*, Auswahl, Althochdeutsch/Neuhochdeutsch, hg., übersetzt und kommentiert von Gisela Vollmann-Profe, Stuttgart 1987, S.20/21.

2 Im Original: »Duo etiam negativi, dum in latinitate rationis dicta confirmant, in hujus linguae usu pene assiduae negant; et quamvis hos interdum praecavere valerem, ob usum tamen cotidianum, ut morum se locutio praebuilt, dictare curavi.«, ebd. S.22/23.

noch wesentlich härter sahen. Für sie war das Verhältnis Latein-Volksprache nicht nur ein Problem wie für Otfrid. In ihren Augen war die Verwendung eines fränkischen Dialekts für Dichtung und Wissenschaft schlichtweg ein Unding. Aber mit Otfrids Dichtung war die Frage in der Welt: Was ist gutes Deutsch? Die Antwort der Zeit konnte nur lauten: Es ist ein Deutsch, das sich mit lateinischen Buchstaben schreiben lässt und das sich nach Kräften an Regeln der lateinischen Grammatik und Rhetorik orientiert. Was nicht in dieses Regelwerk passte, musste man wohl oder übel in Kauf nehmen. In vielen deutschen Texten des Frühmittelalters schlägt sich genau das nieder.

2. Hochmittelalter: Mittelhochdeutsch

Dass man sich um 1200 in literarischen Kreisen Gedanken über gute Literatursprache machte, zeigt die ›Dichterschau‹ des Gottfried von Straßburg in seinem Tristan-Roman. Darin lobt er Hartmann von Aue, Walther von der Vogelweide und mehrere andere Autorenkollegen. Dann kritisiert er – allerdings ohne einen Namen zu nennen – denjenigen, der

des hasen geselle si
und ûf der wortheide
hôchsprünge und wîtweide
mit bickelworten welle sîn³

der »dem Hasen gleicht und auf der Wortheide (also der Dichtung) Hoch- und Weitsprünge mit *bickelworten* vollführen will«.

Man hat diese Kritik auf Wolfram von Eschenbach bezogen, den Parzival-Dichter. Ihm wird vorgeworfen, mit *bickelworten* Eindruck machen zu wollen. Die Bedeutung des Wortes selbst ist ironischerweise unklar (also wohl selbst ein *bickelwort*) und sicher eine spöttische adhoc-Wortschöpfung Gottfrieds. Meistens⁴ wird es als ›Würfelworte‹ übersetzt. Dann hätte man es folglich mit Worten zu tun, die wie Würfel purzeln, ohne ›Sinn und Verstand‹, vom Zufall

3 Gottfried von Straßburg, *Tristan*, Mittelhochdeutsch/Neuhochdeutsch, nach dem Text von Friedrich Ranke neu hg., ins Neuhochdeutsche übersetzt, mit einem Stellenkommentar und einem Nachwort von Rüdiger Krohn, 3 Bde., Stuttgart 2002, Bd. 1, Verse 4638–4641.

4 Eine andere Interpretation vertritt Hans-Jörg Spitz: »*bickelwort*: Würfel- und Speerworte. Zu einer poetologischen Waffenmetapher im Literaturexkurs Gottfrieds von Straßburg«, in José Cajot, Ludger Kremer und Hermann Niebaum (Hg.), *Lingua theodisca. Beiträge zur Sprach- und Literaturwissenschaft. Jan Goosens zum 65. Geburtstag* (Niederlande-Studien 16/1,2), Münster/Hamburg 1995, Bd. 2, S. 1019–1032.

gelenkt. Man könnte es auch mit ›hohle Phrasen‹ wiedergeben. Hier geht es nicht um Orthografie und Grammatik wie beim althochdeutschen Otfrid, sondern um literarisch (in)adäquate Wortverwendung.

Nur wenig später, im 13. Jahrhundert, macht Wernher der Gärtner nicht ›hin gewürfelte‹ *bickelwort*, sondern sprachliches Imponiergehabe durch vorgetauschte Fremdsprachenkompetenz lächerlich, indem er den Titelhelden seines satirischen Versromans *Meier Helmbrecht*, einen aufschneiderischen Parvenü, auf Stippvisite bei seinen Eltern und Geschwistern vorbeireiten lässt. Die vom Auftauchen des vermeintlich edlen Ritters Überraschten grüßen diesen:

»juncherre mîn, ir sult got willekomen sîn.«
 Er sprach: »vil liebe soete kindekîn, got lâit iuch immer sælic sîn.«
 diu swester engegen im lief, mit den armen si in umbeswief
 dô sprach er zuo der swester: »gracia vester«
 hin für was den jungen gâch; die alten zugen hinden nâch.
 si enphiengen in beide âne zal; zem vater sprach er: »deu sal.«
 zuo der muoter sprach er sâ bêheimisch »dobra ytra«
 si sâhen beide einander an;
 [...]
 »entriuwen«, sprach der vrîman
 »als ich von im vernomen hân, sô ist er ze Sahsen
 oder ze Brâbant gewahsen; er sprach ›liebe soete kindekîn‹,
 er mac wol ein Sahse sîn«.
 [...]
 »Ey waz snacket ir gebûrekîn
 und jenez gunêrte wîf? mîn parit, mînen klâren lif
 sol dehein gebûric man zewâre nimmer gegripen an.«⁵

Zur sprachlichen Angeberei gehören also lateinische (*gracia vester*), französische (*deu sal*), slawische (*dobra ytra*) und flämische (*liebe soete kindekîn*) Brocken.

3. Frühe Neuzeit: Frühneuhochdeutsch

Um 1500 drehten sich die Überlegungen von Grammatikern – meistens waren es Autoren von Sprachlehren – um die Frage, ob sämtliche *Landsprachen* (so das alte Wort für Dialekte) im deutschen Sprachraum gleichrangig seien, oder ob es Qualitätsunterschiede gäbe und folglich einer davon der Vorzug zu

⁵ Wernher der Gärtner, *Helmbrecht*, Mittelhochdeutsch/Neuhochdeutsch, hg., übersetzt und erläutert von Fritz Tschirch, Stuttgart 2002, Verse 715–728, 743–748, 764–768.

geben sei. Diese Fragestellung zielte aber vorrangig auf die phonetischen Unterschiede und – abgeleitet davon – die Orthografie.⁶

Mit Martin Luther rückt dann ein neuer sprachlicher Aspekt in den Mittelpunkt. Viel zitiert ist sein Diktum, man müsse beim Übersetzen der Bibel

nicht die buchstaben inn der lateinischen sprachen fragen, wie man sol Deutsch reden, wie diese esel thun, sondern, man mus die mutter jhm hause, die kinder auff der gassen, den gemeinen man auff dem marckt drumb fragen, und den selbigen auff das maul sehen, wie sie reden, und darnach dolmetzchen, so verstehen sie es den und mercken, das man Deutsch mit jn redet.⁷

Gutes Deutsch ist demzufolge ein Deutsch, das sich gerade nicht am Lateinischen orientiert, sondern an seinen eigenen Regeln und Strukturen. Das sprachliche Feindbild, »diese esel«, sind die zeitgenössischen Verfasser frommer Texte, die immer noch versuchen, das Deutsche nach lateinischen Strukturmustern auszurichten. War für den ersten deutschen Dichter, Otfrid von Weissenburg, das Lateinische noch das sprachliche non plus ultra, so haben sich bei Luther die Dinge um 180 Grad gedreht: Was gilt, ist die eigene Muttersprache, nicht eine fremde Mustersprache. Auf lange Sicht setzte sich diese Sprachauffassung des Reformators durch, und zwar auch im ›altgläubigen‹ Süden des deutschen Sprachraums.

4. 17. und 18. Jahrhundert

Im 17. Jahrhundert rückten neue Problemlagen ins Zentrum der Sprachdiskussion (und auch der Sprachpolemik).⁸ Diese lassen sich mit zwei Stichworten andeuten: 1. das Problem der Sprachreinheit und 2. das Problem der Sprachrichtigkeit. Beides kann in diesem Zusammenhang nicht in extenso ausgebreitet werden. Es kann nur versucht werden, die Diskussion auf zentrale Punkte zu reduzieren.

6 Vgl. Ingo Reiffenstein, »Metasprachliche Äußerungen über das Deutsche und seine Subsysteme bis 1800 in historischer Sicht«, in Werner Besch u. a. (Hg.), *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung*, 2., vollständig neu bearb. und erweiterte Aufl., Teilbd. 3, Berlin/New York 2003, S. 2205–2229, bes. S. 2207–2212.

7 Martin Luther, *Sendbrief vom Dolmetschen* [1530], in *Martin Luthers Werke* [Weimarer Ausgabe], Abt. 1, Bd. 30/2, Weimar 1909, S. 632–646, hier S. 637.

8 Dazu zusammenfassend Alan Kirkness, »Das Phänomen des Purismus in der Geschichte des Deutschen«, in Besch u. a. (Hg.), *Sprachgeschichte* (Fn. 7), Teilbd. 1, Berlin/New York 1998, S. 407–416.

Zunächst zum Problem der Sprachreinheit. Es war im Wesentlichen ein Wörterproblem.⁹ In der Barockzeit trat eine Problemlage zutage, die sich, wenn auch unter veränderten historischen, kulturellen und literarischen Vorzeichen, mit der Situation vergleichen lässt, die im mittelhochdeutschen *Meier Helmbrecht* angeklungen war: Es war Mode geworden, mit reichlich fremdsprachlichen Versatzstücken zu parlieren. Zeitgenossen bezeichneten das als *Alamode-Sprache*. Es ging nun nicht mehr um parodierenden Spott, sondern wirklich um die Abwehr von Fremdeinflüssen. Persiflage war aber nicht ausgeschlossen, sondern diente einer (freilich überzogenen) Diagnostik. Johann Michael Moscherosch (1601–1669), ein Zeitgenosse Grimmelshausens (~1622–1676), beispielsweise legt dem *teutschen Michel* folgende Verse in den Mund:

ICH teutscher Michel/ versteh schier nichel /
 In meinem Vatterland/ es ist ein schand.
 Man thut ietzt reden/ als wie die Schweden /
 In meinem Vatterland/ pfuy dich der schand.
 Fast jeder Schneider/ will jetzund leyder /
 Der Sprach erfahren sein/ vnd red Latein:
 Welsch vnd Frantzösisch/ halb Iponesisch /
 Wann er ist voll vnd toll/ der grobe Knoll.
 Der Knecht Matthies/ spricht bona dies /
 Wann er gut morgen sagt/ vnd grüst die Magd:
 Sie wend den Kragen/ thut ihm dancksagen /
 Spricht Deo gratias/ Herr Hippocras.

[...]

Was ist armiren/ was ausiren /
 was avancieren/ was attaquiren /
 Was approachiren/ archibusieren /
 was arriuiiren/ accordiren?
 Was ist blocquiren/ was bastoniren?
 Benedicieren/ blaterieren?
 was blasphemiren/ was bucciniren /
 was balsamieren/ blandiren?

[...]

Waz ist ein Gubernier/ verkaufft er Mertzen Bier?
 was ist ein Commentant/ für ein Trabant?
 Was ist Colonell/ ein Müller oder Meel?
 was ist Major/ ein news Stadlthor?
 Was ist der Capitain/ ein doller Goggelhan /
 was ist Cornet/ ein faule Baurengreth?

9 Vgl. Peter von Polenz, *Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart*, Bd. 2: 17. und 18. Jahrhundert, Berlin/ New York 1994, S. 106–134.

Was seind denari/ für Commissari?
wer ist jhr adiutant? der Jud im Land.¹⁰

und so weiter in insgesamt 50 derartigen vierzeiligen Strophen. Datiert ist dieses Spottgedicht auf das »Jahr da die teusch Sprach verderbt war/ 1642«.

Zwar war die Hauptstoßrichtung der barocken Fremdwortpuristen das (französische) Fremdwort, doch auch Dialektwörter, antiquierte, mehrdeutige oder anstößige Wörter unterlagen dem sprachreinigenden Verdikt. All dieser Wortunrat verschmutzte, wie Georg Philipp Harsdörffer (1607–1658) es formuliert hat, »unsre liebliche und löbliche/ unsre durchdringende und hertz-zwingende/ unsre künstliche und dienstliche/ unsere mächtige und prächtige/ unsre reinliche und scheinliche/ ja unsre holdselige und glückselige Teutsche Heldensprache«.¹¹

Den besonderen Status des Deutschen leitete man von dem angenommenen hohen Alter des Deutschen her, das den heiligen Sprachen Hebräisch, Griechisch und Latein an Dignität gleichkam, sie möglicherweise sogar noch übertraf. Es wäre allerdings verfehlt, die Sprachreinigungsbewegung als nationalistisch zu beurteilen, denn solange es keine deutsche Nation gab, konnte es logischerweise auch keinen Nationalismus geben.¹²

Träger der sprachkultivierenden Bewegung des 17. Jahrhunderts waren Sozietäten wie die *Fruchtbringende Gesellschaft* und andere Zusammenschlüsse teils adeliger, teils bürgerlicher wissenschaftlich ambitionierter Amateure und Gelehrter,¹³ deren briefliche Hinterlassenschaft aktuell durch das Projekt »Die deutsche Akademie des 17. Jahrhunderts: Fruchtbringende Gesellschaft« erschlossen wird.¹⁴

10 [Johann Michael Moscherosch], *Ein schön new Lied genannt Der Teutsche Michel/ etc. Wider alle Sprachverderber/ Cortisanen/ Concipisten und Concellisten/ welche die alte teutsche Muttersprach [...] vermischen/ verkehren vnd zerstehren [...]*, Einblattdruck 1642, Exemplar der Bayerischen Staatsbibliothek, online verfügbar unter: http://daten.digital-sammlungen.de/bsb00031778/image_1 (7.6.2016).

11 Georg Philipp Harsdörffer, *Der Teutsche Secretarius. Das ist: Allen Cantzleyen/ Studir- und Schreibstuben nützliches/ fast nothwendiges/ und zum vierdtenmal vermehrtes Titular- und Formularbuch*, Nürnberg 1661, S. 3, online verfügbar unter <http://www.mdz-nbn-resolving.de/urn:nbn:de:bvb:12-bsb10403953-9> (8.6.2016).

12 Vgl. von Polenz, *Deutsche Sprachgeschichte* (Fn. 9), bes. S. 107–134. Zu verschiedenen Argumentationsweisen Wolfgang Huber, *Kulturpatriotismus und Sprachbewußtsein. Studien zur deutschen Philologie des 17. Jahrhunderts*, Frankfurt a. M. u. a. 1984.

13 Vgl. die Überblicksdarstellung von Andreas Gardt, »Die Sprachgesellschaften des 17. und 18. Jahrhunderts«, in Besch u. a. (Hg.), *Sprachgeschichte* (Fn. 7), Teilbd. 1, Berlin/ New York 1998, S. 332–348.

14 <https://www.saw-leipzig.de/de/projekte/die-deutsche-akademie-des-17-jahrhun->

Schon bei den Sprachwissenschaftlern der Barockzeit taucht eine Denkfigur auf, die sich bis heute gehalten hat: Sprachlicher Fremdeinfluss bedeute Sprachverfall, und Sprachverfall sei gleichbedeutend mit Sittenverfall. Justus Georg Schottelius (1612–1676), Verfasser mehrerer sprachtheoretischer Werke, nebenher aber auch Dramatiker, lässt seine Dramenfigur *Henricus Auceps* in seinem Stück *Neu erfundenes Freuden Spiel genandt Friedens Sieg* (1648) folgende Ansicht vertreten:

Auf die Enderung der Sprache folget eine Enderung der Sitten: Verenderte Sitten pflegen gemeinlich das gemeine Leben also zu enderen/ daß Unglück und untergang auf dem fusse daher folget. Ich meine/ man könne nicht ohne Schande und grossen Schimpf des Vaterlandes/ die angeborne so Heldenhafte/ und gleichsam fromme Muttersprache ins Elend verstossen.

Darauf erwidert der mehr Französisch radebrechende als Deutsch sprechende Widerpart *Bolderian* (der schon auf den Leutnant *Riccaut de la Marliniere* in Gotthold Ephraim Lessings *Minna von Barnhelm* vorausweist):

Ei solche maintenirung oder æstimierung der Muttersprache ist heutiger zeit wenig favorabel oder raisonabel, und an sich von unestimirlicher importantz.¹⁵

Die Konfrontationslinie ist hier literarisch deutlich abgesteckt.

Eine Extremposition, die ironische Stellungnahmen schon von Zeitgenossen auf sich zog, vertrat Philipp von Zesen (1619–1689), dem – allerdings zu Unrecht – manche Wortabsurditäten wie *Gesichtserker* für »Nase« untergeschoben worden sind. Zesen war Mitglied der Fruchtbringenden Gesellschaft. Eine stattliche Reihe seiner Vorschläge für Wortsatz war allerdings auch erfolgreich, jedoch auf andere Weise, als Zesen sich das vorgestellt hatte, denn die Ersatzwörter verdrängten die Fremdwörter, denen sie den Garaus machen sollten, gerade nicht, sondern sie bürgerten sich daneben ein: *Abstand* neben *Distanz*, *Anschrift* neben *Adresse*, *Glaubensbekenntnis* neben *Konfession*, *Leidenschaft* neben *Passion*, *Trauerspiel* neben *Tragödie* u. a. Das Nebeneinander konnte sekundär zur semantischen Differenzierung genutzt werden. Beispiele dafür sind *Entwurf*, was nicht dasselbe bedeutet wie *Projekt*, ebenso *Grundstein* und *Fundament*, *Jahrbücher* und *Annalen*, *Tagebuch* und *Journal*. Freilich kam es auch zu Missgriffen, etwa bei den Ersatzvorschlägen für längst eingebürgerte Wörter, die kein

derts-fruchtbringende-gesellschaft (8.6.2016). Siehe auch die Beiträge von Andreas Herz sowie Gabriele Ball u. a. in diesem Heft.

15 Justus Georg Schottelius, *Neu erfundenes Freuden Spiel genandt Friedens Sieg*, Wolfenbüttel 1648, S.80f., online verfügbar unter <http://diglib.hab.de/drucke/lo-6992/start.htm> (8.6.2016).

Sprecher mehr als fremd empfand. Für *Altar* stellte Zesen zum Beispiel die Komposita *Gotttestisch*, *Rauchtisch*, *Räuchertisch* und *Weihetisch* zur Diskussion. Er schlug vor *Zeugemutter* für *Natur* zu verwenden, *Jungfernzwinger* für *Nonnenkloster*, *Tageleuchter* für *Fenster* oder *Meuchelpuffer* für *Pistole*.¹⁶

Auch der große Gottfried Wilhelm Leibniz (1646–1716) äußerte sich in seinen *Unvorgreiffliche[n] Gedancken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der Teutschen Sprache* von 1697 zum Thema ›gutes Deutsch‹ bzw. ›besseres Deutsch‹. Er schreibt: »Was die Wort und Weisen zu reden betrifft, so muss man sich hüten vor Unanständigen, Ohnvernehmlichen und Fremden oder Unteutschen.«¹⁷ Er teilt zwar durchaus noch Ansichten der barocken Sprachreiner, sieht die Probleme aber differenzierter, etwa wenn er einräumt: »Unanständige Worte sind die niederträchtige, oft etwas Gröbliches andeutende Worte, die der Pöbel braucht, plebeja et rustica verba, wo sie nicht eine sonderliche Artigkeit haben und gar wol zu passe kommen, oder zum schertz mit guter Manier anbracht werden.« Es kann also Sprech- oder Schreibsituationen geben, die die Verwendung von Wörtern, »die der Pöbel braucht«, dennoch legitimieren. Das ist eine deutlich »liberalere« Haltung als die vieler Sprachreiner vom Schlage eines Philipp von Zesen.

Die Frage nach ›gutem Deutsch‹ stellte sich hundert Jahre nach Leibniz¹⁸ erneut in anderem Lichte dar. Joachim Heinrich Campe (1746–1818) zog zwar wie weiland Philipp von Zesen wacker gegen Fremdwörter zu Felde, tat das aber mit einem ganz anderen kulturpolitischen Hintergrund: Er war im Revolutionsjahr 1789 nach Paris gereist, um aus nächster Nähe am *Leichenbegängnis des französischen Despotismus* teilzunehmen. Auch Campes sprachwissenschaftliche Schriften thematisieren die Fremdwortverdeutschung, das aber nicht aus allgemeinen kulturpatriotischen oder nicht näher benannten sprachethischen Motiven heraus, sondern »aus Einsicht in die Notwendigkeit der Volksaufklärung«.¹⁹ Das heißt: Er verband

sein demokratisches Engagement mit einer aufklärerischen Sprachtheorie, die darin bestand, die Sprache, in der das Wissen aufbewahrt ist, so einzurichten, daß das Verstehen unmittelbar aus der Sprachkompetenz eines jeden Sprechers heraus

16 Vgl. von Polenz, *Deutsche Sprachgeschichte* (Fn. 9), S. 120–123.

17 Zitiert nach Paul Pietsch, »Leibniz und die deutsche Sprache (III)«, in *Wissenschaftliche Beihefte zur Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins*, Vierte Reihe, Heft 30 (1908), S. 313–356 und 360–371, hier S. 349.

18 Umfangreiches Material für das späte 18. und das 19. Jahrhundert stellt bereit: Alan Kirkness, *Zur Sprachreinigung im Deutschen 1789–1871. Eine historische Dokumentation*, 2 Bde., Tübingen 1975.

19 Von Polenz, *Deutsche Sprachgeschichte* (Fn. 9), S. 127.

erfolgen kann, indem die Wörter zum einen ausdrucksseitig systemhaft und nach analogen Formprinzipien organisiert sind und sich inhaltsseitig aus dem muttersprachlich gefaßten Alltagswissen heraus erschließen lassen.²⁰

Das zweite Problem, mit dem sich Gelehrte der Barock-, vor allem aber der Aufklärungszeit befassten, und das sie kontrovers diskutierten, war, wie erwähnt, das der Sprachrichtigkeit. Im Mittelpunkt der Auseinandersetzungen standen nicht so sehr lexikalische Probleme, wie bei den meisten der Sprachreiner, als vielmehr die ›richtige‹ Aussprache und im Zusammenhang damit Fragen der Orthografie.

In Anbetracht dessen, dass der deutsche Sprachraum in zahlreiche mehr oder weniger stark voneinander abweichende Mundarten zersplittert war (was ja bis zu einem gewissen Grad bis heute der Fall ist), stellte sich die grundsätzliche Frage, ob ein bestimmter Dialekt als maßgeblich anerkannt werden sollte, und falls ja, welcher es sein sollte. Vielfach wurde die Sprachlandschaft Luthers, das ›Meißnische‹, als diejenige Sprachvarietät angesehen, der aufgrund ihrer ohnehin vorhandenen Strahlkraft diese herausgehobene Rolle zukäme. Aber es gab auch Stimmen, die sich dafür aussprachen, eine solche Führungsrolle nicht einem bestimmten Einzeldialekt zuzugestehen, sondern die vielmehr dafür plädierten, eine noch nicht existente Hochsprache nach bestimmten Kriterien auf der Grundlage der vorhandenen Dialekte zu konstruieren und zu etablieren. Dafür sprachen sich Grammatiker und Gelehrte vor allem aus dem norddeutschen (sprachlich gesehen ›niederdeutschen‹) Raum aus. Ähnlich argumentierten Autoren aus dem Süden (Bayern, Österreich, Schweiz), und das ist nicht weiter verwunderlich, denn der Norden und der Süden waren in sprachlicher Hinsicht doch um einiges von der ›Lutherischen Mitte‹ entfernt. ›Südliche Vorbehalte‹ gegen das ›Meißnische‹ hatten im 17. und 18. Jahrhundert überdies auch noch mit konfessionellen Vorbehalten zu tun.²¹

Fragt man nun, was im konfessionellen Zeitalter als ›gutes Deutsch‹ und ›schlechtes Deutsch‹ gesehen wurde, so hing das von der jeweiligen Grundüberzeugung ab: Für diejenigen, die es für geboten hielten, eine bestimmte Landschaftssprache als Leitvarietät anzuerkennen, war alles, was von dieser abwich, ›schlecht‹ oder ›falsch‹. Für Verfechter der Auffassung, dass das *grundrichtige*

20 Ebd. (unter Rekurs auf Jürgen Schiewe, *Sprachpurismus und Emanzipation. Joachim Heinrich Campes Verdeutschungsprogramm als Voraussetzung für Gesellschaftsveränderungen*, Hildesheim u. a. 1988, S. 118).

21 Zum ganzen Fragenkomplex vgl. z. B. Dirk Josten, *Sprachvorbild und Sprachnorm im Urteil des 16. und 17. Jahrhunderts*, Bern/Frankfurt a. M. 1976; von Polenz, *Deutsche Sprachgeschichte* (Fn. 9), bes. S. 135–180.

Deutsch nirgendwo gesprochen und geschrieben wurde, sondern erst erarbeitet werden musste, konnte a priori kein Dialekt schon ›gutes Deutsch‹ repräsentieren. Zu dieser Ansicht neigte Johann Christoph Gottsched (1700–1766), und zwar im Gegensatz zu seinem eine Generation jüngeren Vornamensvetter Johann Christoph Adelung (1732–1808), dem letzten prominenten Verfechter der zu seiner Zeit fast schon anachronistischen Auffassung, dass dem ›Meißnischen‹ der Vorrang unter allen deutschen Landschaftssprachen zukäme.

5. 19. Jahrhundert bis heute

Seit der Reichsgründung 1871 hat auch die Politik versucht, Festlegungen darüber zu treffen, was ›richtiges‹ oder ›falsches‹ Deutsch sei. Regierungsamtliche Regulierungsmaßnahmen beschränkten sich aber weitgehend auf Orthografie und Aussprachenormen (Orthoëpie).²² Dennoch dauert die Diskussion an, wie die Debatten um die jüngste Rechtschreibreform zeigen.

Was dagegen ›gutes Deutsch‹ auf der lexikalischen Ebene ist, darüber setzten sich die Diskussionen fort, die sich bis zur Polemik, ja sogar Diskriminierung steigern konnten. Verändert haben sich im Lauf der Zeit allerdings die Hintergründe, vor denen die Debatten geführt wurden. Fand man es früher inakzeptabel, wenn jemand versuchte, ein ihm nicht zustehendes Sprachregister anzuschlagen, indem er fremdes Wortgut sozusagen usurpierte, so wurde zunehmend der Fremdwortgebrauch an sich, also unabhängig von ›Ständeklauseln‹, gebrandmarkt. Der Lateinisch oder Französisch brabbelnde *Knecht Matthies* und der dumm-arrogante Bauernlummel im *Meier Helmbrecht* waren ja nur satirische Zerrbilder.

Zwar gab es um 1900 offiziöse, halbamtliche Vorgaben bei Post, Bahn und Militär.²³ Doch anders als für die Orthografie gab es für den Wortgebrauch keine legislativen Vorgaben. Es waren in Zeiten des »radikalnationalistischen Wilhelminismus und rassistischen Nationalsozialismus«²⁴ politische und sprachideologische Vorstellungen von Einzelpersonen oder auch Verbänden, die die Diskussion dominierten. Ihnen ging es auch nicht mehr (wie Campe) um Fremdwort-Ersatz im Interesse einer verständlichen Sprache im Dienste der Volksaufklärung, sondern schlicht um Eliminierung von Elementen aus ›Feindsprachen‹ wie Französisch und Englisch, in der NS-Zeit auch Hebräisch

²² Polenz, Deutsche Sprachgeschichte (Fn. 9), S. 236.

²³ Ebd., S. 269.

²⁴ Ebd., S. 264.

und Jiddisch. Der Gießener Germanist Hans L. Stoltzenberg (1888–1963) verstieg sich dazu, Universitätsfunktionen zu verdeutschen, z. B. *Hochschulführer* für *Rektor*, *Lehrschafftsführer* für *Dekan*, *Amtshochlehrer* für *Ordinarius*, *hochschulhaft* für *akademisch*, *Anstaltsamung* für *Institutionalisierung* (und ähnliche sprachliche Sumpflüthen).²⁵

Kristallisationspunkt für derartige Initiativen war der *Allgemeine deutsche Sprachverein*,²⁶ der es mit seinen sprachpuristischen Rundumschlägen allerdings so weit trieb, dass sich sogar Hitler persönlich zu einem Machtwort genötigt sah. In einem Erlass des Reichsministers für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung vom Jahr 1940 hieß es:

Der Führer wünscht nicht derartige gewaltsame Eindeutschungen und billigt nicht die künstliche Ersetzung längst ins Deutsche eingebürgerter Fremdworte durch nicht aus dem Geist der deutschen Sprache und den Sinn der Fremdworte meist nur unvollkommen wiedergebende Wörter.²⁷

Radikal-völkischer Fremdwortpurismus konnte unter nationalsozialistischen Vorzeichen schon deshalb nicht erwünscht sein, weil Nazi-Größen in ihrer Propaganda und im Parteideutsch selbst reichlich Fremdwörter verwendeten. Sie waren ja allem »Blut-und-Boden-Geschwurbel« zum Trotz in erster Linie Technokraten. Drei der fünf lexematischen Einheiten des Namens *Nationalsozialistische deutsche Arbeiterpartei* sind übrigens Fremdwörter! Zudem konnte die Verdeutschung euphemistisch gebrauchter Fremdwörter ungewollt entlarvend sein, z. B. *Zwangs-* oder *Straflager* statt *Konzentrationslager* oder *Entmannung* statt *Sterilisation*.

Gleichwohl zeitigten die Aktivitäten des *Allgemeinen deutschen Sprachvereins* Wirkungen bis in die Nachkriegszeit. Im heutigen Deutschen haben wir Komposita wie z. B. *Eilzug*, *Fahrkarte*, *Fernsehen*, *Gaststätte*, *Kernenergie*, *Kraftfahrzeug*, *Innenstadt*, *Rundfunk* für *Express*, *Billet*, *Television*, *Restaurant*, *Atomenergie*, *Auto*, *City*, *Radio*. Die deutschen Synonyme gehen sehr wahrscheinlich auf das Konto dieses Vereins.

²⁵ Vgl. ebd., S. 278.

²⁶ Vgl. Herbert Blume, »Der Allgemeine Deutsche Sprachverein als Gegenstand der Sprachgeschichtsschreibung. Mit einem Kapitel über Hermann Riegel«, in Dieter Cherbim, Siegfried Grosse und Klaus J. Mattheier (Hg.), *Sprache und bürgerliche Nation. Beiträge zur deutschen und europäischen Sprachgeschichte des 19. Jahrhunderts*, Berlin/New York 1998, S. 123–147, Andreas Gardt, »Sprachnationalismus zwischen 1850 und 1945« in ders. (Hg.), *Nation und Sprache. Die Diskussion ihres Verhältnisses in Geschichte und Gegenwart*, Berlin/New York 2000, S. 247–271.

²⁷ »Erlass des Reichsministers für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung«, in *Deutsche Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung* 6/23 (1940), S. 534.

Bis in die Gegenwart setzen sich die Auseinandersetzungen um das ›reine Deutsch‹ fort. Sprachpflege wird auch heute noch vielfach eindimensional mit Abwehr von Fremdwörtern, gegenwärtig vor allem von Angloamerikanismen, gleichgesetzt.

Hinzu kommt heute – anders als in früheren Jahrhunderten – die sprachpflegerische Stigmatisierung auch bestimmter syntaktischer Strukturen. Beispiele sind die Verbzweitstellung in *weil*-Kausalsätzen (*ich gehe nicht mit ins Kino, weil der Film interessiert mich nicht*), Tempusverdoppelung (*ich habe schon gegessen gehabt*), Negationsverdoppelung (*ich habe keinen Hunger nicht*) oder Relativsatzeinleitung mit *der/die/das wo* oder nur *wo* wie z. B. in *der Händler, (der) wo mir den Gebrauchtwagen angedreht hat ...* Verwerflich sind für sprachbewusste Zeitgenossen auch Kombinationen von Passiv, Reflexivität und unpersönlicher Konstruktion (*nach der Gedenkminute wurde sich hingesetzt*). Was für den Linguisten, der sich für ›saliente Nonstandardmuster‹ interessiert, spannend sein kann, findet der sprachnormbewusste Zeitgenosse einfach nur grauenvoll.

Und so kommt dem ›gutem Deutsch‹ auch heute wieder eine »soziale Symptomfunktion«²⁸ zu. ›Gutes Deutsch‹ ist bei dieser Sicht der Dinge ein normenkonformes Deutsch mit positiv bewerteten Symptomwerten. Wer diese Normen nicht kennt und beherrscht, disqualifiziert sich.

Dabei werden englische bzw. angloamerikanische Einflüsse weitgehend akzeptiert, auch wenn es nach wie vor Bestrebungen gibt, diese Einflüsse zurückzudrängen – mitunter fühlt man sich dabei sogar an jenen Ritter von der traurigen Gestalt erinnert, den Miguel de Cervantes (1547–1616) in den Kampf gegen Windmühlen und Schafherden geschickt hat. Dass es in gewissen Kreisen sprachliches ›anglizismengeschwängertes‹ Imponiergehabe gibt, soll nicht geleugnet werden. *Meier Helmbrecht* lässt grüßen!

Heutige Sprachkritiker, denen an einem ›guten Deutsch‹ gelegen ist, müssen jedoch auf einem anderen, wesentlich komplexeren Tätigkeitsfeld aktiv werden, als es der Kampf gegen Fremdwörter, syntaktische und morphologische Regelabweichungen oder normabweichende Lautungen jemals war: Gemeint ist die Entlarvung oberflächlicher oder manipulativer Ausdrucksweisen, die sich gerne semantisch leerer Pseudotermini bedienen, die lediglich den Anschein von Wissenschaftlichkeit oder gehobenem Reflexionsniveau erwecken. Das sind z. B. nahezu beliebig kombinierbare Komposita mit dem Grundwort *-ebene* (*Konfliktebene, Beziehungsebene*), *-horizont* (*Konflikthorizont, Beziehungshorizont*), *-faktor* (*Konfliktfaktor, Beziehungsfaktor*), *-projekt* (*Konfliktprojekt, Beziehungsprojekt*), *-kompetenz* (*Konfliktkompetenz, Bezie-*

28 Polenz, Deutsche Sprachgeschichte (Fn. 9), S. 231.

hungskompetenz) usw. Solche Wörter haben das Potenzial, Reflexions- und Denkdefizite auf prestigefördernde Weise zu übertünchen. Der Freiburger Sprachwissenschaftler Uwe Pörksen hat solche Konstrukte als »Plastikwörter«²⁹ bezeichnet. Gottfried von Straßburg, der Dichter des Tristan, der noch kein Plastik kannte, hätte vermutlich von *bickelworten* gesprochen.

Weites Echo findet die immer im Januar stattfindende Bekanntgabe des ›Unworts des Jahres‹, die zumindest einmal im Jahr an die Notwendigkeit öffentlicher Sprachreflexion erinnert. Solche ›Unwörter‹ waren beispielsweise *Humankapital*, *Herdprämie*, *Kollateralschaden*, *Überfremdung*, *Rentnerschwemme*, *Wohlstandsmüll*, *Ich-AG*, *Peanuts*, *Entlassungsproduktivität*, *Personalentsorgung*, *ausländerfrei*, *intelligente Waffensysteme*. Das alles sind Komposita, die zu Recht angeprangert worden sind. Moderne Sprachkritik muss sich über isolierte Einzelwörter hinaus auch auf aktuelle Diskurszusammenhänge richten. ›Gutes Deutsch‹ definiert sich heute nicht durch Stigmatisierung bestimmter Wörter oder Wortabfolgen, schon gar nicht durch Fremdwortpurismus, sondern – zumindest im öffentlichen Bereich – durch Vermeidung manipulativer, offen oder latent diskriminierender, irreführender Ausdrucksweisen.³⁰

29 Uwe Pörksen, *Plastikwörter. Die Sprache einer internationalen Diktatur*, Stuttgart 1988.

30 Vgl. weiterhin Klaus-Hinrich Roth, »Positionen der Sprachpflege in historischer Sicht«, in Besch u. a. (Hg.), *Sprachgeschichte* (Fn. 7), Teilbd. 1, Berlin/New York 1998, S. 383–396, ferner Klaus Gloy, »Sprachnormierung und Sprachkritik in ihrer gesellschaftlichen Verflechtung«, in ebd., S. 396–406.

Denken und Sprechen aus philosophischer Sicht

1.

In der Auseinandersetzung zwischen den ›empirischen‹ Wissenschaften und der Philosophie geht es nie darum, ob man etwas *absolut a priori*, durch reines Denken im Lehnstuhl, wissen könnte, bevor man reale Erfahrungen gemacht hat. Es geht immer darum, dass es keine sinnvolle empirische Untersuchung gibt, die nicht allgemeine Selbstverständlichkeiten voraussetzt, wie sie die Philosophie explizit macht. Empirische Beobachtungen begründen und widerlegen ein kanonisierbares Allgemeinwissen nur im Zusammenhang eines dialektischen Streits zwischen der Bestätigung lebensweltlichen Vorherwissens und der Kritik an möglichen vorschnellen Verallgemeinerungen. Diese treten zwar manchmal in gedankenlosen Traditionen auf – obgleich es zur natürlichen Dummheit der jeweiligen Gegenwart gehört, die Vergangenheit und andere Kulturen zu unterschätzen. Häufiger aber gehen wir von statistischen Häufigkeiten *a posteriori* allzu schnell zu Allgemein- oder Wahrscheinlichkeitsaussagen *a priori* über. Ironischerweise tendieren gerade die empirischen Wissenschaften zum transzendenten Überschwang, wenn nämlich das dialektische Denken der Streitgespräche um die besten generischen Erklärungen anerkannter Phänomene fehlt. Wichtig ist, dass die Sätze der Wissenschaften von der Art des Beispiels »die Katze frisst Mäuse« sind und bloß allgemeine Orientierungen bieten. Ihrem Zweck gemäß sollen sie nie ein Sonderwissen einer Elite bleiben, sondern zu einem Allgemeinwissen oder Fundus mit allgemeinem Zugriff werden. Sie artikulieren auch selten oder nie empirische Allsätze über alle möglichen (auch zukünftigen) Einzelereignisse. Ihre Allgemeinheit ähnelt eher der von Merksätzen wie z. B. »wir denken wesentlich in Sprache«, welche die Philosophie typischerweise im Interesse einer logischen Geografie formuliert hat. Schon Heraklit (~520–460 v. Chr.) erkennt diese als lakonische Gnomen. Thomas Hobbes (1588–1679) nennt Axiome dieser Art ›Aphorismen‹. Philosophie ist seit dem Anfang echter Wissenschaft, also seit Platon (427–347 v. Chr.), *dialektikē technē* in selbstbewusster Explikation begrifflicher Prinzipien als den Vor- und Rahmenbestimmungen sinnvoller disziplinärer Einzeluntersuchungen.

2.

Rodins Skulptur *Der Denker* kennt jeder: Vornübergebeugt, das Kinn auf die Faust gestützt, sitzt er auf einem Stein und sinnt über etwas nach.¹ Man sieht ihm nicht an, dass er sprechen können muss, um denken zu können. Dabei meinen wir zumeist, dass es umgekehrt ist und das vorstellende Denken un-mittelbarer sei als das Sprechen: Müssen wir nicht erst denken, um dann zu sprechen? Überzeugungen sind doch eine Art innerer, dispositioneller Zustand, oder nicht? Und denken nicht auch Tiere? – Die Reihenfolge kehrt sich schnell um, wenn wir das normale Denken als ›leise Planung‹ einer möglichen ›Sprechhandlung‹ begreifen. Es gleicht dem Entwurf einer langen Rede, bei dem man möglicherweise gar nicht mit ganzen Sätzen, sondern mit Stich- und Schlagwörtern operiert, manchmal auch mit bildlichen Vorstellungen oder diagrammatischen Skizzen, die man dann vielleicht beschreibend ausmalt oder auch nur als Plan für ein laute Rede oder ein leises Selbstgespräch gebraucht.

3.

Sprechen beginnt mit ganz einfachen Nennungen. Am Anfang stehen ›primitive‹ Einwortsätze wie: ›mama!‹ oder vielleicht auch ›wauwau!‹.² Daraus entstehen später Titelwörter wie ›Hund‹, ›Katze‹ und noch später Begriffswörter, wenn sie nämlich im Kontext ganzer Aussagen stehen und entsprechend gebraucht werden. In ›dies ist eine Katze, das eine andere‹ wird ›Katze‹ zum Prädikat, in ›Mama ist Lehrerin‹ wird ein Wort, das am Anfang bloß eine Art Ruf war, zu einem Eigennamen. Syntaktisch ausformulierte Sätze stehen am Ende der allgemeinen Entwicklung der Sprache, des individuellen Spracherwerbs und dann auch wieder des konkreten Prozesses der Herstellung eines Gedankens im Reden. Die Anwendung setzt eine kulturelle Evolution grammatischer Ausdifferenzierungen voraus. Die Annahme, es gäbe eine besondere Sprache des Denkens im Gehirn, eine *Language of Thought*,³ die jeder von uns erst in Lautsprache übersetzen müsse, erweist sich als überflüssig und irreführend, auch wenn das ComputermodeLL, in welchem es verschiedene Ebenen von

1 Dazu und zum Folgenden ausführlicher: Pirmin Stekeler-Weithofer, *Sprachphilosophie. Eine Einführung*, München 2014, Kap. 1.

2 Ebd.; siehe auch Willard Van Orman Quine, *Word and Object*. Cambridge, Mass. 1960, S. 81 ff.

3 So, noch in der bewusstseins- und ideentheoretischen Tradition von Thomas Hobbes und John Locke stehend, Jerry Fodor, *The Language of Thought*, Cambridge, Mass. 1975, ders., *The Modularity of Mind*, Cambridge, Mass. 1983.

Maschinen- und Oberflächensprachen gibt, sie als Metapher überleben lässt. Es stimmt zwar, dass wir in der ›Sprechplanung‹ nicht sofort einen ganzen Satz im Kopf vorproduzieren, bevor wir ihn am Ende aussprechen. Es reichen oft Titelwörter. Dementsprechend erklärte auch René Descartes (1596–1650), dass man nur die Überschriften der scholastischen Bücher kennen müsse, um sich den Inhalt herzuleiten.

Bei genauer Betrachtung ist das Sprechplanen weder zirkulär noch mysteriös: Es ist kein Ereignis, kein Ergebnis zufälliger Gehirnströme, wird auch nicht hervorgebracht durch verdrahtete Glaubenszustände. Wir kennen Sprechhandlungsformen und wissen sie zu aktualisieren. Nach leisen Planungen, die im Fall erfahrener und konzentrierter Redner sehr schnell ablaufen, kann ich mich dafür oder dagegen entscheiden, die entsprechende Sprechhandlung auszuführen oder zu unterlassen. Das gilt für andere Handlungen auf die gleiche Weise. Ob wir es merken oder nicht, als intentionale Handlungen hängen auch Sprechhandlungen von einem Denken und damit von einem leisen Sprechplanen ab, was für bedingte Reaktionen und unbewusste Verhaltensweisen nicht gilt. Nehmen wir ein Versprechen gegenüber Freunden zum Beispiel: Ich kann leise darüber nachdenken, ob ich ihnen meine Hilfe beim Renovieren zusagen möchte. Die Zusage selbst kann ich dann auf ganz einfache Weise geben – durch ein einfaches ›Ich komme‹ oder ein bloßes ›ja‹ oder nur ein Nicken. Wichtig ist die aus meinem Sprech- bzw. Zusage-Akt folgende Handlungskonsequenz: Nun bin ich verpflichtet, die Zusage einzuhalten, aufgrund meiner Selbstverpflichtung in einer Rollenübernahme, dem *undertaking* eines *commitment*.⁴ Den reinen Satz ›ich verspreche zu kommen‹ als bloß phonetische Aktform könnte auch ein Papagei nachplappern oder ein Aufnahmegerät in Dauerschleife wiedergeben. Es wäre dann aber weder ein Sprechen noch ein Denken.

4.

Für den Begriff des Denkens ist die zentrale Konnotation des Ausdrucks *co-gitatio* zu bedenken, da man diese seit alters als *Zusammenfassung* von etwas im Geiste auffasst, was man – im Verstehen – nach implizit tradierten Formen des inferentiellen Schließens immer wieder aus(einander)legt.⁵ Die Bedeutung von Denken reicht vom einfachen mitdenkenden Wahrnehmen und wahrneh-

4 Robert B. Brandom, *Making it Explicit: reasoning, representing, and discursive commitment*, Cambridge, Mass. 1994.

5 Dazu ausführlicher: Pirmin Stekeler-Weithofer, *Denken: Wege und Abwege in der Philosophie des Geistes*, München 2014, S. VII–IX.

mungsgestützten Urteilen zum anspruchsvollen ›Nachdenken‹, also zur reflektierenden Rückwendung auf das, was hinter dem Rücken der unmittelbaren Aufmerksamkeit liegt. Die Definition, Denken umfasse »alle Stufen und Formen der menschlichen höheren Gehirntätigkeit«,⁶ lässt dagegen völlig offen, was das Wort ›höher‹ meint, zumal schon Platon die Leere einer Erklärung des Denkens als Tätigkeit des Gehirns erkennt und kritisiert.⁷ Denn das Funktionieren des Gehirns ist nur notwendige Bedingung sinnvollen Denkens und Sprechens, nie ausreichende Ursache.

Bei allen bisher betrachteten Bedeutungen für das Denken ist das Gedächtnis mitzudenken. Denken wird nämlich auch als Sammlung der Seele oder von etwas in der Seele gedeutet.⁸ Platon verbindet dabei den Gebrauch der griechischen Wörter *logos*, *legein* und *eidos* mit seiner Definition des Menschen als das Wesen, das denkend weit verstreutes ›zusammenschaut‹, wie Schleiermacher einen Sprachwitz aus dem *Kratylos* um das Wort *anthropos* kongenial übersetzt:⁹ Wir *legen* die Welt in ihren Formen *aus*, indem wir Worte sozusagen vor uns hinlegen, ausbreiten, und diese dann wieder *lesen*. Denken ist also Aktualisierung der Kompetenz, implizite Formen in Natur und Handlungswelt durch Verdichtung und Auslegen explizit zu machen. Denken in diesem Sinn muss sogar das bewusste Wahrnehmen und Vorstellen begleiten, wenn das Wahrgenommene oder Vorgestellte begrifflich strukturiert und damit durch Zeichen artikulierbar sein soll.

5.

»Es ist ein altes Vorurteil, daß das, wodurch sich der Mensch von dem Tiere unterscheidet, das Denken ist; wir wollen dabei bleiben«,¹⁰ sagt Georg Wilhelm Friedrich Hegel (1770–1831) leicht ironisch, da er das vermeintliche Vor-

6 Art. »Denken«, in Ruth Klappenbach und Wolfgang Steinitz (Hg.), *Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache*, Bd. 1, Berlin 1964. Onlineversion: <http://www.dwds.de/?view=13&qu=Denken> (17.6.2016).

7 Etwa beim Pythagoreer Alkmaion von Kroton, siehe Platon, *Phaidon*, in ders., *Sämtliche Werke*, nach der Übers. von Friedrich Schleiermacher, Reinbek bei Hamburg 1967, Bd. 3, 96b5 ff.

8 Ebd., 83a7–b2.

9 Platon, *Kratylos*, in ebd., Bd. 2, 399c.

10 Georg Friedrich Wilhelm Hegel, *Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie I* (Werke, Bd. 18), Frankfurt a.M. 1986, S. 22, Fn. 12, Einfügung von Michelet; siehe auch: ders., *Enzyklopädie der Philosophischen Wissenschaften* [1830], hg. von Friedhelm Nicolai und Otto Pöggeler, Hamburg 1991, § 2, S. 34.

urteil nicht angreift. Dabei stimmen am Ende fast alle Philosophen mit Platon überein, dass das Denken im Wesentlichen ein innerer Dialog ist,¹¹ »eine Rede, welche die Seele bei sich selbst durchgeht über dasjenige, was sie erforschen will«,¹² Das Wort ›diskursiv‹ verbindet dieses Bild mit dem gemeinsamen Durchgehen von Argumenten. »Das Denken ist ein Sprechen u. dieses ein hören«, schreibt auch Immanuel Kant (1724–1804) im *Opus Postumum*¹³ und zeigt sich damit offen für das, was auch Johann Georg Hamann (1730–1788) in seinen *Sokratischen Denkwürdigkeiten* sagt: »Vernunft ist Sprache. Logos«, was wiederum sinngemäß auch bei Johann Gottfried Herder (1744–1803) und Wilhelm von Humboldt (1767–1835) zu finden ist. Kant hält aber an der cartesischen Perspektive einer kognitionsphilosophischen Reflexion auf die Konstitution oder Verfassung unseres symbolischen oder ›vorstellenden‹ Wissens über die Welt fest. Denken ist für Descartes inneres Repräsentieren mit *Conscientia*,¹⁴ wobei dieses ›Bewusstsein‹¹⁵ im Sinn von potentiell gemeinsamer Wissenskontrolle, also der Prüfung des verstehbaren Sinns und der Richtigkeit des Vorgestellten zu verstehen ist, nicht bloß als subjektives Gewahrsein der empiristischen *awareness*, die wir neben der auf Dinge fokussierten Aufmerksamkeit (*attention*) mit den Tieren teilen. Nur der Mensch hat wahre Sprache, wie Descartes sagt, ist *veraloquens*. D.h. die ›Signalsprachen‹ der Tiere sind nur Systeme zur präsentischen Koordinierung des Verhaltens und unterstützen keine Repräsentation allgemein verständlicher Gedanken. Daher hilft auch eine Formel wie die von Josef Simon (1930–2016) »Wir denken, indem wir [...] Zeichen verstehen«¹⁶ nicht wesentlich weiter, wenn nicht genauer nachgefragt bzw. erläutert wird, wie sich das Verstehen von Zeichen bei Tieren und Menschen unterscheidet. – Kants zentraler Kernsatz, »ich denke, muß alle meine Vorstellungen begleiten können«,¹⁷ umfasst dagegen schon die Einsicht, dass jedes diskursive Denken durch einen reflektierenden Denkakt, das *cogitare* durch ein *reflectere animum* begleitet sein muss. Es gibt also die Möglichkeit der unendlichen Reflexion im das Denken und Sprechen kommentierenden Sprechen und Denken. »Etwas durch Begriffe, d.i. im Allgemeinen

11 Platon, *Sophistes*, in ders., *Sämtliche Werke* (Fn. 7), Bd. 4, 263e3–5.

12 Platon, *Theaitetos*, in ebd., 189e.

13 Immanuel Kant, *Opus Postumum*, Convolut 1–4 (Kants gesammelte Schriften, Bd. 21), Berlin 1936, S. 103.

14 Boris Hennig, ›*Conscientia*‹ bei Descartes, Freiburg 2006.

15 Wie Christian Wolff den Ausdruck übersetzt. Siehe ebd., S. 18.

16 J. Simon, *Philosophie des Zeichens*, Berlin / New York 1989, S. 46.

17 Immanuel Kant, *Kritik der reinen Vernunft* [2. Aufl. 1787] (Kants gesammelte Schriften, Bd. 3), Berlin 1911, S. 108.

vorstellen, heißt denken«, schreibt Kant in der *Preisschrift über die Fortschritte der Metaphysik*.¹⁸ Und: Es geschieht »alles Denken« durch Begriffe, Urteile und Schlüsse.¹⁹

6.

Was wir Denken nennen, verhält sich zum Sprechen weitgehend so wie das leise zum lauten Lesen. Im Unterschied zum Lesen etwa auch von Comics, wo wir Vorgegebenes nachvollziehen, planen wir im Sprachdenken schriftliche oder mündliche Sprechhandlungen, oft versuchsweise, um sie nach Prüfung gegebenenfalls laut oder leise in Langform zu vollziehen. Dabei ist das Bonmot Georg Christoph Lichtenbergs (1742–1799), wir sollten sagen »es denkt«, nämlich das Gehirn, »so wie man sagt: ›es blitzt‹«²⁰ – was dann auch Friedrich Nietzsche (1844–1900) kopiert –, nur die halbe Wahrheit. Es ist zwar Vieles am Denken Einfall, was selten so klar wird, wie wenn wir zuhören, was psychisch Verwirrten so alles aus dem Mund fällt und dabei nur lose an das Wahrgenommene gekoppelt ist. Im Unterschied dazu wählen wir im guten Fall aus und steuern weitere Einfälle partiell frei mit. Die gerade auch von Kant betonte *Spontaneität* des Denkens und Handelns ist in Wahrheit eine *Mischung* zwischen unwillkürlichem Widerfahrnis und willkürlicher Auswahl. Es gibt sie auch im bildhaften oder akustischen Vorstellen – wobei die musikalische Notenschrift das Sprachartige ebenso klar macht wie Filmsequenzen oder räumliche Vorstellungen der Bewegungsorientierung. Schon Platon hatte wie Wittgenstein neben der Schriftsprache die Musik und ihre projektive Darstellung in einer Notenschrift als Beispiele für strukturelle Repräsentationen genannt. Denken ist also spontane Repräsentation von Möglichkeiten im Sprechplanen, mitunter begleitet durch ikonische Bildsequenzen wie in Comics oder Tonfilmen.

18 Immanuel Kant, »Preisschrift über die Fortschritte der Metaphysik«, in *Kants gesammelte Schriften*, Bd. 20, Berlin/Leipzig 1942, S. 253–332, hier Beilage, S. 325.

19 Immanuel Kant, »Logik«, in *Kants gesammelte Schriften*, Bd. 9, Berlin/Leipzig 1923, S. 33.

20 Georg Christoph Lichtenberg, *Sudelbücher*, hg. von Wolfgang Promies, München 2005, Bd. 2, Heft K, Nr. 76, S. 412.

7.

Die berühmte These Ludwig Wittgensteins (1889–1951) im *Tractatus logico-philosophicus*: »Was sich überhaupt sagen lässt, lässt sich klar sagen«,²¹ lese ich so: Nur dort, wo es eine öffentliche Praxis des Urteilens nach wahr und falsch gibt, gibt es sachhaltige Urteile. Nur in einer solchen Praxis zeigen sich die Tatsachen der Welt. Es ist daher auch nicht verwunderlich, dass Wittgenstein dem Logiker Gottlob Frege (1848–1925) folgt, wenn er erklärt »Im Satz drückt sich der Gedanke sinnlich aus«, »Der Gedanke ist der sinnvolle Satz«, »Nur der Satz hat Sinn; nur im Zusammenhang des Satzes hat ein Name Bedeutung.«²² – Wer dagegen mittels bloßer Beobachtungen der Vorgänge im menschlichen Gehirn – auch in Verbindung mit Beobachtungen des Verhaltens – Gedanken identifizieren oder analysieren will, ohne die Vermittlung des öffentlichen Gebrauchs von Artikulationssystemen hinreichend ernst zu nehmen, der stellt äußerst gewagte Hypothesen auf. Eine derartige Spekulation ähnelt dem Versuch, allein durch Beobachtungen des Gehirns und des äußeren Verhaltens eines Mathematikers etwas über die Arithmetik erfahren zu wollen. Besser wäre wohl, mit den Menschen zu sprechen und ihre (mathematische) Kultur kennenzulernen.

8.

Hegel zufolge ist die Wissenschaft insgesamt, nicht etwa bloß die Philosophie, Arbeit am Begriff. Interessanterweise stimmt dem Nietzsche vollinhaltlich zu:

An dem Bau der Begriffe arbeitet ursprünglich [...] die Sprache, in späteren Zeiten die Wissenschaft [...] an jenem großen Kolumbarium der Begriffe, der Begräbnisstätte der Anschauungen, baut immer neue und höhere Stockwerke, stützt, reinigt, erneuert die alten Zellen und ist vor allem bemüht, [...] die ganze empirische Welt, das heißt die anthropomorphische Welt, hineinzuzuordnen.²³

Sprache – generisch verstanden – wird so zur Kanonisierung differenzbedingter Normalfallerwartungen, ausgedrückt in Defaultinferenzen bzw. begriffsbestimmenden Dispositionen.

21 Ludwig Wittgenstein, *Tractatus Logico-philosophicus. Logisch-philosophische Abhandlung*, 12. Aufl., Frankfurt a. M. 1977, Vorwort.

22 Ebd., Satz 3.1, S. 20; Satz 4, S. 32 und Satz 3.3, S. 24.

23 Friedrich Nietzsche, »Über Wahrheit und Lüge im aussermoralischen Sinn«, in ders.: *Kritische Studienausgabe*, hg. von Giorgio Colli und Mazzino Montinari, 2. Aufl., Bd. 1, München 1999, S. 886.

9.

Obwohl man den Philosophen nicht nur die für jede Wissenschaft nötige Streitlust, sondern auch unheilbare Zerstrittenheit nachsagt, stimmen viele von ihnen darin überein, dass wir alle wesentlich diskursiv und damit in Sprache denken. Inzwischen erkennt man sogar an,²⁴ dass menschliches Wahrnehmen im Kontrast zum »enaktiven« Perzipieren von Tieren²⁵ begrifflich, genauer, sprachlich wesentlich mitgeprägt ist. Bis auf die Fälle, in denen wir völlig unbewusst auf Empfindungen reagieren, kontrollieren wir zuerst, was wir wahrnehmen, indem uns die Empfindung zu einem Einfall eines möglichen Wahrnehmungsurteils führt, den wir durch ein zweites und drittes Hinschauen kontrollieren. Es gibt Menschen, und man trifft diese Unglücklichen auch in öffentlichen Räumen, die das nicht tun. Indem sie sozusagen automatisch Wahrnehmungssätze aus ihrem Mund fallen lassen, erfüllen (nur) sie die behavioristische »Theorie« Francis Skinners (1912–1941) von einem Reiz-Reaktions-Schema, wie es bei Willard Van Orman Quine (1908–2000) in *Word and Object* zu einer Theorie der *Stimulus Meaning* entwickelt wird. Ihrem (öffentlich gemachten) Bewusstseinsstrom (*Stream of Consciousness*) kann man anhören, dass er ein Fluss von durch Worte, Sätze und Bildskizzen (auch akustischen) getragenen Inhalten ist. Wenn man ihm ohne weitere Kontrolle seinen Lauf lässt, gilt tatsächlich: »Es denkt«. Doch normalerweise kontrollieren wir unsere ersten Einfälle, getriggert durch Wahrnehmungen, noch einmal an der Wahrnehmung. Wir kontrollieren unsere weiteren konnotativen oder formalen, kanonischen und über die »Zweite Natur der Gewohnheit« habitualisierten, aber nie völlig automatischen, weil immer in Reflexionen kritisch beurteilbaren Schlüsse an der laufenden Situation. Das alles tun wir auch im Gespräch mit anderen Personen. Wir lassen also unsere Welt nicht einfach mit dem zusammenfallen, was uns in einem autistischen Selbstgespräch einfällt. Daher ist es auch kein Wunder, dass das menschliche Wahrnehmen, besonders im Blick auf Normalfallerwartungen, durch die jeweilige Sprache, die morphologischen und syntaktischen Kontrastierungen über Wörter und Ausdrucksformen, damit aber auch durch das in der Sprache über differentiell bedingte Inferenzregeln verschiedenster Art kodierte und kanonisierte Allgemeinwissen wesentlich mitgeformt sein kann. Die Rede von der Theorieabhängigkeit der Erfahrung meint, wenn sie recht verstanden wird, eben diese Tatsache.

24 John McDowell, *Mind and World*, Cambridge, Mass. 1994.

25 Alva Noë, *Action in Perception*, Cambridge, Mass./London 2004.

Christiane von Stutterheim

Auf ausgetretenen Pfaden läuft man schneller

Zum Verhältnis von Sprache und Denken aus linguistischer Sicht

In der Frage nach dem Zusammenhang von Sprache und Denken blicken wir auf eine lange Tradition zurück. Seit der Antike diskutieren die Philosophen die Rolle der Sprache für die Entwicklung und Darstellung richtiger Gedanken.¹ Grundsätzlich wird in diesen Überlegungen Sprache nicht als Ausdrucksmedium angesehen, sondern in ihren kategorialen und logisch-relationalen Differenzierungen als relevante Größe für Erkenntnisprozesse betrachtet. Dabei hat man aber so gut wie nie versucht, diese Fragen empirisch zu klären. Vielmehr ging es um Sprache allgemein und ihre Gestaltungskraft und auch Beschränkung bezüglich einer bestmöglichen Darstellung wahrer Aussagen. Diese Betrachtungen haben zwar durchaus in bestimmten Sprachen geeignetere Formate als in anderen gesehen,² grundsätzlich jedoch alle natürlichen Sprachen als ein mangelhaftes Darstellungsmedium kritisiert. So ist es konsequent, eine ideale Sprache zu fordern, die zu Gewinnung von Erkenntnis anleitet:

Es ist aber bey dem Gebrauch der Sprache auch dieses sonderlich zu betrachten, dass die Worte nicht nur der Gedancken, sondern auch der Dinge Zeichen seyn, und dass wir Zeichen nöthig haben, nicht nur unsere Meynung andern anzudeuten, sondern auch unsern Gedancken selbst zu helfen.³

Verknüpft man die These, dass natürliche Sprachen einer idealen Sprache unterschiedlich nah kommen mit kulturzentrischer Ideologie, wie das im 18. Jahrhundert durch das Kennenlernen und Bewerten ›fremder Kulturen‹ vorbereitet wird, so ist der Weg nicht weit zu ebenso irrigen wie anmaßenden Positionen:

1 Wolfgang Klein, »Zwei Leitgedanken zu ›Sprache und Erkenntnis‹, in *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 145 (2007), S. 9–43.

2 Vgl. z. B. die Position in der *Grammatik von Port Royal 1660*.

3 Gottfried Wilhelm Leibniz, *Unvorgreifliche Gedancken betreffend die Ausübung und Verbesserung der Teutschen Sprache* [um 1697], hg. von Heinrich Lindner, Dessau 1831, S. 3.

Der Sinese hat sich durch seine steife Einsylbigkeit den Weg zu aller weitem Kultur des Geistes verschlossen; aber die Sprache des Huronen und Grönländers hat alles in sich, sich zu der Sprache eines Plato oder Voltaire zu erheben.⁴

Gleichzeitig eröffnet der wissenschaftliche Blick auf fremde Sprachen die Möglichkeit, deren Verschiedenheit und grundsätzliche Relativität im gewaltigen Kosmos der Sprachenvielfalt zu erkennen. Wilhelm von Humboldt (1767–1835) steht für diese Position. Er wird bis heute in der Debatte um sprachliche Relativität als Referenz für deren Beginn bemüht.

Die Erlernung einer fremden Sprache, auf die richtige Art benutzt, ist daher die Gewinnung eines neuen Standpunkts in der bisherigen Weltansicht, da jede das ganze Gewebe der Begriffe und der Vorstellungsweise eines Theils der Menschheit enthält.⁵

Die Erkenntnis, dass einzelne Sprachen bestimmte Begriffe aufweisen, die sich in der spezifischen Kultur als nützlich und erforderlich erwiesen haben, wird erst in der Zeit des Strukturalismus mit empirischen Methoden einer präziseren und differenzierten Überprüfung unterzogen. Es war vor allem Benjamin Lee Whorf (1897–1941), der hierbei neue Wege beschritten und in Folge die Diskussion bis heute polarisiert hat.

From this fact proceeds what I have called the ›linguistic relativity principle‹, which means, in informal terms, that users of markedly different grammars are pointed by their grammars toward different types of observations and different evaluations of externally similar acts of observation, and hence are not equivalent as observers but must arrive at somewhat different views of the world.⁶

Whorf geht es in differenzierter Weise um den Einfluss bestimmter Komponenten eines einzelsprachlichen Systems auf die Denkgewohnheiten der jeweiligen Sprecher. Seine These ist, dass diejenigen begrifflichen Kategorien, die in der einzelnen Sprache kodiert werden müssen, auch in den Konzeptualisierungsprozessen gewissermaßen bedient werden müssen. Einen besonderen

4 Johann Christoph Adelung, *Mithridates oder allgemeine Sprachenkunde*, Bd. 1, Berlin 1806, S. XXV.

5 Wilhelm von Humboldt, »Grundzüge des allgemeinen Sprachtypus«, in *Wilhelm von Humboldts Werke*, hg. von Albert Leitzmann, Bd. 5 (Wilhelm von Humboldts Gesammelte Schriften, Bd. I/5), Berlin 1906, S. 364–473, hier S. 388.

6 Benjamin Lee Whorf, »Linguistics as an Exact Science [1940]«, in ders., *Language, Thought, and Reality*, hg. von John B. Carroll, New York/London 1956, S. 220–232, hier S. 221; vgl. allgemein zur Sapir-Whorf-Hypothese: John J. Gumperz und Stephen C. Levinson (Hg.), *Rethinking Linguistic Relativity*, Cambridge 1996.

Stellenwert misst er dabei den grammatikalisierten Kategorien zu, da diese obligatorisch und vollständig automatisiert in jeder Aussage Berücksichtigung finden müssen. Im Unterschied zu der oben grob skizzierten Debatte, in der es um die großen philosophischen Fragen geht, geht es Whorf um das Alltagsdenken, also die Art und Weise, wie Menschen in ihrer täglichen Erfahrung mit ihrer Umwelt und mit anderen Menschen spontan gedanklich umgehen. Zeitliche Kategorien liefern das Beispiel, an dem sich die Diskussion um Whorfs Position entzündet hat. Seine Untersuchungen zur Sprache der Hopi-Indianer mögen empirisch unzutreffend gewesen sein,⁷ aber man kann sich die Relevanz seiner Thesen auch an anderen Sprachen veranschaulichen. Wenn beispielsweise eine Sprache den Ausdruck temporaler Perspektivierung obligatorisch erfordert, wie das Russische und das Arabische, so ist eine Offenheit in Bezug auf den Abschluss einer Handlung – bei der es das Deutsche typischerweise belässt – bei der sprachlichen Darstellung nicht möglich: ›Ein junger Mann geht ins Institut‹, oder ›Der Mann wäscht das Geschirr ab‹ – in diesen Fällen wird keine eindeutige Aussage darüber gemacht, ob der Mann das Institut erreicht, bzw. ob der Mann das gesamte Geschirr abwäscht. Sprachen wie Russisch und Arabisch lassen eine Offenheit in dieser Hinsicht aufgrund ihrer Grammatik nicht zu. Entsprechend müssen deren Sprecher der Frage der Abgeschlossenheit einer Situation in der Realität größere Aufmerksamkeit widmen.

Die zum Teil polemisch geführte Debatte, in der den Proponenten der Sapir-Whorf-Hypothese im Extrem eine Nähe des sogenannten ›sprachlichen Relativitätsprinzips‹ zu einer völkischen Sichtweise vorgeworfen wurde, konnte in dieser Form zu keinem überzeugenden Resultat führen. Es mussten methodisch neue Wege gefunden werden, um die ideologische Diskussion durch eine Faktendiskussion zu ersetzen. Die vergangenen Jahrzehnte haben hier tatsächlich neue Wege eröffnet. Wesentlich für die Argumentation sind hierbei Methoden, die kognitives Verhalten unabhängig von sprachlicher Darstellung zu erfassen erlauben. Solche Methoden sind beispielsweise Blickbewegungsmessungen zur Registrierung der visuellen Aufmerksamkeit, chronometrische Messungen zu Reaktionszeiten, Erfassung des Erinnerungsvermögens bis hin zur Ermittlung neuronaler Korrelate. In diesem Rahmen liegen mittlerweile eine Reihe experimenteller Untersuchungen zu sprachspezifischen kognitiven Prozessen vor.⁸

Im Folgenden soll dieser Forschungsansatz an einer Studie einer Heidelberger Projektgruppe am Institut für Deutsch als Fremdsprachenphilologie

7 Vgl. Helmut Gipper, *Gibt es ein sprachliches Relativitätsprinzip? Untersuchungen zur Sapir-Whorf-Hypothese*, Frankfurt a. M. 1972.

8 Caleb Everett, *Linguistic Relativity. Evidence Across Languages and Cognitive Domains*, Berlin 2013.

illustriert werden. In diesem Projekt werden seit vielen Jahren sprachvergleichende Studien zum Einfluss sprachlicher Strukturen auf kognitive Prozesse in den Bereichen Raum-, Zeit- und Ereigniskognition durchgeführt. Einen speziellen Schwerpunkt bilden Untersuchungen zur Auswirkung aspektueller Kategorien auf die visuelle Wahrnehmung und die Informationsauswahl in der sprachlichen Darstellung von Bewegungsereignissen. Unter ›Aspekt‹, genauer ›Verbalaspekt‹, versteht man Flexionsformen des Verbs, die eine Aussage auf bestimmte Phasen einer im Satz zur Darstellung gebrachten Situation begrenzen. Das Englische weist mit der Unterscheidung in *simple Form* und *-ing Form* ein Aspektsystem auf, ebenso die slawischen Sprachen mit imperfektiven und perfektiven Formen. Eine aspektneutrale Form gibt es in diesen Sprachen nicht. Das Deutsche besitzt zwar Formen, um Phasen eines Geschehens herauszugreifen, etwa durch das Adverb ›gerade‹, aber Sprecher müssen sich nicht bei jeder Aussage für einen bestimmten temporalen Aspekt entscheiden. Es stellt sich nun die Frage, ob Sprecher von Aspektsprachen Situationen nach anderen Prinzipien kognitiv verarbeiten als Sprecher von Nicht-Aspektsprachen. Die folgenden Hypothesen lassen sich empirisch überprüfen:

- 1) Sprecher von Aspektsprachen fokussieren in ihrer visuellen Wahrnehmung das augenblicklich ablaufende Geschehen.
- 2) Sprecher von Nicht-Aspektsprachen versuchen eine ganzheitliche Sicht auf eine Situation zu gewinnen, d. h. einen möglichen Abschluss einer Situation zu ermitteln, da ihnen die Selektion einer Phase von der Sprachstruktur nicht nahegelegt wird.
- 3) Die Sprecher der jeweiligen Sprachengruppe unterscheiden sich in der Auswahl der Informationen, mit denen sie eine Situation sprachlich darstellen.

In einem Experiment wurden Sprechern in kurzen Videoclips realweltliche Szenen gezeigt, in denen Bewegungsereignisse dargestellt wurden. Die kurzen Filme (10 kritische Szenen, eingebunden in 40 *Fillerszenen*) zeigten einen potentiellen Endpunkt – wie z. B. das Dorf am Ende der Landstraße auf dem Standbild (s. Abb. 1) –, die sich bewegende Entität erreichte diesen Endpunkt jedoch nicht.

Von den Probanden wurden die Blickbewegungen während des Betrachtens des Videos aufgezeichnet. Gemessen wurden Frequenz und Dauer von Fixationen auf den relevanten Objekten im Film: Fixationen auf der sich bewegenden Entität und dem potentiellen Endpunkt. Außerdem hatten die Probanden die Aufgabe, das Ereignis sprachlich darzustellen. Die Variable in dem Experiment lieferte die Kategorie ›Sprache‹ mit dem Merkmal ›Aspekt‹. Es wurden Probandengruppen von sechs Sprachen aufgenommen:



Abb. 1: Standbild aus einem Videofilm.

Niederländisch und Deutsch als Nicht-Aspektsprachen, Englisch, Spanisch, Russisch und Arabisch (Modernes Standard Arabisch) als Aspektsprachen.⁹

Die Ergebnisse zeigten signifikante Korrelationen zwischen dem Sprachentyp und Mustern der visuellen Aufmerksamkeit ebenso wie der Informationsauswahl. In der sprachlichen Darstellung erwähnten die Sprecher des Niederländischen und Deutschen überwiegend den potentiellen Endpunkt des Wegs: ›Ein Auto fährt zu einem Dorf‹. Die Probanden der Sprachen, in denen der Verbalaspekt grammatikalisiert ist, stellten diejenige Phase des Bewegungsereignisses dar, die im Film gezeigt wurde: ›a car is driving along a country road‹. Der potentielle Endpunkt blieb unerwähnt. So ist festzuhalten, dass sich die Informationsauswahl zwischen den Probandengruppen in Korrelation mit der ›Aspektsprache‹ signifikant unterschied.

Erstaunlicherweise wies aber bereits das Blickverhalten vor der Äußerung selbst signifikante Unterschiede zwischen den beiden Probandengruppen auf. Sprecher von Aspektsprachen blieben mit ihrer visuellen Aufmerksamkeit bei der sich bewegenden Entität, während Sprecher des Deutschen und Niederländischen häufige und längere Fixationen auf die Zielpunktregion zeigten: Die Blicke sprangen zwischen der sich bewegenden Entität und dem möglichen Zielort während der gesamten Präsentationszeit hin und her. Ein später durchgeführter Gedächtnistest zeigte, dass sich die Sprecher der Aspektsprachen signifikant schlechter an die Objekte am potentiellen Zielort erinnerten als die Probanden der Nicht-Aspektsprachen.

⁹ Vgl. zur ausführlichen Darstellung Christiane v. Stutterheim u.a., »How grammaticized concepts shape event conceptualization in language production: Insights from linguistic analysis, eye tracking data, and memory performance«, in *Linguistics* 50/4 (2012), S. 833–867.

Die Befunde bestätigten somit alle drei oben genannten Hypothesen. Der grammatikalisierte Aspekt schränkt die Gültigkeit einer Aussage auf ein bestimmtes Zeitintervall ein. Kann aufgrund der visuellen Wahrnehmung nur ein Ausschnitt eines Ereignisses tatsächlich als faktisch assertiert werden, so beschränkt sich der Sprecher auf eben diesen Ausschnitt. Ist eine solche temporale Festlegung jedoch in der Sprache nicht gefordert, so wählt der Sprecher eine holistische Betrachtungsweise, bei der ein Endpunkt (oder Wechsellpunkt) die Konzeptualisierung eines Ereignisses als kognitives Korrelat zu einem Satz ermöglicht. Ganz im Sinne des Zitats von Whorf erweisen sich die beiden Gruppen also *not equivalent as observers*.

Nun könnte man einwenden, das Ergebnis sei trivial, da man natürlich dasjenige im Verlauf der Sprachproduktion betrachte, was man auszudrücken plane und dies sei wiederum durch die Einzelsprache in spezifischer Weise vorgegeben. Die beobachteten Unterschiede seien nichts als ein Gekräusel an der Oberfläche, die kognitiven Prozesse dagegen den sprachlichen Strukturen vorausgesetzt und von ihnen unabhängig, so die Position der Universalisten.¹⁰ Allerdings zeigten Folgeuntersuchungen zu Mustern visueller Aufmerksamkeit in Kontexten ohne sprachliche Aufgaben ähnliche Präferenzen wie in Verbindung mit Versprachlichungsaufgaben.¹¹ Evidenz dafür, dass die einzelnen Sprachen mit den in ihnen lexikalisierten und grammatikalisierten begrifflichen Kategorien gedankliche Inhalte in spezifischer Weise strukturieren, kommt auch aus der Fremdsprachenerwerbsforschung und der Übersetzungsforschung. Im Fremdsprachenerwerb zeigt sich, dass Lerner neben einem phonetischen Akzent meist auch einen »kognitiven Akzent« aufweisen, der in bestimmten Bereichen äußerst schwierig zu überwinden ist. Zu diesen Bereichen zählen in besonderer Weise raum- und zeitrelationale Kategorien, die mit Perspektivensetzungen verbunden sind. Betrachten wir abschließend zur Illustration des Gesagten einen berühmten Satz der Philosophie und seine englischen Übersetzungen: »wovon man nicht sprechen kann, darüber muss man schweigen.«¹²

Verschiedene englische Übersetzungen bieten unterschiedliche Versionen an:

10 Z. B. Lawrence W. Barsalou, »Grounded cognition«, in *Annual Review of Psychology* 59 (2008), S. 617–645.

11 Monique Flecken, Christiane von Stutterheim und Mary Carroll, »Grammatical aspect influences motion event perception: findings from a cross-linguistic non-verbal recognition task«, in *Language and Cognition* 6/1 (2014), S. 45–78.

12 Ludwig Wittgenstein, *Tractatus logico-philosophicus. Logisch-philosophische Abhandlung*, 12. Aufl., Frankfurt a. M. 1977, Vorwort.

- 1) *Whereof one can not speak, thereof one must be silent.*
- 2) *About that, of which one cannot speak, one must remain silent.*
- 3) *What we cannot talk about we must pass over in silence.*

Das Verb schweigen wird einmal mit *be silent*, einmal mit *remain silent*, einmal mit *pass over in silence* wiedergegeben. Keine Übersetzung trifft genau das Original in seinen aktionalen Eigenschaften. Die Probleme bei der Übersetzung von Texten führen uns vor Augen, dass die These »im Prinzip ließe sich alles in jeder Sprache ausdrücken« nur bei einer sehr lockeren Auslegung von »im Prinzip« stimmt. Sicherlich kann man sich über Sprachen hinweg über Fakten verständigen, auch über logische Schlüsse und philosophische Deutungen der Welt. Anders sieht es jedoch dort aus, wo in der alltäglichen Deutung und Vermittlung von Erfahrung kognitive Prozesse schnell und automatisch ablaufen. Im Verlauf des Erstspracherwerbs nimmt der Mensch durch die sprachlichen Kategorien seiner Muttersprache zum Ausdruck gebrachte Muster auf, denen er bei der kognitiven Verarbeitung von Erfahrung folgt. Diese Muster werden zu ausgetretenen Pfaden, auf denen das Denken sehr schnell und hochgradig automatisiert voranschreiten kann. Wie die Ergebnisse der empirischen Studien gezeigt haben, funktionieren Sprachen mit ihren über die lexikalischen und grammatischen Strukturen selektiv kodierten begrifflichen Inventaren als kognitiver Filter für Wahrnehmung, Erinnerung und Kommunikation. Dieser Filter ist nützlich, denn er ermöglicht uns die Alltagsorientierung in der Welt.

Berichte und Notizen



Leipziger Ausgabe der Werke von Felix Mendelssohn Bartholdy.

Kleinere Bühnenwerke. Leipziger Ausgabe der Werke von Felix Mendelssohn Bartholdy, Serie V, Band 11

Herausgegeben von Ralf Wehner, Breitkopf & Härtel, Wiesbaden 2015, XLV + 262 Seiten, 11 Abbildungen, Festeinband

Der vorliegende Gesamtausgabenband enthält alle einem musikdramatischen Genre zuzurechnenden Werke Felix Mendelssohn Bartholdys mit Ausnahme der Singspiele seiner Kinder- und Jugendzeit, des Opernfragmentes *Lorelei* MWV L 7 und der großen Schauspielmusiken der 1840er Jahre, die für den preußischen König Friedrich Wilhelm IV. komponiert wurden. Zusätzlich werden Arrangements einzelner Sätze mitgeteilt. Der Terminus ›Bühnenwerke‹ ist etwas weiter gefasst, da nicht in jedem Falle eine szenische Umsetzung belegt ist beziehungsweise sich die Texte oder die Stücke dazu in Grenzbereichen zwischen einer konzertanten Aufführung und einer Bühnenaufführung bewegen. Zudem handelt es sich um Werke, die in Besetzung, Charakter und Umfang höchst unterschiedlich sind. Die ›Bühne‹ für die ersten Werke bildete der Salon der Mendelssohns, in dem regelmäßig kleinere Stücke szenisch oder halbszenisch aufgeführt wurden: zu Weihnachtsfesten, Geburtstagen und zu anderen familiären Anlässen. Der Knabe Felix Mendelssohn wuchs in diese Atmosphäre hinein, erlebte die Festivitäten und war bald bemüht, sich mit eigenen Beiträgen daran zu beteiligen. Der vorliegende Band enthält mehrere Fragmente aus der Kinderzeit, einen 1833 gedruckten Beitrag für ein Festspiel des Berliner Dichters Gustav Julius (1810–1851), vier Schauspielmusiken für die Düsseldorfer Bühne aus den Jahren 1833 bis 1835 und eine Gelegen-

heitskomposition für das Leipziger Theater in Form einer aus einer großen Ouvertüre und einem Frauenchor bestehenden Musik zu *Ruy Blas* MWV M 11 (1839).

Eröffnet wurde die Werkgruppe im März 1820 mit der Vertonung eines Textes einer französischen »Comédie pastorale«. Es handelte sich um *Blanche et Vermeille* des damals bekannten und erfolgreichen Dichters Jean-Pierre Claris de Florian (1755–1794). Nur wenige Wochen später entstand ein *Lustspiel in 3 Szenen*. Die Handlung spielt im Bankhaus der Mendelssohn-Familie. Tragende Figuren sind Vater und Onkel des Komponisten, nämlich Abraham und Joseph Mendelssohn. Diese vertreiben gemeinschaftlich einen Künstler, der bei ihnen ein Konzert geben will. Texte wie »Schon wieder einer von dieser Race, mach, dass Du fort kommst, damit ich Dich nicht hasse, fort, fort, fort, fort.« dürften dabei aus dem engsten Familienkreis, wenn nicht sogar vom 11-jährigen Komponisten selbst stammen. Wie dieses Werk blieben allerdings auch drei weitere, bis 1822 komponierte Stücke unvollendet bzw. wurden durch die Überlieferung zum Fragment. Von einer Freischütz-Parodie MWV M 4 ist nur das Textbuch überliefert, von einer Mozart-Parodie MWV M 5 nur die letzte Seite einer Solostimme mit einem Teil des Schlusschores. Im Zentrum des Bandes stehen vier szenengebundene Musiken, die Mendelssohn im Auftrag von Karl Leberecht Immermann (1796–1840) für das im Entstehen begriffene Düsseldorf Stadttheater komponierte. Es sind dies die Musiken zu *Der standhafte Prinz* MWV M 7, *Andreas Hofer* MWV M 8, *Kurfürst Johann Wilhelm im Theater* MWV M 9 und zu *Alexis* MWV M 10, die in ihren Bühnenfassungen durchweg Erstdrucke darstellen. Das erstgenannte Werk ist das umfangreichste Stück. Es besteht aus zwei orchesterbegleiteten Männerchören der in Marokko festgehaltenen Christensklaven, einer opulenten Schlachtmusik, einem Melodram und einem kurzen Trauermarsch. Im Zentrum des Werkes steht mit der Schlachtmusik ein Unikum im Schaffen des Komponisten. In Immermanns Einrichtung des Calderonschen »Standhaften Prinzen« fand diese Musik am Ende des 2. Aktes Verwendung. Signalhaft eingesetzte Bläser, die Zerrissenheit der Streicherfiguren und der Einsatz von Piccolo-Flöte, Bassposaune, großer Trommel und Becken zeichnen eine effektvolle Programmmusik. In einem mittleren Teil, der durch den Wechsel der Tonart eingeleitet wird, führt Mendelssohn die Schlachtmusik im Stile eines Geschwindmarsches weiter. Es ist wohl nur den Entstehungsumständen zuzuschreiben, dass eine solche Musik erst 180 Jahre nach ihrer Komposition das erste Mal veröffentlicht wird.

Ralf Wehner

Geistliche Werke für Chor (oder Solostimmen mit Chor) und Orgel bzw. Basso continuo. Fassungen für größere Besetzungen. Leipziger Ausgabe der Werke von Felix Mendelssohn Bartholdy, Serie VI, Band 2A

Herausgegeben von Clemens Harasim, Breitkopf & Härtel, Wiesbaden 2015, XXVII + 160 Seiten, 5 Abbildungen, Festeinband

Dieser Band enthält von Mendelssohn verfasste Instrumentierungen dreier seiner geistlichen, ursprünglich mit Orgel begleiteten Chorwerke: das *Anthem* »Why, o Lord, delay for ever« MWV A 19, das *Hymn* »Hear my prayer« MWV B 49 und das »Ave Maria« op. 23 Nr. 2 MWV B 19. Sowohl hinsichtlich ihrer Anlässe als auch ihrer Gestalt unterscheiden sich diese Bearbeitungen maßgeblich.

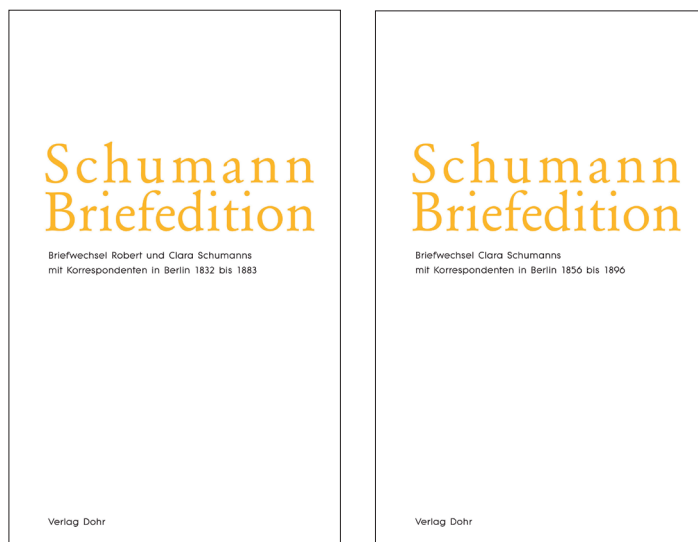
Der Auftraggeber des 1840 entstandenen und ein Jahr darauf gedruckten dreisätzigen *Anthems* »Why, o Lord, delay for ever« MWV B 33 für Solo, Chor und Orgel war der Rechtsprofessor, Musikliebhaber und Moscheles-Schüler Charles B. Broadley (1800–1866) aus Cambridge, der auch das Libretto – eine Paraphrase des 13. Psalms – verfasst hatte. Im Oktober 1842 wandte sich Broadley erneut an Mendelssohn und erbat eine Orchestrierung des Stückes. Der Komponist kam dieser Bitte nach und nutzte die Gelegenheit, zusätzlich eine ausladende Chorfüge über die leicht veränderten Textworte der letzten Zeile der Dichtung zu komponieren und machte dieses nach eigenem Bekunden »beste Stück vom Ganzen« dem Auftraggeber zum Geschenk. Broadley veranlasste nach Erhalt der von Mendelssohn korrigierten Partiturabschrift im Januar 1843 sogleich Ignaz Moscheles (1794–1870), ein Arrangement des neukomponierten Schluss-Satzes für die Begleitung durch ein Tasteninstrument zu erstellen, welches er schon im Mai 1843 als Ergänzung von MWV B 33 drucken ließ. In dieser unautorisierten Form – mit Orgelbegleitung und Schluss-Fuge – wurde das Werk bis heute oft rezipiert; gelegentlich wurde in Ausgaben sowohl der Orgel- als auch der Orchesterfassung dem Schluss-Satz gar eine deutsche Übersetzung des Textes unterlegt. Die Art der Bearbeitung jedoch, die sich auch in der Quellensituation widerspiegelt, verleiht der Orchesterfassung des *Anthems* viel stärker autonomen Werkcharakter, als dies bei sonstigen Fassungen und Bearbeitungen der Fall ist; die Neukomposition eines vollständigen Satzes lässt sie als eine Fassung im weiteren Sinne erscheinen und rechtfertigt somit auch eine separate Werknummer innerhalb der Werkgruppe »Groß besetzte geistliche Vokalwerke« (MWV A 19). Da ein Druck der Fassung mit Orchester zu Lebzeiten Mendelssohns nicht mehr realisiert werden konnte, stützt sich die Edition auf die autografe Partitur und die korrigierte Abschrift; Quellen zu MWV B 33 mussten nicht herangezogen werden.

Die Instrumentierung der Begleitung des »Ave Maria« op. 23 Nr. 2 MWV B 19 für 2 Fagotte, 2 Klarinetten und Bassi erfolgte Anfang des Jahres 1834. Men-

delssohn beabsichtigte zu dieser Zeit, das 1830 komponierte und 1832 in der »Kirchen-Musik für Chor« op.23 mit beziffertem Bass bei N.Simrock gedruckte achtstimmige Chorwerk als Teil der Düsseldorfer Kirchenmusik aufzuführen. Da jedoch die Orgel in einer der beiden dortigen Hauptkirchen (in St.Lambertus) defekt und somit nicht zu verwenden war, fügte Mendelssohn dem Stück die entsprechende Instrumentalbegleitung bei. Als dann der Komponist im April 1837 Simrock vorschlug, für einen Neudruck des bereits sehr beliebten und verbreiteten »Ave Maria« nicht nur die bezifferte Bass-Stimme durch eine ausgeschriebene Orgelstimme zu ersetzen, sondern auch eine alternative Instrumentalbegleitung beizugeben, war der Verleger sogleich einverstanden; und so erschien ein separater Druck von op.23 Nr.2 im Frühjahr 1838 in Form der Chorphartitur mit Orgel und fünf angehängten Blättern mit den Instrumentalstimmen.

Die Instrumentierung der Orgelbegleitung des im englischsprachigen Gebiet außerordentlich beliebten *Hymn* »Hear my prayer« MWV B 49 nahm Mendelssohn auf Bitte des irischen Komponisten und Dirigenten Joseph Robinson (1815–1898) vor, der mit ihm während der Proben zur Uraufführung des *Elijah* im August 1846 die Modalitäten dazu mündlich besprach. Im Jahr 1844 hatte Mendelssohn die Paraphrase des 55.Psalms von William Bartholomew für Solo, Chor und Orgelbegleitung vertont, im Jahr darauf waren Uraufführung und Drucklegung erfolgt. Im Februar 1847 sandte Mendelssohn schließlich die Partitur der Orchesterstimmen (in Form einer Art Particell) zum Verleger Edward Buxton nach London, wo daraus und aus den Singstimmen der gedruckten Fassung mit Orgelbegleitung eine Partitur (für eine Aufführung und wohl auch als mögliche Druckvorlage) erstellt wurde. Robinson war es schließlich, der die Orchesterfassung am 21.Dezember 1848 in seinen Antient Concerts in Dublin zur (postumen) Uraufführung brachte. Erst 1880 erschien die Fassung mit Orchester erstmals im Druck.

Clemens Harasim



Briefwechsel Robert und Clara Schumanns mit Korrespondenten in Berlin 1832 bis 1883

Herausgegeben von Klaus Martin Kopitz, Eva Katharina Klein und Thomas Synofzik, Schumann-Briefedition, Serie II, Freundes- und Künstlerbriefwechsel, Band 17, hrsg. vom Robert-Schumann-Haus Zwickau und dem Institut für Musikwissenschaft der Hochschule für Musik Carl Maria von Weber Dresden in Verbindung mit der Robert-Schumann-Forschungsstelle Düsseldorf und der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, Köln, Dohr, 2015, 1000 Seiten, 4 Tafeln, Festeinband

Briefwechsel Clara Schumanns mit Korrespondenten in Berlin 1856 bis 1896

Herausgegeben von Klaus Martin Kopitz, Eva Katharina Klein und Thomas Synofzik, Schumann-Briefedition, Serie II, Freundes- und Künstlerbriefwechsel, Band 18, hrsg. vom Robert-Schumann-Haus Zwickau und dem Institut für Musikwissenschaft der Hochschule für Musik Carl Maria von Weber Dresden in Verbindung mit der Robert-Schumann-Forschungsstelle Düsseldorf und der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig), Köln, Dohr, 2015, 868 Seiten, 16 Tafeln, Festeinband

Unter den Musikern, die im 19. Jahrhundert in der preußischen Metropole Berlin ansässig waren, befanden sich – anders als in Leipzig – kaum Persönlichkeiten, die die europäische Musikgeschichte nachhaltig prägten. Bedingt durch das Königshaus und dessen Geschmack erfuhr das Musikleben der Stadt

eine eher konservative Ausrichtung. Dennoch waren die Beziehungen Robert und Clara Schumanns zu Berlin äußerst vielfältig. Die Stadt diente ihnen immer wieder als Ziel zahlreicher Reisen und war Ort vieler Konzerte. Mehrere Jahre wohnte Clara Schumann sogar in Berlin, ebenso ihr Halbbruder Wolde-mar Bargiel und ihre Mutter Mariane Bargiel geschiedene Wieck. Teilweise lebten einige der Schumann-Kinder auch allein dort, etwa bei dem Pädagogen Hermann Planer, Lehrer am renommierten Joachimsthalschen Gymnasium. Zu jenen, die sie betreuten, gehörte Elisabeth Werner, eine Schülerin von Wolde-mar Bargiel, die für die Kinder weit mehr als nur Erzieherin war. Für Clara Schumann war sie durchaus Freundin und Vertraute.

Attraktiv für Musiker erschien Berlin durch die von Carl Friedrich Zelter begründete Singakademie, die Königliche Kapelle, das Königliche Opernhaus Unter den Linden und nicht zuletzt durch die Königliche Bibliothek mit einer der weltweit größten Musiksammlungen. Clara Schumann hat später einen beträchtlichen Teil vom Nachlass ihres Mannes dorthin verkauft. Die zähen Verhandlungen, für die das preußische Kultusministerium zuständig war, lassen sich jetzt erstmals detailliert nachverfolgen.

In Berlin wirkten auch einflussreiche Musikjournalisten, insbesondere der für die *Vossische Zeitung* tätige Ludwig Rellstab, den Robert Schumann für seine *Neue Zeitschrift für Musik* gewinnen konnte, ebenso Hieronymus Truhn, der gleichfalls für die *Neue Zeitschrift für Musik* schrieb.

Später wurde die Musikstadt Berlin vor allem durch den Geiger, Komponisten, Dirigenten und Brahms-Freund Joseph Joachim geprägt, der 1869 von König Wilhelm I. zum Gründungsrektor der Berliner Musikhochschule berufen wurde, der heutigen Universität der Künste. Joachims Bemühungen, der befreundeten Clara Schumann dort ebenfalls eine Professur zu verschaffen, endeten jedoch, als ihr das Hoch'sche Konservatorium in Frankfurt am Main weit bessere Konditionen bot. Die Korrespondenz zwischen Robert und Clara Schumann sowie Joseph Joachim, deren Herausgabe derzeit in Arbeit ist, wird innerhalb der Serie II der Schumann-Briefedition gesondert als Band 2 erscheinen.

Wichtige Korrespondenzpartner in den Bänden 17 und 18 sind die Musikschriftsteller Siegfried Wilhelm Dehn, Adolf Bernhard Marx, Johann Philipp Schmidt und Philipp Spitta, die Schriftsteller Bettina von Arnim, Gisela von Arnim, Herman Grimm, Louis du Rieux, Jegór von Sivers und Titus Ullrich, der Philosoph Moritz Lazarus, der Altertumsforscher und Museumsdirektor Richard Schöne sowie der musikliebende Kaufmann Martin Levy, bei dem Clara Schumann mehrfach logierte.

Nicht unerwähnt bleiben darf König Friedrich Wilhelm IV., dem Robert Schumann Widmungsexemplare seines Oratoriums *Das Paradies und die Peri* sowie seiner Oper *Genoveva* zusandte. Der Monarch revanchierte sich dafür

mit der Kleinen bzw. der Großen Goldenen Medaille für Kunst. Die Berliner Erstaufführung des Oratoriums *Das Paradies und die Peri*, die am 17. Februar 1847 unter der Leitung des Komponisten in der Singakademie stattfand, dürfte ein gewisser Höhepunkt in Schumanns Leben gewesen sein, war doch Friedrich Wilhelm dabei persönlich anwesend. Weitere Berliner Politiker, die zum Bekanntenkreis der Familie Schumann gehörten, waren Friedrich Althoff, Gustav von Goßler, Julius Greiff, Robert von Keudell und Graf Friedrich Wilhelm von Redern, von denen Letzterer gleichfalls bei der Berliner Erstaufführung des Oratoriums zugegen war.

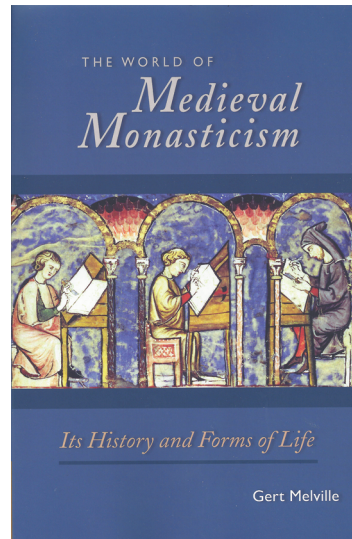
Darüber hinaus sind als Korrespondenzpartner zahlreiche bekannte und weniger bekannte Komponisten, Pianisten und Dirigenten vertreten, darunter Julie von Asten, Ludwig Berger, Gustav Heuser, Herrmann Hirschbach, Friedrich Kiel, Hermann Krigar (der Schwager des Malers Adolph Menzel), Theodor Kullak, Oskar Kolberg, Marie Lichtenstein, Johanna Mathieux (die spätere Frau des Theologen Gottfried Kinkel), Carl Moeser, Siegfried Ochs, Robert Radecke, Laura Rappoldi-Kahrer, Carl Friedrich Rungenhagen, Gaspare Spontini, Julius Stern und Wilhelm Taubert – außerdem Sängerinnen und Sänger wie Pauline Decker, Heinrich Salomon, Henriette Sontag und August Zschiesche.

Viele dieser Namen sind in den Biografien des Musikerpaars bislang kaum oder gar nicht genannt worden. Daneben tauchen bislang völlig unbekannte Personen auf, über die kein noch so spezielles Nachschlagewerk Auskunft zu geben vermag. Einer dieser vollkommen Vergessenen ist der Schriftsteller Ludwig Eichler, der Robert Schumann 1839 seine humoristische Novelle *Abenteuer eines Contrabassisten* sandte, die dieser freundlicherweise an das *Pesther Tageblatt* weiter vermittelte. Später gehörte Eichler in Berlin zu den zentralen Gestalten der 1848er Revolution und musste bald darauf – steckbrieflich gesucht – ins Ausland fliehen.

Vollständig übersehen wurde bisher der Berliner Kaufmann Joseph Fürst, obwohl er ein enger Freund von Felix Mendelssohn Bartholdy war und am Libretto von dessen Oratorium *Paulus* beteiligt. 1848 ließ sich Fürst von der Berliner Märzrevolution zu dem Gedicht *Deutscher Freiheitssang* inspirieren, das er Schumann sandte, der es tatsächlich vertonte. Da Fürst seine Briefe an Mendelssohn und Schumann nur mit »J. Fürst« zeichnete, ging die Forschung bislang davon aus, es handele sich um den bekannten Leipziger Orientalisten Julius Fürst. Alle Briefe von »J. Fürst« wurden allerdings in Berlin geschrieben, und – wie ein Schriftvergleich ergab – ist die Handschrift dieser Briefe nicht identisch mit derjenigen von Julius Fürst. Auch wenn in zahlreichen Büchern inklusive der neuen Mendelssohn-Briefausgabe zu lesen ist, der Orientalist hätte zum Freundeskreis von Mendelssohn und Schumann gehört, so ist dies offenkundig nicht der Fall und bedarf einer Korrektur.

Insgesamt demonstriert allein der unerwartet große Umfang der Korrespondenz mit Berliner Persönlichkeiten, dass Berlin schon im 19. Jahrhundert eine bedeutende Musikmetropole war. Auch für die Musikgeschichtsschreibung der Stadt dürften die Bände 17 und 18, die kürzlich innerhalb der Serie II der Schumann-Briefedition erschienen, von nicht geringem Wert sein.

Klaus Martin Kopitz



Gert Melville, *The World of Medieval Monasticism. Its History and Forms of Life* (Cistercian Studies Series, Bd. 263)

Ins Englische übersetzt von James D. Mixson und mit einem Vorwort von Giles Constable, Athens (Ohio) 2016, XVIII + 444 S., 18 Abbildungen, Broschur

Die Forschungen zu Klöstern und Orden, zu Mönchen und Nonnen, allgemein zu jenen Lebensformen des Mittelalters, die sich unter einer Regel der Nachfolge Christi oder der Apostel widmeten, hat in den letzten Jahren einen erfreulichen Aufschwung genommen. Zahlreiche Studien haben unser Detailwissen in vielerlei Hinsicht bereichert und verbreitert. Was jedoch lange Zeit fehlte, war eine fundierte Übersicht des Gesamtphänomens, der »Welt der mittelalterlichen Klöster«, ihrer Geschichte und ihrer Strukturen. Diese Lücke wurde im Jahre 2012 von Gert Melville mit seinem gleichnamigen Buch geschlossen, das sich seitdem als Standardwerk zum Gegenstand etabliert hat.

Das Buch zeichnet dabei eine innovative Struktur aus, denn erstmals wird Ordensgeschichte nicht als bloße Abfolge verschiedener religiöser Strömungen vorgestellt, sondern auch einem systematischen Zugriff unterzogen, der Themenbereiche, wie das »Recht« oder »institutionelle Verfahren« ebenso ordensübergreifend und damit vergleichend in den analytischen Blick nimmt. Zu diesen systematisch untersuchten Feldern zählen zudem die Vergangenheitskonstruktionen der Klöster und Orden, zählen Techniken des Wissenserwerbs, aber auch Spannungsfelder wie jenes von »Kloster und Welt« oder das von »Individuum und Gemeinschaft«. Zugleich vermittelt Melvilles Buch

einen Überblick der großen Entwicklungslinien innerhalb der Geschichte des Mönchtums. Es bietet dabei nicht allein einen fundierten und breiten historischen Abriss der verschiedenen Ausprägungen und Strömungen der *Vita religiosa* von der Spätantike bis zur Reformation, sondern zusätzlich Detailbetrachtungen zu besonders zentralen Ereignissen, wirkmächtigen Personen oder eindrucklichen Entwicklungen.

Dank der Auszeichnung des Bandes mit einer Aufnahme in den Übersetzungsfonds »Geisteswissenschaften International« konnte dieses Buch jetzt ins Englische übertragen und in den Vereinigten Staaten publiziert werden. In der vorzüglichen Übersetzung von James Mixson, Professor für Geschichte an der University of Alabama, erschien das Buch nun in einer aktualisierten und speziell für den anglophonen Markt überarbeiteten Fassung. Erweitert wurde es um ein Vorwort von Giles Constable, dem Doyen der amerikanischen Ordensforschung, der lange Jahre am renommierten »Institute for Advanced Study« in Princeton (USA) wirkte. In kurzen Notizen versprechen zudem international führende Historiker der Mittelalterlichen Geschichte, zu nennen sind David Luscombe (UK), David D'Avray (UK), John Van Engen (USA), Timothy J. Johnson (USA) und Barbara Rosenwein (USA), dem Leser zu Beginn des Buches eine spannende Lektüre.

Melvilles Buch ist – in der englischen wie zuvor schon in der deutschen Fassung – eine Fundgrube für jeden, der sich über Klöster im Mittelalter informieren möchte, der wissen will, wie man in ihnen lebte, der verstehen möchte, was Frauen und Männer bewegte, die sich für ein solches Leben entschieden.

Mirko Breitenstein und Jörg Sonntag

Autoren

- Dr. Gabriele Ball,
Sächsische Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, Die deutsche Akademie
des 17. Jahrhunderts: Fruchtbringende Gesellschaft; ball@hab.de
- Dr. Bettina Bock,
Sächsische Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, Deutsche Wortfeld-
etymologie in europäischem Kontext; Bettina.Bock@uni-jena.de
- Dr. Mirko Breitenstein,
Sächsische Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, Klöster im Hochmittel-
alter: Innovationslabore europäischer Lebensentwürfe und Ordnungsmodelle;
breitenstein@saw-leipzig.de
- Prof. Dr. Heinrich Detering,
Georg-August-Universität Göttingen, Seminar für Deutsche Philologie;
Präsident der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung;
detering@phil.uni-goettingen.de
- Anne Dickel,
Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel, Abteilung Alte Drucke;
dickel@hab.de
- Dr. Clemens Harasim,
Sächsische Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, Leipziger Ausgabe der
Werke von Felix Mendelssohn Bartholdy, LMA@saw-leipzig.de
- Dr. Andreas Herz,
Sächsische Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, Die deutsche Akademie
des 17. Jahrhunderts: Fruchtbringende Gesellschaft; herz@hab.de
- Prof. Dr. Andreas Kleinert,
Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Institut für Physik;
kleinert@physik.uni-halle.de
- Dr. Klaus Martin Kopitz,
Sächsische Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, Edition der Briefe Robert
und Clara Schumanns mit Freunden und Künstlerkollegen;
kopitz@saw-leipzig.de
- Dr. Sebastian Liebold
Technische Universität Chemnitz, Institut für Politikwissenschaft; SMWK-
Projekt: Eine Intellectual History der Bundesrepublik: Multiple Zugänge;
sebastian.liebold@phil.tu-chemnitz.de

Prof. Dr. Tonio Sebastian Richter

Freie Universität Berlin, Ägyptologisches Seminar; Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften, Strukturen und Transformationen des Wortschatzes der ägyptischen Sprache. Text- und Wissenskultur im alten Ägypten; sebastian.richter@fu-berlin.de

Dr. Frank Schale

Technische Universität Chemnitz, Institut für Politikwissenschaft; SMWK-Projekt: Eine Intellectual History der Bundesrepublik: Multiple Zugänge; frank.schale@phil.tu-chemnitz.de

Prof. Dr. Hans Ulrich Schmid,

Universität Leipzig, Institut für Germanistik; Ordentliches Mitglied der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig; Projektleiter des Akademie-Projektes Althochdeutsches Wörterbuch; huschmid@uni-leipzig.de

Dr. Jörg Sonntag,

Sächsische Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, Klöster im Hochmittelalter: Innovationslabore europäischer Lebensentwürfe und Ordnungsmodelle; sonntag@saw-leipzig.de

Prof. Dr. Pirmin Stekeler-Weithofer

Universität Leipzig, Institut für Philosophie; Ordentliches Mitglied und Altpräsident der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig; stekeler@rz.uni-leipzig.de

Timo Steyer

Herzog August Bibliothek, Forschungsverbund Marbach Weimar Wolfenbüttel, Digital Humanities; steyer@hab.de

Prof. Dr. Christiane von Stutterheim,

Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg, Institut für Deutsch als Fremdsprachenphilologie; stutterheim@idf.uni-heidelberg.de

Dr. Ralf Wehner,

Sächsische Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, Leipziger Ausgabe der Werke von Felix Mendelssohn Bartholdy, LMA@saw-leipzig.de

Dr. Sabine Ziegler,

Sächsische Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, Deutsche Wortfeld-etymologie in europäischem Kontext; Humboldt-Universität zu Berlin, Institut für deutsche Sprache und Linguistik; ziegler@saw-leipzig.de